

Rundfunk und Geschichte

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

23. Jahrgang Nr. 2 / 3 - April / Juli 1997

**Der freie Wettbewerb als Erfolgsgarantie?
Beispiele aus der Technikgeschichte des Fernsehens**

Einführung des Werbefernsehens in Bayern

G. Grosz und J. R. Becher im Rundfunk (Teil II)

Berliner Rundfunkversuchsstelle (1928 - 1935)

Kriegsgefangenenfrage im Berliner Rundfunk

Buch, Buchhandel und Rundfunk (1950 - 1960)

Rezensionen

Bibliographie

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Redaktionsanschrift

Dr. Ansgar Diller, Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main - Berlin, Bertramstraße 8,
60320 Frankfurt am Main, Tel. 069-15687212, Fax 069-15687200

Dr. Edgar Lersch, Süddeutscher Rundfunk, Historisches Archiv, Neckarstraße 230, 70190 Stuttgart,
Tel. 0711-9293233, Fax 0711-9292698

Redaktionsassistent: Dr. Stefan Niessen

Herstellung: Michael Friebe

Redaktionsschluß: 3. Juli 1997

Inhalt

23. Jahrgang Nr. 2 / 3 - April / Juli 1997

Aufsätze

- Herwig Walitsch
Der freie Wettbewerb als Erfolgsgarantie?
Versuch einer Mythenkritik am Beispiel der Geschichte der Fernsehtechnik 97
- Bettina Hasselbring
Einführung des Werbefernsehens in Bayern (1956) 111

Miszellen

- »Diese irrationalistische, teufelsgläubige Zeit«
George Grosz und Johannes R. Becher in der Berliner Funkstunde, Teil II
(Jeanpaul Goergen) 119
- Die Berliner Rundfunkversuchsstelle (1928 - 1935)
Zur Geschichte und Rezeption einer Institution aus der Frühzeit
von Rundfunk und Tonfilm
(Dietmar Schenk) 124
- »Die Heimat ruft«. Die Heimkehr deutscher Kriegsgefangener aus der
Sowjetunion im Programm des Berliner Rundfunks (1945 - 1950)
(Jörg-Uwe Fischer) 127
- Neues vom Schatzkästlein
»Buch, Buchhandel und Rundfunk 1950 - 1960«. Ein Tagungsbericht
(Sabine Schiller-Lerg) 133
- Klaus von Bismarck (1912 - 1997)
(Wolf Bierbach) 138
- Reinhold Vöth (1930 - 1997)
(Bettina Hasselbring) 139
- David Berger (1915 - 1997)
(Ulf Scharlau) 143
- Reinhard Schneider (1922 - 1997) 143
- Kamerastile im aktuellen Kino. Ein Tagung in Marburg
(Matthias Kraus) 144
- »Bildstörung - Grenzphänomene des Dokumentarischen Films«
Eine Tagung in Stuttgart
(Edgar Lersch) 147
- Fernsehen im Helldunkel
Eindrücke von der Ausstellung »Der Traum vom Sehen« in Oberhausen
(Oliver Zöllner) 149
- Britisches Truppenfernsehen mit neuem Namen
Kleiner Aufriß seiner Geschichte
(Oliver Zöllner) 152
- »Echo der Schweiz«. Eine Rundfunkausstellung in Schwyz
(Theo Mäusli) 154
- Memory of the World
Projekt der UNESCO zur Erhaltung des Weltdokumentenerbes 154
- Molotow im Rundfunk am 22. Juni 1941. Eine Ergänzung 155

Rezensionen

- Horst J. P. Bergmeier / Rainer E. Lotz: Hitler's Airwaves
(Ansgar Diller) 156
- Konrad Dussel: Die Interessen der Allgemeinheit vertreten
(Ansgar Diller) 156
- Hans-Ulrich Wagner: »Der gute Wille, etwas Neues zu schaffen«
(Wolfram Wessels) 157
- Jacques Semelin: La liberté au bout des ondes
(Muriel Favre) 158
- Gerald Diesener / Rainer Gries: Propaganda in Deutschland
(Wolfgang Mühl-Benninghaus) 159
- Siegfried J. Schmidt / Brigitte Spieß: Die Kommerzialisierung der Kommunikation
(Rainer Gries) 160
- Hermann Fünfgeld / Claudia Mast (Hrsg.): Massenkommunikation
(Christian Filk) 162
- Sabine Jungk (Hrsg.): Zwischen Skandal und Routine?
(Christian Filk) 162
- Ursula E. Koch u.a. (Hrsg.): Hörfunk in Deutschland und Frankreich /
La radio en France et en Allemagne.
(Muriel Favre) 163
- Susanne Pollert: Film- und Fernseharchive in der Bundesrepublik Deutschland
(Edgar Lersch) 164
- Ralf Koch: »Medien mögen's weiß«: Rassismus im Nachrichtengeschäft
(Christian Filk) 166
- Josef Häusler: Spiegel der Neuen Musik: Donaueschingen
(Ansgar Diller) 167
- Nordrhein-Westfalen. Ein Land in seiner Geschichte 1946 - 1996
Wolfram Köhler (Hrsg.): Nordrhein-Westfalen. Fünfzig Jahre später
(Ansgar Diller) 168
- Stefan Plaggenborg: Revolutionskultur
(Carola Tischler) 168
- Carola Tischler: Flucht in die Verfolgung
(Ansgar Diller) 169
- Michael Bollé: Die Großfunkstation Nauen und ihre Bauten von Hermann Muthesius
Deutsche Telekom (Hrsg.): Nauen sendet
Reinhard Klein-Arendt: »Kamina ruft Nauen!«
(Ansgar Diller) 170
- Chris Howland: Happy Days?
(Oliver Zöllner) 171
- Slovenský rozhlas (Hrsg.): Slovenský rozhlas. V jubilejnom roku 1996
(Ansgar Diller) 172
- Bibliographie**
- Online, Internet und Digitalkultur.
Zur jüngsten Diskussion um die Informationsgesellschaft
(Christian Filk) 173
- Zeitschriftenlese 73 (1.2. - 30.4.1997)
(Rudolf Lang) 181

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

28. Jahrestagung des Studienkreises in Potsdam	183
25. Grünberger Doktoranden-Kolloquium 1997	184
»Fernsehpioniere in Österreich«. Tagung beim ORF in Wien	188
»Rezeptionsgeschichte nach 1945«. Eine Tagung im Südwestfunk	188

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Programmgeschichte des Rundfunks in der Weimarer Republik erschienen	189
CDs zu Stalin-Kult und Zeppelin	189

Autoren der längeren Beiträge

Dr. Jörg-Uwe Fischer, Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main / Berlin,
Historisches Archiv, Rudower Chaussee 3, 12487 Berlin

Jeanpaul Goergen, Publizist, Großbeerenstraße 56 D, 10965 Berlin

Bettina Hasselbring, Bayerischer Rundfunk, Historisches Archiv, Rundfunkplatz 1, 80300 München

Dr. Dietmar Schenk, Hochschule der Künste Berlin, Ernst-Reuter-Platz 10, 10587 Berlin

Dr. Sabine Schiller-Lerg, Schürbusch 115, 48163 Münster

Herwig Walitsch, Institut für Germanistik an der Universität Graz, Merangasse 78, A-8010 Graz

Der freie Wettbewerb als Erfolgsgarantie?

Versuch einer Mythenkritik am Beispiel der Geschichte der Fernsehtechnik*

I

Der Post-Kommunismus steht in seinem siebenten Jahr - und es scheint ein verflixtes zu sein. Die wettbewerbsgemäß gefütterten Kühe drehen durch, die Menschen, die ihr wettbewerbsbedingt billiges Fleisch essen, auch. Nationale Traditionsunternehmen, dem gesamteuropäischen Wettbewerb ausgesetzt, schließen reihenweise oder werden ins Ausland, das, wirtschaftlich gesehen, längst keines mehr ist, verkauft. Gesamteuropäisch ziehen sich die Staaten ihren Budgetkonsolidierungsprogrammen entsprechend aus dem wirtschaftlichen Wettbewerb zurück - prompt stagniert das Wachstum dieser wettbewerbsorientierten Marktwirtschaft, die den Ausfall des Staates als Auftraggeber offensichtlich nicht verkraftet. Der Kostenfaktor menschliche Arbeitskraft gerät zu einem glasklar kalkulierbaren Wettbewerbsnachteil, der konsequenterweise systematisch reduziert wird, sei es über die Senkung der Lohnnebenkosten - was immer Einnahmenverlust für den Staatshaushalt und damit die Verengung der sozialpolitischen Spielräume bedeutet -, sei es durch das Ausweichen auf billigere Arbeitsmärkte, was immer Arbeitsplatzverlust im Lande bedeutet, sei es, wo dies möglich ist, durch technische Automatisierung, was immer generellen Arbeitsplatzverlust bedeutet. Auf dem Mediensektor wird die europäische Politik die wettbewerbsorientierten privaten Geister, die sie in den 80er Jahren enthusiastisch gerufen hat, nicht mehr los und wünscht sie längst zum Teufel - freilich vergeblich, denn längst ist sie von ihnen abhängig.

Die angelsächsische Wirtschaftspolitik der 80er Jahre hatte die weitestgehende Zurückdrängung jeglicher staatlicher Marktregulierung propagiert. Selbst die bloße Besteuerung einzelner Elemente des Wirtschaftsprozesses wurde und wird als Eingriff in das Marktprinzip begriffen und bekämpft. Die Märkte sollten sich selbst überlassen bleiben und sich selbst regulieren. Nach den Ereignissen von 1989 konnte sich dieses Prinzip anschicken, zum globalen Wirtschaftssystem zu werden, wobei der Prozeß selbstverstärkend abläuft: Die Zurückdrängung des Staates ist ja gleichbedeutend mit der Entmachtung der Politik gegenüber der Ökonomie. Dementsprechend aussichtslos scheinen alle politischen Entwürfe zur Bekämpfung der eingangs beschriebenen negativen Auswirkungen

des freien Wettbewerbs zu sein. Insofern findet der freie Wettbewerb ausgezeichnete Bedingungen für seine Selbstreproduktion vor. Die »Spiegel«-Redakteure Hans-Peter Martin und Harald Schumann haben in ihrem erst kürzlich erschienenen Buch »Die Globalisierungsfalle« die neueren Tendenzen der internationalen Wirtschaftsentwicklung einer gründlichen und umfassenden Kritik unterzogen. Sie sprechen vom Weg in die »Ein-Fünftel-Gesellschaft«. Die österreichische Wirtschaftsjournalistin Lieselotte Palme hat diesen Prozeß der erfolgreichen Selbstreproduktion des freien Wettbewerbs vor einiger Zeit als »Killerkapitalismus« beschrieben und alle bekannten Argumente gegen diese Form des Wirtschaftens - die auch Frau Palme zumindest ökonomisch als »Erfolgsrezept« bezeichnet - zusammengefaßt.¹

Es ist wohl in der Tat diese erfolgreiche Selbstreproduktion des freien Wettbewerbs, die am meisten zur Mythenbildung beigetragen hat. Denn ein Mythos ist der freie Wettbewerb als Erfolgsrezept von jeher. Wir wollen hier nicht in die allgemeinen Warnungen vor dem uneingeschränkten Kapitalismus einstimmen, wollen also nicht dort fortsetzen, wo Martin, Schumann und Frau Palme aufgehört haben. Sondern wir wollen das Prinzip des freien Wettbewerbs selbst daraufhin befragen, ob es tatsächlich den Erfolg - auch und gerade den ökonomischen Erfolg - garantiert. Dazu werden wir uns zweier Fälle aus der Geschichte des Fernsehens, und zwar der technischen Geschichte des Fernsehens bedienen.

Die Entwicklung des Fernsehens vor dem Zweiten Weltkrieg bildet eine wissenschaftssoziologische und damit auch wirtschaftliche Epochenwelle. Sie beginnt noch im Zeitalter der großen Einzelerfinderpersönlichkeiten am Ende des 19. Jahrhunderts, fast zeitgleich mit der Entwicklung des Films. Der Film wird noch in dieser Epoche der großen Einzelerfinder vollendet - von Größen wie Thomas Alva Edison in den USA, den Brüdern Lumière in Frankreich, Oskar Meeßter in Deutschland und anderen.

Edison, die Brüder Lumière und Meeßter gelten als die Hauptfinder des Films, weil sie die grundlegenden Patente der Filmtechnik beantragt und erhalten haben: Edison für die Filmkamera (den Kinetographen) und die Perforation des Filmstreifens, die Brüder Lumière für den Filmprojektor und Meeßter für den intermittieren-

den Filmtransportmechanismus auf der Grundlage des Malteserrades (»deutsche Schaltung«). Doch sie sind weder die ersten noch die einzigen Urheber der Idee des Films. Bereits 1864 beantragt der Franzose Ducos du Hauron ein Patent für ein Filmaufnahmegesetz, 1876 der Brite Wordsworth Donisthorpe und 1886 der Franzose Augustin le Prince. Die Filmperforation wird vor Edison von dem Amerikaner William Friese-Greene 1889 zum Patent angemeldet. Die Filmprojektion, von den Brüdern Lumière 1895 erstmals öffentlich vorgeführt, ist ebenfalls nicht die einzige. Es ist kaum bekannt, daß im gleichen Jahr und unabhängig von den Lumière-Brüdern auch Thomas Armat und Charles Francis Jenkins in Washington, Woodville Latham in New York und Robert W. Paul in London öffentlich Filme projiziert haben.

Das Fernsehen aber wird erst in einem neuen Zeitalter perfektioniert, das heißt funktionstüchtig: in der Epoche der vielköpfigen Forschergruppen in hochgradig arbeitsteiligen und äußerst kapitalintensiven Großlabors. Genau in dieser Phase der Fernsehgeschichte - in den späten 20er und frühen 30er Jahren - sind die beiden Fälle angesiedelt, an denen wir unsere Mythenkritik entfalten wollen. Bevor wir im einzelnen auf die konkreten Abläufe eingehen, werden wir den Hintergrund der Fernsehgeschichte dieser Zeit beleuchten - die Zusammenhänge, innerhalb derer sich die Vorgänge abgespielt haben, und auch die technischen Fakten, soweit sie zum Verständnis wichtig sind.

II

Mit den 20er Jahren geht die mechanische Fernsehära ihrem Ende entgegen. Das mechanische Fernsehen beginnt bereits 1884 mit dem berühmten Lochscheibenpatent des jungen Berliners Paul Nipkow.

Dieses Patent, das Deutsche Reichspatent Nr. 30105, wird im allgemeinen als das Urpatent des Fernsehens betrachtet. Alle später entwickelten mechanischen Fernsehsysteme werden seinem Schema entsprechen. Das gilt auch für Systeme mit anderen Abtastgeräten wie Spiegeltrommel, Spiegelschraube usw. Auch ihnen liegt die Nipkowsche Grundstruktur des mechanischen Fernsehens zugrunde - sequentielle Auflösung eines Bildes in Zeilen in hinreichender Geschwindigkeit zur Nutzung der Netzhautträgerheit, Konvertierung des Lichtwerts in ein Stromsignal, Übertragung an den Empfänger, Rekonvertierung des Stromsignals in Lichtwerte durch einen Lichtmodulator (ein Lichtventil) und Zusammensetzung des Bildes durch ein synchron zum Sender laufendes, gleich aufgebautes Ab-

tastgerät auf einem Schirm. Nipkow, der sein Patent als 24jähriger Student der Technik einreicht, baut selbst nie ein entsprechendes Gerät. Er wird Konstruktions- und Entwicklungsingenieur im Eisenbahnsignalbau und stirbt 1940 im Alter von 80 Jahren in Berlin. Zu diesem Zeitpunkt ist bereits das elektronische Fernsehen in seiner modernen Form verwirklicht.

Mit Nipkow beginnt nun der Abschnitt der Fernsehgeschichte, in dem große Einzelerfinder - wie der Russe Boris Rosing, der Japaner Kenjiro Takayanagi, der Urvater der japanischen Elektronikindustrie, der Deutsche Max Dieckmann, der Franzose Edouard Belin und andere - die ersten Versuche zur elektrischen Bildübertragung unternehmen. Es dauerte freilich bis 1925/26, bis der junge Schotte John Logie Baird in London die erste öffentliche Vorführung eines funktionierenden mechanischen Fernsehsystems geben konnte. Baird bleibt für rund sieben Jahre der führende europäische Fernsehforscher, auf ihn werden wir später noch zurückkommen. Die mechanische Ära des Fernsehens kann insofern als eine Geschichte produktiven Wettbewerbs gelten, als in ihr eine Gruppe von Forschern, über die ganze Welt verstreut, unter den mehr oder weniger gleichen Voraussetzungen miteinander konkurrieren.

Freilich ist die Sensation der ersten Vorführungen relativ kurzlebig. Das mechanische Fernsehen erweist sich bald als überaus beschränkte Technologie. An andere Aufnahmen als an solche im Studio unter extremen Beleuchtungswerten, also etwa an Außenaufnahmen bei Tageslicht, ist nicht zu denken.

Erst im Jahre 1928, also am Ende der mechanischen Ära, kommt es zu den ersten Demonstrationen von Außenaufnahmen mit mechanischen Systemen: Am 10. Mai 1928 führen die Bell Labs am Dach ihres Gebäudes Bilder von Männern mit Tennisschlägern und ähnlichen Bewegungen vor; dies dürfte überhaupt die erste Demonstration von Außenfernhaufnahmen sein.² Am 18. Juni 1928 folgt J. L. Baird mit einer Vorführung von Außenaufnahmen am Dach seines Labors in Long Acre, England (die Zeugnisse über dieses Ereignis sind allerdings umstritten).³ Am 26. Juli 1928 macht Dr. Ernst Alexanderson von General Electric Versuche mit Außenaufnahmen; er zeigt Bilder von boxenden Männern und von Fabrikanlagen mit rauchenden Schloten. General Electric kann auch beanspruchen, den allerersten Fernsehbericht von einem politischen Ereignis gebracht zu haben: Am 21. August 1928 hält der Gouverneur Al Smith eine Rede, in der er seine Präsidentschaftskandidatur für die Demokraten bekannt gibt. General Electric überträgt das Ereignis mit einem 24-Zeilen-System.⁴ Hier erweist sich auch erstmals

die fundamentale Bedeutung von Außenaufnahmen für das Medium Fernsehen: Ohne Freilichttauglichkeit kann es kein Nachrichtenmedium sein, bliebe also das eigentliche Potential dieses Mediums unausgeschöpft. »Live«-Bilder (»direct vision images«) von außerhalb des Studios bleiben auch in der elektronischen Ära das zentrale Forschungsdesiderat der Fernsehtechnik. Die ersten elektronischen Kameras des Ikonoskop-Typs sind keineswegs tauglich für Außenaufnahmen, weil ihre Bildwandlerelemente zu unempfindlich sind. Erst aufwendige Entwicklungsarbeit löst in der zweiten Hälfte der 30er Jahre dieses Problem.

Die Empfänger sind kompliziert zu bedienende Anlagen voller beweglicher Teile, die man niemals einem Massenpublikum hätte anbieten können. Die erreichten Auflösungen - Baird begann mit 12 Zeilen, am Ende der mechanischen Ära werden bis zu 60zeilige Bilder ausgestrahlt - erlauben nie wirklich detailgetreue Bilder, die aufgrund der niedrigen Bildwiederholungsraten auch noch recht stark flimmern. Diese Beschränkungen machen deutlich, daß die mechanischen Systeme nicht die endgültige Lösung des Fernsehproblems bilden können. Dies umso mehr, als bereits im Jahre 1912, also nur 15 Jahre nach der Einführung des Oszilloskops und nur sechs Jahre nach der Einführung der Elektronenröhre als Sendeinstrument, ein anderer Vorschlag gemacht wird, der in geradezu prophetischer Weitsicht das moderne Fernsehen vorwegnimmt: Alan Archibald Campbell Swinton, der Vorsitzende der Londoner Röntgen-Society, beschreibt in einem Artikel in der Zeitschrift der Londoner Röntgen Society ein elektronisches Fernsehsystem, bei dem Elektronenröhren am Sender zur Bildabtastung (Kameraprinzip) und am Empfänger zur Bildreproduktion (Oszilloskopprinzip) eingesetzt werden sollten.

Im Jahr 1897 perfektioniert Ferdinand Braun die als Oszilloskop genutzte Elektronenröhre. Es handelt sich dabei um eine Kaltkathodenröhre mit einem Glimmerschirm, der mit einem Material beschichtet ist, das beim Auftreffen der Elektronenstrahlung aufleuchtet. Der Strahl kann nur auf einer Ebene durch magnetische oder elektrostatische Felder abgelenkt werden. Bei der von Braun selbst verwendeten Anordnung wird der Strahl durch ein Magnetfeld abgelenkt; das Bild kann über einen rotierenden Spiegel betrachtet werden. Zunächst wird das Oszilloskop zum Studium elektrischer Wellenformen verwendet, die mit seiner Hilfe optisch dargestellt werden können. Das ist in manchen Bereichen noch heute der Verwendungszweck von Oszilloskopen, wenn wir etwa an die Elektrokardiographie oder an die Elektroenzephalographie denken. Das Oszilloskop bildet aber auch die Grundlage

der Radartechnik. Ein von Manfred von Ardenne im Oktober 1929 zum Patent angemeldetes und ab 1931 von der E. Leyboldt Nachfolger AG vermarktetes Oszilloskop bildet die Grundlage der frühen britischen Radarforschung. Und jeder elektronische Bildschirm, gleich ob Fernseher oder Computerschirm, ist ein weiterentwickeltes Oszilloskop.

Der Beitrag Campbell Swintons⁵ ist gewissermaßen seine Antrittsvorlesung, die er als neuer Präsident der Röntgen Society hält. Daß das Thema Fernsehen schon bei seiner Inauguration eine bedeutende Rolle gespielt hat, geht aus dem Bericht der London Times über seinen Amtsantritt hervor, der unter dem Titel »Entferntes elektrisches Sehen« veröffentlicht worden ist.⁶ Campbell Swinton beschäftigt sich freilich schon länger mit dem Problem des Fernsehens. Das älteste Zeugnis seines Interesses an der elektrischen Bildübertragung stammt aus dem Jahre 1908. Im Juni dieses Jahres erscheint in »Nature« ein Artikel Campbell Swintons.⁷ Hierbei handelt es sich um eine Reaktion auf einen Beitrag von Shelford Bidwell, der ebenfalls im Juni 1908 in »Nature« veröffentlicht worden ist. Bidwell bespricht darin einige technische Konzepte der elektrischen Bildübertragung, wie sie zu dieser Zeit recht zahlreich kursieren. Er äußert sich sehr pessimistisch über ihre praktische Realisierung und fordert so die prompte Antwort Campbell Swintons heraus, der in seinem Beitrag erstmals die Idee formuliert, Elektronenröhren (Oszillatoren) zur Bildwiedergabe zu verwenden. Im Beitrag von 1911 schlägt Campbell Swinton dann vor, Elektronenröhren auch als Kameras zu verwenden. Dieser Gedanke ist prophetisch. Er verbreitet sich rasch unter der Forschergemeinschaft. Vladimir Kosma Zworykin sollte es vorbehalten bleiben, ihn in die Tat umzusetzen. Über noch frühere Überlegungen Campbell Swintons zum elektronischen Fernsehen ist nichts bekannt. Sein Gedanke, das seit 1897 bekannte Braunsche Oszilloskop, das zu dieser Zeit zur Untersuchung elektrischer Wellenformen genutzt wird, für die Wiedergabe von Bildsignalen zu verwenden, kann an Kreativität und genialer Weitsicht nicht überschätzt werden.

Dies ist punktgenau das moderne Fernsehen und Campbell Swinton damit seiner Zeit technologisch um Jahrzehnte voraus. Hier nun liegt der Ursprung der zweiten Fernsehära, die die Epoche der genialen Einzelerfinder beenden und die Epoche der großen Entwicklungslabors einleitet. Bereits 1923 ist das erste Patent für eine elektronische, freilich noch nicht funktionstüchtige Kamera beantragt - das berühmte Ikonoskop-Patent von Vladimir Kosma Zworykin, einem Schüler des Russen Boris Rosing, der in die Vereinigten Staaten emigriert war und dort für

den Elektro- und Elektronikkonzern Westinghouse in der Entwicklungsabteilung arbeitet. Als das mechanische Fernsehen der genialen Einzelkämpfer seiner Hochblüte entgegengerht, beginnen sich bereits die Entwicklungsteams aus nicht minder genialen Ingenieuren in den großen Konzernen zu formieren, die schließlich das elektronische Fernsehen verwirklichen sollten. 1929 wird der elektronische Empfänger, das Kineskop, patentiert, 1930/31 die erste funktionstüchtige Form des Ikonoskops, also der elektronischen Kamera. Und dies ist nun genau die Phase, in der sich der erste Fall zuträgt, der den Begriff des freien Wettbewerbs als Erfolgsrezept in Frage stellt.

III

Es ist eine historische Wahrheit, daß das elektronische Fernsehen von großen Entwicklungsteams und nicht von Einzelerfindern verwirklicht wird - allein an der Entwicklung der Kineskop-Bildröhre sind an die 25 Forscher und Ingenieure aus allen möglichen technischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen beteiligt. Doch das bedeutet nicht, daß sich nicht auch Einzelkämpfer an der Entwicklung des elektronischen Fernsehens versucht hätten, ganz im Gegenteil: Die Radio Corporation of America, RCA, die die entscheidenden Patente schließlich beantragt und erhalten hatte, muß Dutzende, ja Hunderte Patente von Erfindern aufkaufen, die sich auf Entwicklungsetappen beziehen, aber den endgültigen Erfolg nicht erreicht hatten. Unter diesen Einzelerfindern ist ein Mann, der als einziger außerhalb eines Großlabors eine funktionstüchtige elektronische Kamera zustandebringt hatte. Dieser Mann heißt Philo T. Farnsworth, sein Gerät ist der Image Dissector, die Bildzerlegerröhre, die auf einem anderen technischen Prinzip beruht als die endgültige Lösung, die Ikonoskop-Kamera, die in den RCA-Labors in Camden, New Jersey, entwickelt worden war. Farnsworths Kamera lebt in späteren Entwicklungen fort, die die technischen Prinzipien seines Geräts mit jenen des Ikonoskops kombinieren; dies ist das Image Iconoscope oder Superikonoskop, mit dem im übrigen auch das deutsche und wenig später das österreichische Fernsehen nach dem Zweiten Weltkrieg ihren Betrieb aufnehmen.

Farnsworth freilich bleibt von seiner Leistung wenig, nachdem RCA keine Gelegenheit ausgelassen hatte, die Unterlegenheit seines Systems gegenüber ihrer Ikonoskop-Kamera herauszustellen. Im Jahr 1939 erreicht er immerhin, daß RCA für die Verwendung seiner Patente laufend Gebühren zahlen muß.

Farnsworth verbringt mehr Zeit damit, Geldgeber für seine Arbeit zu finden, als für seine Arbeit selbst. Im Jahre 1931, am Tiefpunkt der Depression, ist er wieder einmal verzweifelt auf der Suche nach Sponsoren und verhandelt mit der Philadelphia Storage Battery Company (Philco), dem größten amerikanischen Hersteller von Radiogeräten, über die Übernahme seines Labors in San Francisco. Zur gleichen Zeit, in der vorletzten Woche des Mai 1931, kommt David Sarnoff, der Präsident der RCA, zu Besuch in die Labors von Farnsworth in der Green Street in San Francisco, um sich ein Bild von den Leistungen Farnsworths zu machen, aber auch, um seine Arbeit möglicherweise aufzukaufen und damit in den Besitz einer funktionstüchtigen Kameraröhre zu gelangen - Sarnoff weiß bestens über die Probleme Bescheid, die sein eigener Chefingenieur Zworykin mit Kameraröhren zu dieser Zeit noch hat. Sarnoffs Besuch bei den Farnsworth-Labors endet damit, daß sein Angebot von 100 000 Dollar für die gesamte Arbeit von Farnsworth, einschließlich der weiteren Dienste Farnsworths für die RCA, ausgeschlagen wird. So verläßt Sarnoff die Farnsworth-Labors mit den Worten: »Hier gibt es ohnehin nichts, was wir brauchen werden.« Und Farnsworth beginnt seine Zusammenarbeit mit der Philco. Von diesem Zeitpunkt an gewinnt die Rivalität zwischen Farnsworth und der RCA enorm an Härte und Intensität.

Ab Oktober 1931 verfügt die RCA mit dem Ikonoskop von Zworykin selbst über eine funktionstüchtige Kameraröhre, deren Funktionsweise im Gegensatz zu der der Farnsworthschen Bildzerlegerröhre dem zukunftsweisenden Speicherprinzip folgt. Von da an läßt die RCA keine Gelegenheit aus, die Bildzerlegerröhre herunterzumachen. Besonders ihre geringe Empfindlichkeit bildet das Ziel der Angriffe von RCA. Um die Dinge zurechtzurücken, muß klargestellt werden, daß die Bildzerlegerröhre niemals so unempfindlich war, wie die RCA behauptete, und daß umgekehrt das Ikonoskop, besonders das frühe Ikonoskop, keineswegs so empfindlich war, wie von der RCA ausgestreut. Erst im April 1940, nach der Lösung der Patentkonflikte zwischen Farnsworth und der RCA, kann sich Sarnoff dazu durchringen, seine wahre Sicht der Leistungen Farnsworths preiszugeben. Bei einer Sitzung des Senate Interstate Commerce Committee, in der es um die Festlegung von technischen Fernsehstandards geht (die RCA hatte soeben versucht, durch den massenweisen Verkauf von Fernsehempfängern ihrer Bauart ihre eigenen technischen Normen durchzudrücken), sagt Sarnoff über seinen früheren Gegner Farnsworth: »Er ist ein amerikanischer Erfinder, von dem ich glaube, daß er außer der RCA

selbst mehr zum Fernsehen beigetragen hat als irgendjemand sonst in den Vereinigten Staaten. Er hat Erfindungen von größter Bedeutung zustandegebracht.« Farnsworth ist immerhin der erste Patentinhaber, dem die RCA laufend Gebühren zahlen muß.⁸ Seine historische Bedeutung für die Entwicklung des Fernsehens wird außerhalb der amerikanischen Technikgeschichtsschreibung freilich kaum gewürdigt. Das gilt im übrigen auch für den Ungarn Kolomon Tihany, der bereits am 10. und 11. Juni 1928 britische, französische und amerikanische Patente für vollständige Fernsehsysteme beantragt hat. Diese Patentanträge beinhalten die Konstruktion einer Kameraröhre nach dem Speicherprinzip - eine Vorwegnahme des Ikonoskops. Die britischen und französischen Patente werden Tihany niemals ausgestellt. 1935 wird der amerikanische Patentantrag geteilt - bestimmte Merkmale des Kamerapatents, die mit dem Ikonoskop-Patent Zworykins übereinstimmen, werden Tihany 1939 zugesprochen und müssen von der RCA aufgekauft werden.⁹ Tihany gehört neben Zworykin und Farnsworth ohne Zweifel zu den wichtigsten Fernsehforschern und -entwicklern in der frühen elektronischen Ära.

Und damit sind wir schon bei den ökonomischen Aspekten dieses Vorgangs, denen wir im folgenden unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen. Wer sind eigentlich die Gegner, die sich hier gegenüberstanden? Hier: Philo Farnsworth - ein junger, technikbegeisterter Enthusiast, der durch populärwissenschaftliche Magazine vom Fernsehen gehört hat und davon träumt, es zu verwirklichen. Er hat versäumt, auch nur irgendeine Ausbildung abzuschließen, dafür ist es ihm Anfang 1927 gelungen, eine Gruppe von Financiers in San Francisco für seine Ideen zu begeistern. Im Mai 1928 verfügt er über seine erste funktionstüchtige Kameraröhre.

Den Aufzeichnungen Farnsworths zufolge werden die ersten »richtigen« Bilder aus der Bildzerlegerröhre in der Woche vom 7. bis 13. Mai 1928 zustandegebracht. Schon am 1. Mai 1928 soll Farnsworth sein System zwei Vertretern von General Electric, Dr. James Cranston und Dr. L. F. Fuller, privat vorgeführt haben - wieder einmal auf der Suche nach Geldgebern.¹⁰ Schon die allerersten Financiers von Farnsworth beschließen sehr früh, das Fernsehprojekt ihres jungen Protégés zum frühestmöglichen Zeitpunkt an einen der Elektrokonzerne zu verkaufen, weil die zu erwartenden gigantischen Entwicklungskosten ihre Möglichkeiten übersteigen würden. Das der Vorführung folgende Angebot von General Electric, Farnsworth als Ingenieur anzustellen, lehnt dieser ab - es hätte

ihn des Rechts beraubt, seine eigenen Patente zu erwerben.

Dort: RCA, die Radio Corporation of America, 1919 als erste Radiogesellschaft der Welt hervorgegangen aus einer Elefantenhochzeit zwischen dem Elektrokonzern General Electric und der amerikanischen Telephongesellschaft AT&T. Nur zwei Jahre später, am 30. Juni 1921, stoßen der Elektrokonzern Westinghouse und der Lebensmittelgigant United Fruit Company zum RCA-Konsortium. Damit bildet sich das weltweit größte Elektro- und Elektronikmonopol der Geschichte. Die beteiligten Konzerne verfügen über einen gigantischen Patentpool und schließen amerika- und weltweit nur Exklusivverträge. Die weltweite Elektronikindustrie wird weitgehend von jenem Trust kontrolliert, in dessen Entwicklungslabors das elektronische Fernsehen verwirklicht wird. Der Ansicht, daß vor diesem Hintergrund nicht mehr von einem »freien Wettbewerb« zwischen dem Monopol und seinen Konkurrenten gesprochen werden kann, schließt sich am 13. Mai 1930 auch das US-Justizministerium an und leitet ein Anti-Trust-Verfahren gegen RCA und die an ihr beteiligten Konzerne ein. Zweieinhalb Jahre später, am 31. November 1932, wird das Monopol aufgelöst. Gerade rechtzeitig sind in den Jahren von 1929 bis 1932 alle relevanten Patente für das elektronische Fernsehen, besonders aber für das Ikonoskop, beantragt worden.

Der Fall Farnsworth gegen RCA verdeutlicht vor allem eines: Den Erfolg, das funktionstüchtige elektronische Fernsehen geschaffen zu haben, erzielt RCA nicht in einer Situation tatsächlich freien Wettbewerbs, sondern in dem wettbewerbsfreien Raum seines Monopols, das den Entwicklungslabors in Camden den Status einer geschützten Werkstätte garantiert. Und selbst wenn wir geneigt wären, die Auseinandersetzung zwischen RCA und Farnsworth als ein Stück freien Wettbewerbs anzusehen, so wäre das Ergebnis alles andere als ein Erfolg zu nennen. Das System der RCA ist technisch betrachtet nämlich ebenso suboptimal wie dasjenige Farnsworths.¹¹ Die Bedeutung des Ikonoskops liegt keineswegs in seinem perfekten Funktionieren. Tatsächlich steckt es voller Mängel und Fehler. Wichtig ist das Ikonoskop einzig und allein deshalb, weil mit ihm bewiesen ist, daß ein System, das den von Campbell Swinton vorhergesagten technischen Prinzipien gehorcht, tatsächlich funktionieren kann. Erst die Kombination des Ikonoskops mit dem System Farnsworths aber, das schon erwähnte Superikonoskop, erfüllt die Ansprüche an ein praxistaugliches Fernsehkamerasystem.

Das erste Patent für das Superikonoskop wird von Hans G. Lubszynski und Sidney Rodda

von der Londoner EMI am 12. Mai 1934 beantragt. In Amerika wird dieses Gerät als Kombination des Farnsworthschen Image Dissectors (Bildzerlegerröhre) und des Ikonoskops als Image Iconoscope bekannt. In England, wo das von EMI entwickelte Ikonoskop Emitron heißt, erhält es den Namen Super Emitron. Am 11. November 1937 kommt eine bereits weiterentwickelte Form des Super Emitron bei einer BBC-Live-Sendung erstmals zum Einsatz.¹² Bis zu den 50er und 60er Jahren bleibt das Superikonoskop der wichtigste elektronische Kamerateyp. Auch in der Orthikonröhre und ihren Nachfolgern, der Vidicon- und Plumbiconröhre, leben bestimmte Eigenschaften der Bildzerlegerröhre fort.

In einer Situation tatsächlich freien Wettbewerbs hätte es folglich Farnsworth gelingen können, die RCA-Patente aufzukaufen. RCA aber kontrolliert auch nach der wirtschaftlichen Zerschlagung des Trusts den gesamten in der Monopolzeit aufgebauten Patentpool und behält so den in der Monopolzeit geschaffenen Vorsprung gegenüber allen Mitbewerbern. Einen Versuch Farnsworths, sein System durchzusetzen, hätte der Konzern mit mildem Lächeln zur Kenntnis nehmen können.¹³

Es ist David Sarnoff selbst, der die Verhandlungen mit dem US-Justizministerium über die Auflösung des RCA-Kartells führt. Es gelingt ihm, ein für die RCA mehr als zufriedenstellendes Übereinkommen zu erreichen: Der Vereinbarung zufolge darf die RCA alles, was sie durch die Vereinigung der an ihr beteiligten Konzerne gewonnen hatte, behalten, während sie zugleich die volle Freiheit gegenüber den früheren Teilhabern, General Electric und Westinghouse, gewinnt. Freilich bleibt der Einfluß von General Electric in der RCA stark, sind doch die meisten führenden Mitarbeiter und Manager der RCA aus diesem Konzern gekommen.¹⁴ Doch die RCA kann von nun an alle Patente kontrollieren, die ihren jetzigen Konkurrenten ausgestellt worden waren - ein Triumph für David Sarnoff.

IV

Nichts verdeutlicht das auch nach der Kartellauflösung weiterbestehende Monopoldenken von RCA eindringlicher als die weitere Entwicklung im Anschluß an die Verwirklichung des Ikonoskops. Daß der Wettbewerb nicht a priori und immer schon eine nützliche Sache sei, muß auch der RCA-Präsident David Sarnoff gewußt haben. Nachdem RCA nun mit dem Kineskop eine funktionstüchtige massenproduktionstaugliche Empfängerröhre und mit dem Ikonoskop eine funktionstüchtige, wenn auch zunächst nur

beschränkt einsetzbare Kameraröhre in der Hand hatte, wäre der Einführung eines großangelegten kommerziellen Fernsehdienstes in den USA nichts mehr im Wege gestanden. Doch dazu kommt es nicht. 1933 beschließt David Sarnoff, die langgehegten und bis ins einzelne ausgearbeiteten Pläne zur Einführung eines öffentlichen Fernsehens vorläufig auszusetzen. Mit welcher Begründung? Um die ebenfalls von RCA kontrollierte und bestens florierende Radioindustrie nicht durch einen unberechenbaren Konkurrenten - das Fernsehen - zu gefährden. Erst am 30. April 1939 wird der erste kommerzielle Fernsehdienst in den USA eröffnet - mit über sechsjähriger Verspätung, die ausschließlich der Vermeidung einer Konkurrenzsituation dient. Überflüssigerweise im übrigen, denn wie sich bald herausstellt, beeinträchtigt der Fernsehdienst die Geschäfte der Radiohersteller in keiner Weise.

Es ist nicht ohne Witz, daß die Entscheidung Sarnoffs gegen die Einführung eines funktionstüchtigen kommerziellen Fernsehsystems in den USA genau mit der Phase des allgemeinen Bekanntwerdens des Ikonoskops, also genau jenes Instruments, das ein solches System erst ermöglichen würde, zusammenfällt. So gibt es Aufzeichnungen der Bell Labs, in denen das Ikonoskop als die Grundlage künftiger Entwicklungen bezeichnet wird. Das Bekanntwerden der Zworykinschen Fernsehkamera veranlaßt die Bell Labs und mehrere andere Konzerne, Entwicklungsarbeit in die Richtung elektronischer Kameraröhren nach dem Speicherprinzip aufzunehmen. Gerade im Falle der Bell Labs, die am konservativsten an die Verlängerung der mechanischen Ära geglaubt und an ihr gearbeitet haben, ist dies bemerkenswert. Erst im April 1930 haben sie ihr mechanisches 72zeiliges Bildtelephonsystem, das »Ikonophon«, präsentiert.¹⁵ Nun stellen sie fest, daß es weit hinter dem Stand der Entwicklung hinterherhinkt, und schwenken auf die elektronische Linie ein. Während also das Ikonoskop selbst die größten Skeptiker hinsichtlich des elektronischen, d. h. modernen Fernsehens überzeugt, sagt Sarnoff dessen Einführung ab. Bei dieser Entscheidung geben eben nicht die technischen Möglichkeiten, sondern die wirtschaftlichen Realitäten den Ausschlag. In der Radioindustrie stecken Milliardeninvestitionen, die sich erst einmal wirtschaftlich und fiskalisch rentieren müssen. Dahinter stehen längerfristige Finanzplanungen, in denen ein so unberechenbarer Parameter wie ein neuer Konkurrent auf dem Geräte-, besonders aber auf dem Reklamemarkt nicht berücksichtigt ist. So ist die Entscheidung nachvollziehbar, das Fernsehen - trotz seiner technischen Machbarkeit - fürs erste auf Eis zu legen. Einen potentiellen Konkurrenten einfach mal auf Eis legen, weil er

gerade nicht in den Kram paßt - das kann freilich nur der Monopolist.

Der Verkauf von Radioempfängern in den Vereinigten Staaten wird durch die Eröffnung des kommerziellen Fernsehsystems in keiner Weise beeinträchtigt. Vielmehr gestaltet sich der Verkauf von Fernsehempfängern äußerst schleppend und enttäuschend. Dem Vorbild der BBC in London folgend, deren Fernsehdienst drei Jahre zuvor eröffnet worden war, beginnt RCA/NBC deshalb mit der Ausstrahlung einer Reihe von »special events«, um das Interesse an dem neuen Medium anzuheizen. So wird am 17. Mai 1939 das Baseballmatch Columbia gegen Princeton live übertragen, vom 16. bis 22. Mai das Sechs-Tage-Motorradrennen und am 1. Juni der Boxkampf zwischen Baer und Nova. Bei all diesen Übertragungen kommt jeweils nur eine Kamera zum Einsatz.¹⁶ Es ist also zunächst nicht das Radio, das sich von dem neuen Medienkonkurrenten bedroht fühlen muß. Dafür bekommt ein anderes Medium sehr bald die Macht des Fernsehens zu spüren: das Kino. Bereits unmittelbar nach der Wiedereröffnung der amerikanischen Fernsehdienste 1945 gerät die Spielfilmindustrie durch die Konkurrenz des Fernsehens, das in den USA seit 1952/53 in Farbe sendet, in eine schwere Krise. Aus dieser Krise heraus entstehen in den Jahren von 1952 bis 1957 die Kinobreitwandverfahren, von denen das Cinemascope-Verfahren zur wichtigsten Waffe des Kinos gegen das Fernsehen wird. Dieses ist soeben im Begriff, mit dem PAL-plus-Standard mit einem Breitbild von 16:9 das bisher nur im Kino mögliche Breitbild-Seherlebnis ins Wohnzimmer zu holen.

Ähnlich verfährt Sarnoff übrigens, das sei nur am Rande erwähnt, mit der Einführung des UKW-Radios, das technisch bereits 1934 perfektioniert ist. Erst 1940 wird es in den USA eingeführt - unter dem Zwang eines Erlasses der Federal Communications Commission vom 22. Mai 1940. Künstlich ist ein suboptimales System, das alte AM-Radio, das heute noch auf Kurz- und Langwelle ausgestrahlt wird, aufrechterhalten worden, indem man es der Konkurrenz mit dem besseren, und das heißt konsumentenfreundlicheren System entzieht.

Der Kampf David Sarnoffs gegen die Einführung des UKW- oder FM-Radios ist legendär, und der Umstand, daß er mit dem Erfinder des UKW-Radios, Edwin Howard Armstrong, einen seiner ältesten und besten Freunde bekämpft, macht diese Episode zu einer der »big stories« in der technischen Geschichte der Medien, vergleichbar etwa der Auseinandersetzung zwischen T. A. Edison und W. K. L. Dickson um die Erfindung der Filmkamera. Armstrong, der vor dem ersten Weltkrieg die Rückkopplungsschal-

tung, 1917/18 die Überlagerungsschaltung und 1922 die Superhet-Schaltung zum Empfang und zur Verstärkung sehr schwacher elektromagnetischer Hochfrequenzwellen erfunden hatte, beantragt 1930 und erhält 1933 vier Patente für komplexe Schaltungen zur Eliminierung von atmosphärischen Störungen bei der Radioübertragung, d.h. für den rauschfreien Radioempfang.¹⁷ Diese neue Schaltung sieht anstelle der Amplitudenmodulation einer Trägerwelle bei der Schallübertragung die Modulation der Frequenz der Trägerwelle auf einem breiten Frequenzband vor, wodurch natürliche atmosphärische Störungen nicht mehr in das Signal einbrechen können. Damit sind der rauschfreie Empfang von Radiosignalen und die Ausstrahlung von Schallinformation in High-Fidelity-Qualität möglich. Dies ist das moderne UKW- oder FM-Radio.

Im März 1934 ermöglicht Sarnoff Armstrong, der inzwischen die junge Sekretärin des RCA-Chefs geheiratet hatte, die Verwendung des RCA-Experimentalfernsehsenders auf dem Empire State Building für seine Versuche zum UKW-Radio. Sarnoff, der soeben die Entscheidung gegen die Einführung eines öffentlichen Fernsehsystems gefällt hat, benötigt den Sender für Fernsehzwecke vorläufig nicht mehr. Am 16. Juni 1934 gelingt Armstrong die erste erfolgreiche Übertragung von UKW-Radiosignalen von dem Sender am Empire State Building.¹⁸ Doch ein Jahr später, im Frühjahr 1935, ersucht Sarnoff Armstrong, den Sender wieder zu räumen - die Vorbereitungen für den Londoner Fernsehdienst sind in vollem Gange, und Sarnoff hat die Absicht, die Fernsehexperimente wieder aufzunehmen, um die englischen Erfahrungen nachvollziehen und studieren zu können. Armstrongs Versuche sind höchst erfolgreich verlaufen, so daß er versucht, Sarnoff davon zu überzeugen, das gesamte alte AM-Radio zugunsten seines neuen, besseren Systems aufzugeben. Doch der denkt nicht daran, die florierende und trotz der Wirtschaftskrise sehr profitable Radioindustrie zu gefährden. So werden die UKW-Radioexperimente Armstrongs am Empire State Building-Sender im Oktober 1935 eingestellt.¹⁹ Armstrong muß den Sender räumen. Aus den alten Freunden Sarnoff und Armstrong werden bald tödliche Feinde. Armstrong kämpft weiter für sein System.

Am 15. Januar 1940 beginnen die Anhörungen der Federal Communications Commission (FCC) zur Einrichtung eines Komitees zur Festlegung von Fernsehnormen. Armstrong nutzt diese Hearings, um sich bitterlich über die Blockadeversuche der RCA gegen sein System zu beschweren. Am 22. Mai 1940 verfügt die FCC die Einrichtung von 40 FM-Kanälen.²⁰ Zu ihnen zählt auch der amerikanische Fernsehkanal 1,

der RCA/NBC im Stadtgebiet von New York gehört. Damit hat Armstrong einen großartigen Triumph erreicht. Die Frequenzmodulation von Signalen ist heute das bevorzugte System im gesamten Bereich Hörfunk; bei der Übertragung des Fernsehens gibt es kein anderes System. Darüber hinaus beruhen der mobile Radioempfang, die Richtfunksysteme der Telephonie und die Satellitenkommunikation sowie auch die Aufzeichnung von Fernsehsignalen auf Magnetband auf der weiterentwickelten FM-Technik. Armstrongs Bedeutung für die Entwicklung der Funktechnik ist zu seinen Lebzeiten nur teilweise anerkannt worden. Die vielen Kämpfe, die er auszufechten hatte - Armstrong führte zwischen 1912 und 1926 auch einen erbitterten Patentstreit gegen Lee De Forest über die Rechte an der Rückkopplungsschaltung, den er verliert - bleiben nicht ohne Folgen. Sein Vermögen wird vom Kampf für das FM-System aufgezehrt. 1954 nimmt sich Edwin Howard Armstrong 64jährig das Leben.

V

Wir wollen nun zum zweiten Beispiel kommen. Auch hier ist RCA maßgeblich beteiligt, allerdings spielt die Geschichte in England. Die englische Fernsehgeschichte nimmt eine etwas andere Entwicklung als die US-amerikanische. Sie beginnt mit dem Pionier John Logie Baird, von dem bereits die Rede war. Baird gilt in den Jahren 1925 bis etwa 1930 als König des mechanischen Fernsehens. Anders als Farnsworth zeigt er aber keinerlei Interesse am elektronischen Fernsehen, mit dem er erstmals im Oktober 1931 in den amerikanischen Labors von General Electric in Berührung gekommen ist. Dort hat er freilich nicht die Arbeit am Ikonoskop gesehen, die von der Forschergruppe um Vladimir K. Zworykin unter allerhöchster Geheimhaltung in Camden durchgeführt wird. So zeigt sich Baird nach seinem Besuch ausgesprochen skeptisch, was die Verwendung von Elektronenröhren für ein Fernsehsystem betrifft. Sein Desinteresse am elektronischen Fernsehen soll ihm in den kommenden fünf Jahren viel Kummer bereiten.

Der Schotte John Logie Baird (1888 - 1946) wendet sich Mitte 1923 dem Fernsehen zu, nachdem er in mehreren anderen Unternehmungen gescheitert ist. Er berichtet zum ersten Mal im Mai 1924 von seinen Fernsehexperimenten. Er ist der erste, der - 40 Jahre nach Nipkows Patentantrag - mit einer Lochscheibe erfolgreich Bilder überträgt. Diese Bilder zeigen zunächst nur grobe Konturen eines Kreuzes, eines Buchstabens und der Hand Bairds. Am 20. Januar 1926 beantragt Baird ein britisches Patent für

das sogenannte Lichtpunktverfahren, bei dem die Beleuchtung nicht direkt auf die Szene gerichtet ist, sondern durch die Abtastscheibe auf die Szene fällt, was zu einer wesentlich höheren Stromausbeute bei der Photozelle führt.²¹ Mit dem Lichtpunktverfahren (»flying spot system«) überträgt Baird zum erstenmal in der Geschichte Fernsehbilder mit Halbtönen, also nicht bloß Konturen. Erstmals können Fernsehbilder gesehen werden, die dem Betrachter eine Idee des Originalobjekts vermitteln, wie eine im Juni 1926 veröffentlichte Photographie eines menschlichen Gesichts auf dem mechanischen Schirm zeigt. Seine neue Methode schafft Baird für lange Zeit einen Vorsprung vor den anderen Fernsehforschern. Nur die Bell Labs, die seit dem Juni 1925 ebenfalls über das Lichtpunktverfahren verfügen, kann er nicht abschütteln. Baird entwickelt das mechanische Fernsehen mit großer Phantasie weiter; er ist der erste, der Fernsehfernübertragungen (über das Telephonnetz, 1927ff. und drahtlos 1929ff.) durchführt, der das stereoskopische Fernsehen (1928ff.), das sequentielle Farbfernsehen (1928ff.) und die mechanische Fernsehaufzeichnung (auf phonographischen Platten, 1927ff.) entwickelt - alles mit seinen Lochscheiben und dem Lichtpunktverfahren.

Doch wie die Bell Labs, die ihre Arbeit ebenfalls in der Hauptsache auf die Lichtpunktmethode aufbauen, übersieht Baird die Entwicklungen auf dem Gebiet des elektronischen Fernsehens. Das ist freilich nicht weiter verwunderlich. Die »Geheimnisse von Camden« - das Kineskop- und das Ikonoskop-Projekt Zworykins bei der RCA - werden strengstens gehütet. Nicht einmal nach der Perfektionierung des vollelektronischen Fernsehensystems der RCA gelangt auch nur ein Anhaltspunkt darüber an die Öffentlichkeit, wie es funktioniert. Erst am 24. April 1936 wird das Ikonoskop erstmals der Presse vorgeführt. Was Baird bei seiner USA-Reise an elektronischem Gerät zu sehen bekommt, sind in erster Linie die rückständigen Versuchssysteme von General Electric und den Bell Labs, die wie Baird selbst noch gänzlich von der mechanischen Lösung überzeugt sind. So überrascht es nicht, daß Baird nach seinem Besuch meint, er sehe »keine Hoffnung für das Fernsehen mittels Elektronenröhren«, und sich auch höchst skeptisch über die neue (und für das elektronische Fernsehen unabdingbare) Technik des Kurzwellenfunks äußert. Ein Blick in die RCA-Labors in Camden, New Jersey, hätte Bairds Ansicht zweifellos geändert, doch dieser Blick wird ihm nicht gewährt - dafür aber einigen Mitarbeitern jener Gesellschaft, die ihm in London bald den ersten Rang in der Fernsehforschung streitig machen: der Electric and Music Industries (EMI).

In London ist im April des gleichen Jahres, 1931, eine neue Holding-Gesellschaft gegründet worden, in der sich die H. M. V. Gramophone Company und die Columbia Graphophone Company Ltd., zwei Konkurrenten in der Elektronikbranche, unter dem Druck der zunehmenden wirtschaftlichen Depression vereinigt. Der neue Konzern heißt Electric and Music Industries (EMI). Schon bei seiner Gründung beteiligt sich auch ein amerikanischer Konzern an ihm: die Radio Corporation of America, die zuvor schon an einer der beiden Partnerunternehmen beteiligt gewesen war. RCA hält etwa 27 Prozent Anteile an der neuen Holding. Am 22. Mai 1934 stößt die mächtige, über großes Know-how in der Funktechnik verfügende Marconi Wireless Telegraph Company Ltd., zu EMI. Fortan heißt der Konzern Marconi-EMI.

London wird bald zum Schauplatz einer erbitterten Auseinandersetzung zwischen Baird und EMI. Baird genießt in der Stadt große Popularität. Er teilt mit Farnsworth das Schicksal, beständig neue Geldgeber aufreiben und bei der Stange halten zu müssen. Das mechanische Fernsehen, das er beherrscht und sogar bis zu Farbsystemen weiterentwickelt, wird freilich niemals ein Geschäftsfeld größeren Finanzvolumens. Dazu fehlt aus den schon genannten Gründen ganz einfach ein Käuferpublikum relevanter Größenordnung für Empfangsgeräte. Bei den neuen elektronischen Empfängern auf der Grundlage der Kineskop-Röhre von RCA hingegen verhält es sich völlig anders. Sie sind bereits jene einfach und von technischen Laien bedienbaren Geräte, die wir auch heute noch kennen. Im Frühling 1931, unmittelbar nach der Gründung von EMI, schickt RCA einige Exemplare ihrer neuen Kineskop-Empfangsröhre zu EMI nach London.

Dies ist der Beginn eines umfangreichen Entwicklungsprogramms von EMI, das zunächst vor allem auf den bereits bestehenden RCA-Patenten aufbaut, zu denen EMI durch interne Abkommen uneingeschränkter Zugang hat. Noch im selben Jahr, am 19. November 1931, beantragt EMI sein erstes Fernsehpatent. Dabei handelt es sich um eine verbesserte Kineskop-Bildröhre, die ganz und gar auf RCA-Patenten beruht. Doch nicht nur Know-how über Empfängerröhren überquert den Atlantik. Der verantwortliche Ingenieur bei EMI für Photozellen und Bildwandlerelemente, wie sie in elektronischen Kameras verwendet werden - William F. Tedham - hat schon Anfang 1932 auch Zugang zu der Entwicklungsarbeit, die in den RCA-Labors zu einer revolutionären neuen Kameraröhre verrichtet wird: zum Ikonoskop. Diese Tatsache wird von EMI - aus den unterschiedlichsten Gründen - oft bestritten und ist vom engsten Mitarbeiter

Tedhams, Joseph Dwyer McGee, noch vor einigen Jahren geleugnet worden. Doch wir wissen heute, daß mindestens drei Engländer das streng geheime Ikonoskop-Projekt von Zworykin in den RCA-Entwicklungslabors in Camden persönlich besichtigt haben: A. W. Whitaker, Forschungsdirektor der H. M. V. Gramophone Company, W. D. Wright, Ingenieur bei der H. M. V. Gramophone Company und von März 1929 bis März 1930 persönlicher Mitarbeiter Zworykins beim Kineskop-Projekt, und schließlich A. D. G. West, Mitarbeiter in der Forschungsabteilung der H. M. V. Gramophone Company. Alle drei Männer arbeiten 1932 bzw. 1933 bereits für EMI.

Neben diesen drei, die das Ikonoskop-Projekt direkt in Camden besichtigt haben, bekommen W. F. Tedham, I. Shoenberg, der Chef der Patentabteilung von EMI, sowie die Mitarbeiter der Patentabteilungen von EMI, Marconi und der H. M. V. Gramophone Company die RCA-Fernsehpatente zu sehen.²² EMIs Behauptung, das Emitron - so der Name der von EMI entwickelten Kamera des Ikonoskop-Typs - sei ohne Mithilfe von RCA entstanden, ist unhaltbar.

Schon im August 1932 bauen Tedham und sein Mitarbeiter McGee ein erstes Versuchsmodell einer Ikonoskop-Kameraröhre. Ab 1933 wird das Entwicklungsprogramm intensiviert, EMI wendet zu dieser Zeit allein für Forschung im Bereich Fernsehen 100 000 Pfund pro Jahr auf. Und ebenfalls im Jahr 1933 tritt die Auseinandersetzung zwischen EMI und Baird in ihre heiße Phase. Baird verfügt bis dahin über eine Exklusivvereinbarung mit der englischen Postbehörde und der British Broadcasting Corporation über die Nutzung der BBC-Sendeanlagen im Alexandra Palace und im Crystal Palace in London, mit denen er seit 1926 seine Experimente mit mechanischem Fernsehen durchführt. Anfang 1933 tritt EMI an die Postbehörde mit dem Vorschlag heran, einen Fernsehdienst einzurichten - allerdings ohne jegliche Zusammenarbeit mit dem alteingesessenen Baird - worüber der natürlich entsetzt ist.

Die Postbehörde beantwortet EMIs Vorschlag mit einer Einladung zu Vorführungen, damit die beiden Systeme, das mechanische Bairds und das elektronische von EMI, verglichen werden können. Diese Vorführungen finden am 19. April 1933 statt. Die Überlegenheit des elektronischen Systems ist schlagend. Sie bewirkt bei Baird ein radikales Umdenken hinsichtlich seiner Einstellung zum Fernsehen mit Elektronenröhren. Dies äußert sich zunächst darin, daß Baird A. G. D. West als Leiter eines umfangreichen Forschungsprogramms zu elektronischem Fernsehen anheuert - jenen West, der als Mitarbeiter bei EMI einmal Zworykins Ikonoskop-Projekt in den RCA-Labors in Camden persönlich besich-

tigt hat. Die so eingeleitete Aufholjagd Bairds wird freilich vergeblich bleiben. EMI wird von RCA weiterhin über alle neuen Entwicklungen auf dem laufenden gehalten. Im Frühjahr 1934 werden mit der EMI-Kameraröhre - dem »Emi-tron«, wie EMI seine Version des Ikonoskops nennt - die ersten Außenaufnahmen durchgeführt - ein Meilenstein in der Geschichte des Fernsehens. EMI ist nun dabei, sogar RCA technisch hinter sich zu lassen. Etwa zur gleichen Zeit, am 31. März 1934, kündigt die BBC die Vereinbarungen mit Baird über Fernsehexperimente an ihren Sendeanlagen. Baird wirft EMI öffentlich vor, nichts weiter als ein Tochterunternehmen von RCA zu sein. EMI weist das zurück und behauptet wörtlich, daß »jeder Teil des Systems, bis hinunter zur letzten Schraube« im Lande produziert werde. Und zu dieser Zeit ist das nicht einmal mehr gelogen, denn natürlich hatte EMI seine Entwicklungen auf der Grundlage der RCA-Patente inzwischen durch eigene Patente abgesichert. Was EMI darüber hinaus - und bis heute - behauptet, nämlich daß sein System nicht auf RCA-Patenten und RCA-Know-how aufbaue, ist freilich schlicht und ergreifend falsch.

Zu dieser Zeit, Mitte 1934, ist bereits ein Komitee zur Einrichtung eines öffentlichen Fernsehdienstes in England, das sogenannte Selsdon-Komitee, gegründet; es setzt die ersten Schritte mit erneuten Vergleichen zwischen den Systemen Bairds und EMIs. Es geht immerhin um die Frage, wer die BBC mit technischer Apparatur beliefern darf, und damit um ein Milliarden-geschäft. Dieses Komitee wird am 16. Mai 1934 auf Initiative der BBC und der britischen Postdirektion gegründet, um die Streitigkeiten zwischen Baird und EMI endgültig beizulegen. Das Komitee formiert sich unter der Leitung von Lord Selsdon, Sir William Mitchell-Thomson, der als direkter Berater des Postdirektors Sir Kingsley Wood fungiert. Am 7. Juni 1934 tritt es erstmals zusammen. Im Oktober desselben Jahres brechen vier Mitglieder in die USA auf, um sich über den dortigen Stand der Dinge zu informieren; im November reisen vier weitere Angehörige des Komitees zum gleichen Zweck nach Deutschland, und am 14. Januar 1935 legt das Selsdon-Komitee seinen Abschlußbericht vor, der freilich keine Entscheidung zugunsten eines der beiden Rivalen trifft, sondern empfiehlt, beiden Gelegenheit zu geben, die nötige Gerätschaft für einen Fernsehdienst zu liefern.²³ Gleichzeitig empfiehlt der Bericht freilich auch, daß die Auflösung nicht unter 240 Zeilen bei 24 Bildern/sec. liegen sollte, und damit ist die Entscheidung für das elektronische und gegen das mechanische Fernsehen gefallen.

Baird kämpft mit Zähnen und Klauen und versucht, seine - nun schon überdeutliche und endgültig nicht mehr aufzuholende - technische Unterlegenheit dadurch wettzumachen, daß er seine große Popularität in die Bresche wirft. Doch Ende 1935 verfügt EMI über das am weitesten entwickelte Fernsehsystem der Welt. Seine Standards werden 50 Jahre lang in Kraft bleiben.

Die Normen des ersten Londoner Fernsehdienstes bestehen aus 405zeiliger Auflösung, 2:1-Zeilensprungverfahren und einer Bildfrequenz von 25 Bildern/sec sowie aus einigen anderen Spezifikationen. Die Standards des englischen Dienstes entsprechen in jeder Hinsicht den Ansprüchen eines modernen Fernsehsystems. Sie bleiben bis zum 2. Januar 1985 in Kraft. Mit der Inbetriebnahme des zweiten britischen Fernsehsenders BBC 2 am 20. April 1964 werden aber die kontinentaleuropäischen Fernsehnormen auch in Großbritannien eingeführt. Der Londoner Fernsehdienst, der erste der Welt mit Normen, die mit den heutigen vergleichbar sind, beginnt am 2. November 1936 mit der Technik von EMI. Dieser erste Londoner Fernsehdienst ist es, der die BBC zur ältesten Fernsehgesellschaft der Welt macht und ihr den Titel »Mutter des Fernsehens« verleiht.

Wir finden im Fall Baird gegen EMI durchaus ähnliche Strukturen vor wie im Fall Farnsworth gegen RCA. EMI hat in der entscheidenden Phase - am Beginn und in den ersten Jahren seines Entwicklungsprogramms - Zugriff auf den gesamten Patentpool von RCA und ist so in der Lage, eine eigene Patentstruktur aufzubauen, die es ihr ermöglicht, sich gegen Baird spielend durchzusetzen. EMI legt stets größten Wert darauf, diese Zugriffsmöglichkeit zu verheimlichen, seine Arbeit also als genuin britische Leistung auszugeben. Das Prädikat »Homemade« ist eben in diesen Tagen ein sehr wichtiges Attest, umso mehr, als der potentielle Käufer in diesem Fall - anders als in Amerika - eine nationale Regierung ist. Doch der entscheidende Punkt ist: EMI kann in dieser Auseinandersetzung als Monopolist agieren. Baird ist in Wahrheit nie ein ernstzunehmender Gegner für EMI - mit Bestimmtheit ist er kein Konkurrent. Umgekehrt aber wäre EMI für RCA nie wirklich ein gefährlicher Konkurrent gewesen, hätten die beiden Gesellschaften miteinander in Wettbewerb gestanden, anstatt zu fusionieren. Konkurrenz hätte für die beiden Konzerne freilich in der Zeit der Depression sehr schnell lebensbedrohlich sein können. Niemand konnte das besser wissen, als einer der amerikanischen Verwaltungsräte der neuen Holding EMI: David Sarnoff.

VI

Was wir hier beobachten können, sind Relativierungsprozesse der Marktdoktrin. Im neuen wissenschaftssoziologischen Zeitalter der großen Entwicklungslabors anstelle der großen Einzelerfinder kommt es zu der Erkenntnis, daß bestimmte ökonomische Konstellationen mit dem Marktprinzip inkompatibel sind. Dazu gehört der gesamte Bereich Forschung und Entwicklung, und wir sind anhand der beiden Beispiele Zeugen der ersten praktischen Manifestationen der Ausschaltung von Wettbewerb genau in diesem neuen Sektor Hochtechnologie geworden.

Der freie Wettbewerb wird im Falle eines Produkts mit extrem hohen Entwicklungskosten durchaus nicht als Erfolgsrezept, sondern vielmehr als das Gegenteil davon betrachtet - als Hemmschuh auf dem Weg zum Erfolg. Daher werden Strategien zur Wettbewerbsvermeidung oder -umgehung entwickelt, zu denen auch die Trust- oder Monopolbildung gehört, wie wir sie in den beiden Beispielen vorgefunden haben. Die Bildung großer Konzernkonglomerate freilich birgt immer auch die Bedrohung, daß der freie Wettbewerb nicht nur faktisch, sondern auch prinzipiell abgeschafft wird. Deshalb hat die Politik in allen Staaten mit wettbewerbsorientierten Wirtschaftssystemen Anti-Trust-Gesetze geschaffen, die die Entstehung von Wirtschaftsmonopolen verhindern soll. Freilich kann eine nationale Regierung, wenn sie ein Interesse daran hat, daß ein wichtiges Schlüsselpatent innerhalb ihrer Nationalökonomie zustande kommt, die Bildung eines Monopols bis zu einem gewissen Ausmaß dulden, das heißt, sie kann eine Zeitlang beide Augen zudrücken, wie es wohl auch bei der Radio Corporation of America jahrelang der Fall war, bis der US-Justiz der Kragen platzte und sie das Monopol auflöste.

Das Bemerkenswerte an den beiden beschriebenen Vorgängen ist die Beobachtung, wie die Marktdoktrin gleichsam von innen heraus relativiert, wenn nicht gar gänzlich in Frage gestellt und aufgelöst wird. Es gibt Sektoren im Wirtschaftsprozeß, in denen der freie Wettbewerb der Feind des Erfolges ist. Heute weiß man das, und man kann genau bestimmen, in welchen Bereichen es zutrifft. Und man hat heute zu intelligenteren Strategien der Wettbewerbsvermeidung gefunden als der eher plumpen der Monopolbildung. So verfolgt man im Bereich Forschung und Entwicklung heute vielfach die Strategie der Auslagerung dieser Aufgaben aus den konkurrierenden Konzernen in reine Entwicklungsunternehmen; diese vereinigen als Pool die Forschungsetats mehrerer Firmen, die darüber hinaus wenig oder gar nicht miteinander verbunden sein müssen. Zwei Firmen oder Pro-

duktionseinheiten, die nicht zum selben Konzern gehören, können vereinbaren, die Dienste der »repairmen« gemeinsam zu nutzen, wenn dies wirtschaftlich sinnvoller ist als die Unterhaltung jeweils eigener »repair«-Mannschaften.²⁴ Immer geht es hier um die Nutzung von Synergien, ohne daß es zur Fusion von wirtschaftlichen Entitäten und damit zur Monopolbildung kommt. Solche reinen Entwicklungsunternehmen können dann auch in Kooperationen mit staatlichen Forschungseinrichtungen, beispielsweise Universitäten, treten. In jedem Fall aber bilden sie eine wettbewerbsfreie Zone, die allein den ökonomischen Erfolg aller Beteiligten sichern kann.

VII

Die bisherigen Betrachtungen und Schlußfolgerungen seien an dieser Stelle kurz zusammengefaßt, bevor wir von der Vergangenheit in die Gegenwart und zu einer möglichen Nutzenanwendung unserer Beobachtungen kommen. Wir haben gesehen, daß die Rede vom freien Wettbewerb als unbedingte Erfolgsgarantie in Tat und Sache ideologisch, ja geradezu doktrinär, von den historischen Tatsachen her aber keinesfalls zu rechtfertigen ist. Diese Einsicht deckt sich zwar mit der geläufigen Kritik am Kapitalismus, wie sie üblicherweise von der politischen Linken und zum Teil auch von der Rechten artikuliert wird. Doch das Bemerkenswerte ist: Die Relativierung der Marktdoktrin erfolgt historisch auf dem Markt selbst, ihre Notwendigkeit wird von den Mitspielern am Markt erkannt, und diese Relativierung wird direkt in den Markt implementiert - über die Strategie der Monopolbildung. Die klassische Wettbewerbssituation ist also keineswegs eo ipso schon ein Erfolgsrezept.

Die zweite Einsicht ist die Relativierung der darwinistischen Regel vom Überleben des Besten in der Konkurrenz. Wie wir gesehen haben, kann die Konkurrenz immanenterweise die Ursache für ihre eigene Ausschaltung sein; der freie Wettbewerb führt in manchen Bereichen zu seiner eigenen Abschaffung, zur Monopolbildung und damit zur Möglichkeit, eben gerade nicht Optimales, sondern Suboptimales überleben zu lassen. Freilich lautet der Umkehrschluß nicht, man möge dann doch einfach die Monopole auflösen, und es werden sich die Standards schon verbessern. Diese Konsequenz müßte dann korrekterweise so lauten: Man löse die Monopole bzw. die modernen wettbewerbsfreien Räume auf, und es würde gar keine hochtechnologische Weiterentwicklung mehr möglich sein - da wir es eben beim Sektor Forschung und Entwicklung mit einem »natürlichen Monopol« zu tun haben; alles andere als eine wettbewerbs-

blockierende oder zumindest wettbewerbsmildernde Organisation dieses Wirtschaftsbereiches wäre aufgrund der enormen Kosten ökonomisch sinnlos.

VIII

Der freie Wettbewerb führt also nicht, wie es die Marktdoktrin verheißt, immer schon zum besseren, ja besten Ergebnis. Freilich gibt es zahlreiche Sektoren im wirtschaftlichen Getriebe, in denen freier Wettbewerb vorteilhaft und richtig ist. Das dürfte nach unserem Verständnis überall dort der Fall sein, wo sich aus einer Situation freien Wettbewerbs Vorteile für den Konsumenten bzw. allgemeiner für den Endverbraucher ergeben. Gerade in Österreich, dieser kleine Seitenblick sei den deutschen Lesern zugemutet, herrscht traditionell ein überaus wettbewerbsfeindlicher Geist im Wirtschaftsleben, und das bezeichnenderweise gerade unter den Wirtschaftstreibenden selbst. Hier gelten noch geradezu mittelalterliche Zunftregeln; Kammern und Verbände sorgen als Schutz- und Trutzbündnisse für die geregelte - und eben nicht freie - Aufteilung der Märkte. So sorgt Ende 1996 ein Erlaß des Wirtschaftsministeriums für helle Aufregung unter den Rauchfangkehrern, der die Zahl der zugelassenen Betriebe in einem Gebiet mit bestimmter Bevölkerungszahl erhöht. So werden kleine, aber höchst profitable Monopole gestürzt. Solche Liberalisierungsschritte können freilich nur unter größten Anstrengungen erfolgen, weil bestehende wettbewerbsfreie Zonen von denen, die davon profitieren, mit Zähnen und Klauen verteidigt werden.

Aber in manchen Bereichen, das haben die beiden Beispiele deutlich gemacht, ist es nicht der Wettbewerb, der zum Erfolg führt, sondern seine Ausschaltung. Diese Lehre, die wir anhand der technischen Geschichte der Fernsehmedien herausgearbeitet haben, läßt sich in noch deutlicherer Form auch auf der Ebene der Medieninhalte aufsuchen: Die freie Wettbewerbssituation bringt nicht nur nicht immer schon das bessere und beste Resultat hervor, sie kann sogar zum schlechteren und schlechtesten führen. Wo anders sollte uns das deutlich werden als im Programmbereich der Medien von heute? Konkurrenz führt im Programmbereich ebensowenig zum besseren Ergebnis wie im Sektor der technischen Entwicklung. Freilich liegt dem nicht die immanent notwendige Ausschaltung des Wettbewerbs durch Monopol- bzw. Kartellbildung zugrunde, sondern die Ausschaltung nicht wettbewerbsfähiger Leistungen der Medien.

Wir müssen hier den Begriff des meritorischen Guts einführen, um diesen Prozeß zu

verstehen. Der Begriff des meritorischen Guts stammt von John Stuart Mill, der es bündig so definiert: Die, die es am nötigsten bräuchten, fragen es nicht nach. Wir sprechen also von dem, was etwa für öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten als »Bildungsauftrag« festgelegt ist. Man mag nun darüber streiten, ob alles, was eine Medieninstitution an meritorischem Gut erbringt, vom Konsumenten tatsächlich nicht nachgefragt wird. Dieser Ansicht scheinen jedenfalls die Programmdirektoren der privaten Medien zu sein. Man mag auch darüber streiten, was ein gravierenderer Eingriff in die Konsumentensouveränität ist - die Verbreitung sogenannter Minderheitenprogramme mit hohem Bildungsanspruch oder die Verbreitung von anspruchslosen Massenprogrammen. Tatsache ist, daß ein nicht oder wenig nachgefragtes Gut nicht marktfähig ist und daher zurückgezogen, aus dem Angebot genommen wird.

Einen ähnlichen Effekt scheint es bei der Wertschöpfung aus Medieninhalten zu geben: Durch Informations- und Bildungsauftrag läßt sich ein gesetzlich fixierter Mindeststandard im Programmniveau festlegen. Entspricht die Wertschätzung dieser Mindeststandards nicht mehr der tatsächlichen Nachfrage auf dem freien Markt, so ist es für den Anbieter günstiger, diese Standards zu unterschreiten. So setzt sich gewissermaßen eine Abwärtsspirale in Bewegung, die hochwertige Programme nach außen drängt. Die heute verfolgte Politik der einheitlichen Währung in Europa steht gleichfalls im Dienste der Abschaffung von Wettbewerbsvorteilen, die sich aus der Abwertung von Einzelwährungen ergeben. So müßte auch eine verantwortungsvolle Medienpolitik mit welchen Mitteln auch immer dafür sorgen, daß die Nichtverpflichtung von Privatsendern auf Mindeststandards ihrer Programme als Wettbewerbsvorteil beseitigt wird.

Was uns im Sektor der technischen Entwicklung als Argument der Kritik des Monopols gedient hat - ihre Fähigkeit, Standards, auch suboptimale Standards, durchzusetzen - schlägt hier um in eine Begründung, für das Monopolprinzip bzw. allgemeiner für eine Einschränkung des Wettbewerbs zu sprechen, sofern ein Medienmonopol höhere Programmstandards setzt und einhält als jene, die aus frei konkurrierenden Medienprogrammen hervorgehen. Denn das Gesamtniveau einer Medieninstitution haben wir danach zu beurteilen, was und wieviel an meritorischem Gut es erbringt. Und die Überlegenheit der öffentlich-rechtlichen Sender in dieser Frage darf als allgemein anerkannt gelten. Nun ist die Monopolzeit der Öffentlich-Rechtlichen natürlich schon lange abgelaufen; sie stehen seit den großen Privatisierungsoffensiven in Europa in den 80er Jahren und seit den technischen Wei-

terentwicklungen im Kabel- und Satellitenbereich in scharfer internationaler Konkurrenz mit Privatunternehmen. Ihr wirtschaftliches Überleben entscheidet sich im Spannungsfeld zwischen ihrem gesetzlichen Auftrag, hohe Informations- und Bildungsansprüche zu erfüllen, und dem Wettbewerbsvorteil, den die Privatsender aus der Freiheit von solchen Ansprüchen ziehen. Das meritorische Gut, das öffentlich-rechtliche Sender erbringen, wird zum Klotz an ihren Beinen auf dem Weg zum ökonomischen Erfolg. Die Lösung dieses Problems kann nur in einem Eingriff in die gegenwärtige Situation bestehen, bei dem entweder der Wettbewerbsvorteil der Privatsender - keine Gebundenheit an Mindeststandards - beseitigt wird, oder aber die Gebundenheit an Mindeststandards als Wettbewerbsnachteil in irgendeiner Form ausgeglichen wird.

Dazu ließe sich folgendes vorschlagen: Das staatliche Finanzwesen kennt den Begriff der gemeinwirtschaftlichen Leistung, also der Wirtschaftsleistung, die privatwirtschaftlich als nicht sinnvoll, volkswirtschaftlich hingegen als höchst sinnvoll betrachtet und dementsprechend honoriert wird. Ein gutes Beispiel für eine solche gemeinwirtschaftliche Leistung bildet der Betrieb der Österreichischen Bundesbahnen in manchen Regionen, in denen sich eine Eisenbahnverbindung privatwirtschaftlich niemals rentabel betreiben ließe, wiewohl sie volkswirtschaftlich erforderlich und nützlich ist. In einem solchen Fall bitten die Bundesbahnen dann eben die öffentlichen Hände zur Kasse. Auch hier liegt in gewisser Weise die Erbringung eines meritorischen Guts vor, wenn auch nicht in der Form von Bildungsangeboten für den einzelnen, sondern in der Form von Entwicklungshilfe für benachteiligte Regionen.

Freilich ist in diesem Fall das erbrachte meritorische Gut evaluiert, ist sein Wert in Zahlen ausgedrückt und wird es als Geldwert erstattet. Nun: Was hindert uns denn, auch das meritorische Gut, das öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten erbringen, zu evaluieren? Bildung muß sich doch heute, im Zeitalter des fortschreitenden Marktprinzips allenthalben evaluieren, muß ihren Wert in Zahlen ausdrücken lassen. Was auf den Universitäten möglich ist, muß doch auch bei öffentlich-rechtlichen Fernsehsendern möglich sein. Was hindert uns daran, ihnen die weitere Erfüllung ihres Bildungsauftrags in Geldwert zu honorieren? Auf dem Printsektor geschieht das in Österreich längst. Manche Tageszeitungen in Österreich gibt es nur noch, weil es die Presseförderung gibt, und die wiederum gibt es nur dafür, damit es auch diese kleinen Blätter noch gibt - im Sinne demokratiefördernder Meinungsvielfalt. Wir haben doch also die Institution der Presseförderung - auch ein In-

strument zur Schwächung des tödlichen Wettbewerbs im übrigen - warum binden wir nicht auch öffentlich-rechtliche Sender darin ein und machen diese Subvention zugleich davon abhängig, was und wieviel ein Medium an meritorischem Gut erbringt? Ein Beirat zur Presseförderung, der wie auch immer aus Experten - Wissenschaftlern, Pädagogen, Sozialforschern, Kulturschaffenden usw. - zusammengesetzt ist, soll unabhängig darüber befinden, wieviel Anteil am Inhalt eines Mediums aufklärerischen Wert hat, und davon soll die Höhe der Subvention abhängig sein. Wir haben zu den ökonomischen Aspekten des hochtechnologischen Forschungs- und Entwicklungssektors bereits angemerkt, daß man dort heute zu intelligenteren Formen der Wettbewerbsvermeidung als derjenigen des Monopols gefunden hat. Auch bei den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten wird man zu neuen Formen der Wettbewerbsvermeidung finden müssen, wenn sie das meritorische Gut, das sie unverkennbar und wertvoll macht, weiterhin erbringen können sollen.

IX

Es war uns darum zu tun, den Mythos vom freien Wettbewerb, den man nur unbegrenzt herrschen lassen müsse, um zum Erfolg zu gelangen, in Frage zu stellen. Der Markt selbst reguliert sich, das haben wir an den beiden Beispielen aus der Geschichte der Fernsehtechnik gesehen, und das ließe sich wohl auch durch Fälle aus anderen Sektoren belegen, oft dadurch, daß er den Wettbewerb ausschaltet. Direkt von den Beteiligten im Markt implementierte wettbewerbsfreie Zonen entstehen schon sehr früh. Sie verdanken sich der Erkenntnis, daß in bestimmten wirtschaftlichen Bereichen wie eben etwa im besonders kapitalintensiven Forschungs- und Entwicklungsbereich Wettbewerb ein fortschritthemmender Faktor sein kann. Gleichfalls in Frage steht auch die Regel, im uneingeschränkten Wettbewerb könne und werde sich immer Optimales durchsetzen. Wir haben einige Beispiele aus der Medientechnik genannt, anhand derer sich das Gegenteil davon beweisen läßt. Wie der Wettbewerb auf der Seite des konkurrierenden Betriebs zum Erfolgshemmnis werden kann, so führt er auch auf der Seite des Konsumenten zum schlechteren Resultat, weil er für diesen vorteilhafte, aber nicht konkurrenzfähige Leistungen (meritorische Güter) ausschaltet. Als Beispiel hierfür haben wir den Bereich der Medieninhalte in der Konkurrenz betrachtet. Hier kommt es beim Einsetzen des freien Wettbewerbs zum Verlust meritorischer Güter, deren bildender und aufklärerischer Wert für den Kon-

sumenten von Vorteil ist, die aber in der freien Konkurrenz nicht weiter angeboten werden können. Dies haben wir anhand der Situation der Konkurrenz zwischen öffentlich-rechtlichen und privaten Medien untersucht. Die Ungleichheit dieser gegebenen Wettbewerbssituation führt uns zu Vorschlägen zur Bereinigung: Gleichstellung der beiden Seiten entweder durch die gesetzliche Auflage von Mindeststandards für die Programme der Privatsender oder durch die finanzielle Abgeltung des meritorischen Guts, das öffentlich-rechtliche Sender durch die weitere Erfüllung ihres Informations- und Bildungsauftrags erbringen.

Die vorliegenden Betrachtungen legen nahe, daß das Prinzip des freien Wettbewerbs in seinem heutigen Verständnis überschätzt wird. Es mag in vielen Bereichen die richtige Grundlage des Wirtschaftsbetriebs sein und bietet gegenüber einer staatlichen Planwirtschaft zahlreiche Vorteile. Aber seine Verabsolutierung scheint uns ebenso fehlerhaft wie das Dogma von der Staatswirtschaft. Der freie Markt selbst, das haben die Beispiele gezeigt, ist sich dessen stärker bewußt als die Politik, die den freien Markt befördert. Das Prinzip des freien Wettbewerbs zeitigt in seiner uneingeschränkten Implementierung negative Folgen sowohl auf der Versorgerseite (supply side) als auch auf der Verbraucherseite (demand side). Der wichtigste Schluß aus den vorliegenden Betrachtungen muß daher die Forderung nach einer Relativierung des Wettbewerbsprinzips und die Säkularisierung des Umgangs mit ihm sein - es sollte nicht angebetet, sondern regelmäßig daraufhin überprüft werden, ob es leistet, was es verspricht.

Anmerkungen

- * Vortrag, gehalten auf der Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte am 5. Oktober 1996 in Wien.
- 1 Lieselotte Palme: Angst vorm Kapital. In: profil 33 (12. 8. 1996), S. 38-44.
 - 2 Albert Abramson: The History of Television, 1880 to 1941. Jefferson, N. C.: McFarland 1987, S. 115.
 - 3 Abramson: The History (wie Anm. 2), S. 121.
 - 4 Ebd., S. 121, 124.
 - 5 Alan Archibald Campbell Swinton: Presidential Address. In: Journal of the Röntgen Society 8/30 (Jan. 1912), S. 1-13.
 - 6 Vgl. N. N.: Distant Electric Vision. In: London Times v. 15. Nov. 1911, S. 24b.
 - 7 Distant Electric Vision. In: Nature 78/Nr. 2016 (18. Juni 1908), S. 151.
 - 8 Abramson: The History (wie Anm. 2), S. 167f., 260.
 - 9 Ebd., S. 119.
 - 10 Ebd., S. 115.
 - 11 Vgl. Anm. 7.
 - 12 Abramson: The History (wie Anm. 2), S. 206, 240.
 - 13 R. Gilbert und D. Newberry verwenden in der Darstellung eines sehr ähnlichen Falles den Begriff des »Patentdickichts« (patent thicket), um die Blockadepolitik eines Monopolkonzerns gegenüber potentiellen Konkurrenten zu beschreiben. Hier geht es um ein Anti-Trust-Verfahren, das die SCM Corporation Ende der 70er Jahre gegen die Xerox Corporation angestrengt hat. Den Schaden von 500 Millionen Dollar, den SCM beklagt, führt die Firma darauf zurück, daß Xerox (neben anderen wettbewerbsfeindlichen Maßnahmen) eine Anhäufung von Patenten aufgebaut habe, zu denen Innovationen gehörten, die weder von Xerox selbst genutzt noch anderen Firmen in Lizenz gegeben würden. Dies entspricht genau der Patentpolitik von RCA in den 30er Jahren. Dabei handelt es sich genau genommen bei diesem Vorgang um ein Paradox. Denn möglich wird der Aufbau eines monopolistischen »Patentdickichts« nämlich nur auf der Grundlage des extrem liberalen Patentgesetzes der USA. In zahlreichen Ländern gibt es Bestimmungen im Patentgesetz, die den Halter eines Patents zwingen, dasselbe in Lizenz zu geben, wenn es ihm innerhalb einer bestimmten Frist nicht gelingt, die betreffende Innovation selbst auszuwerten. Weiters gibt es die Möglichkeit einer Patenterneuerungsgebühr, die mit den Jahren drastisch ansteigt - ebenfalls eine Maßnahme, um den Aufbau von Patentmonopolen zu verhindern. Solche Regulierungsmaßnahmen sind dem Geist der US-Wirtschaftsgesetzgebung gänzlich fremd. So reguliert sich der freie Wirtschaftsprozeß selbst, indem er den Wettbewerb ausschaltet.
 - 14 Abramson: The History (wie Anm. 2), S. 191f.
 - 15 Ebd., S. 149.
 - 16 Ebd., S. 252.
 - 17 Ebd., S. 157, 204.
 - 18 Ebd., S. 204, 205.
 - 19 Ebd., S. 219f.
 - 20 Ebd., S. 257, 261.
 - 21 Ebd., S. 84. Baird ist freilich nicht der erste, der auf diesen Einfall gekommen ist. Er ist zum ersten Mal in einem französischen Patentantrag von Georges Rignoux vom 20.5.1908 dokumentiert.
 - 22 Ebd., S. 190.
 - 23 Ebd., S. 207, 212ff.
 - 24 Vgl. Jean Tirole: The Theory of Industrial Organisation. Cambridge (Mass.), London 1988, S. 20.

Einführung des Werbefernsehens in Bayern (1956)

Am 3. November 1956 lief der erste Werbespot über die bayerischen Fernsehschirme: Liesl Karlstadt und Beppo Brem warben für das Waschmittel Persil der Firma Henkel. Hiermit strahlte der Bayerische Rundfunk (BR) als erster Sender in der Bundesrepublik Fernsehwerbung aus. »Ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Deutschen Fernsehens hat begonnen«, meldeten die »fernseh-informationen« damals auf ihrer Titelseite.¹ Die Einführung des Werbefernsehens ging nicht auf eine gemeinsame Initiative der ARD zurück, sondern blieb jeder Landesrundfunkanstalt vorbehalten. Der BR, allen voran dessen damaliger Verwaltungsdirektor Hans Spies, trieben die Einführung des Werbefernsehens seit 1954 vehement voran. Im Juni 1956 war die Bayerische Werbefernsehen GmbH als Tochtergesellschaft des BR errichtet worden. Ab November lief täglich, außer sonntags, nach der »Münchner Abendschau« und vor dem ARD-Gemeinschaftsprogramm um 20.00 Uhr, das zusätzliche Rahmenprogramm »Zwischen halb und acht« mit Quizspielen, wie »Alles oder nichts«, »Die ideale Frau«, Filmserien und Sportquerschnitten, zwischen denen die Werbespots eingestreut wurden. Im Dezember 1956 übernahm der Sender Freies Berlin die bayerischen Werbefernsehproduktionen. Die anderen Rundfunkanstalten zogen bis April 1959 nach.

Die Einführung von Werbung im öffentlich-rechtlichen Fernsehen war Mitte der 50er Jahre äußerst umstritten und hatte damals eine bundesweite Diskussion ausgelöst. An der Kontroverse waren Politiker, Zeitungsverleger, Journalisten und die Rundfunkanstalten selbst beteiligt. Stärkster Kontrahent war der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger (BDZV). Dieser klagte gegen den BR und die Bayerische Werbefernsehen GmbH, da Werbung im öffentlich-rechtlichen Rundfunk ungesetzlich sei. Doch die Gerichte entschieden nach mehreren Verhandlungen 1957 zugunsten des Werbefernsehens im Rundfunk.² Die Debatte um die Einführung des Werbefernsehens stand immer auch im Zusammenhang mit den Initiativen zur Einführung eines privaten Fernsehens, das sich ausschließlich aus Werbeeinnahmen finanzieren sollte. Der 1956/57 eskalierende Konflikt zwischen Presse und Rundfunk hatte Anfang der 50er Jahre begonnen, führte zum kurzen Intermezzo der »Freies Fernsehen GmbH« (1958-1961) und endete (zunächst einmal) im Fernsehurteil des Bundesverfassungsgerichts 1961. Mit der Gründung des Zweiten Deutschen Fernsehens hatten

die Verfechter eines privatwirtschaftlich organisierten Fernsehens erst einmal - für über 20 Jahre - eine Schlacht verloren.

Die folgende Darstellung konzentriert sich auf die Phase der Einführung des Werbefernsehens und greift einzelne Aspekte dieses komplexen Themas heraus. Erstmals wurde auch ein Blick in die Akten des BR und der Bayerischen Rundfunkwerbung geworfen und der Rundfunkratsbeschluss vom 4. Mai 1956 sowie die ersten Gesellschafts- und Aufsichtsratsprotokolle ausgewertet.

Literatur und Quellen

Die Geschichte der Fernsehwerbung im allgemeinen und der bayerischen im besonderen ist bislang nicht geschrieben. Im vierten Band der »Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland« ist der Fernsehwerbung lediglich eine Skizze gewidmet.³ Diese allerdings geht weder auf den BR näher ein noch stützt sie sich auf die schriftlichen Quellen der Rundfunkanstalten. Dieses Manko zieht sich im übrigen durch die gesamten fünf Bände der Fernsehgeschichte. Die vielschichtigen Probleme thematisierend, welche bei einer Fernsehwerbe-geschichte auftauchen, wie schwieriger Quellenzugang, Materialfülle, Komplexität von Werbung, wird hier ein »systemorientiertes« Verfahren gewählt, das Werbung als »Indikator sozialen Wandels« untersucht⁴ und die Werbestrategien sowie Trends einzelner Jahrzehnte herausarbeitet. Über die medienpolitischen Hintergründe oder über die Organisation der Fernsehwerbung 1956 erfährt man hingegen nichts.

Eine knappe Darstellung der wichtigsten Zusammenhänge findet sich im vierten Band der von Hans Bausch herausgegebenen Buchreihe »Rundfunk in Deutschland«.⁵ In der Diplomarbeit von Heiner Gremer wird die bayerische Rundfunkwerbung von ihren (Hörfunk-)Anfängen in der Weimarer Republik bis zum Kooperationsvertrag mit Sachsen-Radio 1990 im Überblick dargestellt.⁶ Der Fernsehwerbung ist nur ein kurzes Kapitel gewidmet. Gremer hat sich vor allem auf gedruckte Quellen der Bayerischen Rundfunkwerbung und der Dokumentationsstelle der ARD-Werbung in Frankfurt beschränkt. Das Thema Werbefernsehen greifen auch Arbeiten auf, die sich mit ersten privatwirtschaftlichen

Fernsehprogrammen beschäftigen. So die Dissertation von Helga Montag,⁷ welche vor allem die Quellen von Heinrich G. Merkel, dem exponierten Gegner des öffentlich-rechtlichen Werbefernsehens, auswertet.⁸ Ebenso die Habilitationsschrift von Rüdiger Steinmetz über die »Freies Fernsehen GmbH«.⁹

Im November 1996 erschienen zum 40jährigen Jubiläum eine kurze Darstellung im »Haus der Geschichte magazin« und eine Chronik der Ereignisse von 1954 bis 1957 in den »fernseh-informationen«.¹⁰ Umfassende Informationen bieten die - zumeist positiven - (Selbst-)Darstellungen in den Broschüren der Bayerischen Rundfunkwerbung (BRW),¹¹ z.B. in der Sonderbeilage der BRW-Zeitschrift »Der Löwen Anteil« zum 30-jährigen Bestehen des Werbefernsehens 1986.¹² Hier erinnern sich vor allem Zeitzeugen an ihre damaligen Aufgabenschwerpunkte. Mehr statistische Informationen über die FernsehzuschauerInnen liefert die Broschüre »Bayerisches Werbefernsehen 1956-1966«.¹³ Sehr ergiebig im Hinblick auf die Bewertung aktueller Ereignisse ist die seit Mai 1956 erschienene Beilage der »fernseh-informationen«,¹⁴ deren erste Jahrgänge herangezogen wurden.

Im Historischen Archiv des BR sind zahlreiche Quellen zum Werbefernsehen seit 1956 überliefert. In den Beständen der Intendanz, des Rundfunk- und Verwaltungsrats, der Verwaltungs- und der Juristischen Direktion befinden sich (aufgrund der diversen Zuständigkeiten und Beteiligungen von BR-Personen in der Tochtergesellschaft) Gutachten und Korrespondenz über die juristischen Streitigkeiten mit den Verlegern, Protokolle von Sitzungen der Gesellschafter und des Aufsichtsrats, Korrespondenz mit der Deutschen Bundespost und mit den anderen ARD-Rundfunkanstalten, Unterlagen über die Fusion zur Bayerischen Rundfunkwerbung (BRW) 1972, Analysen zum Zuschauerverhalten, Auszüge aus Infratest-Untersuchungen, Unterlagen zur Programmplanung der Programmkommission Werbefernsehen (ab 1973) u.v.a. Die BRW in München gewährte Einblick in die Protokolle. Andere Quellen aus der Anfangszeit sind hier nicht überliefert. Das Zeitungsarchiv des BR bietet mehrere Mappen mit Artikeln zum Werbefernsehen. Sie dokumentieren das zeitgenössische Pro und Kontra der Presse gegenüber dem neuen Programmangebot sowie die weiteren Etappen in der Entwicklung, zum Beispiel die Erhöhung der täglichen Werbung von sechs auf inzwischen zwanzig Minuten.¹⁵ Akten des BDZV in Bonn-Bad Godesberg¹⁶ und der anderen ARD-Rundfunkanstalten dürften von Interesse sein, sie konnten aber im Rahmen dieser Darstellung nicht weiter berücksichtigt werden.

Der BR als »Schrittmacher«

Der Bayerische Rundfunk habe »Schrittmacherdienste geleistet, deren Bedeutung auch der Skeptiker anerkennen« müsse, stellten die »fernseh-informationen« im November 1956 fest.¹⁷ Bereits zwei Jahre vor der offiziellen Einführung des Werbefernsehens in Bayern hatte der damalige Verwaltungsdirektor des BR, Hans Spies¹⁸ in einem Brief an den Intendanten Rudolf von Scholtz, den Fernsehdirektor Clemens Münster und den Justitiar Ottheinz Leiling angeregt, über die rechtliche und finanzielle Ausgestaltung eines künftigen Werbefernsehens nachzudenken.¹⁹ Damals gab es einige Pioniere, wie den Werbeberater und -fachmann Norbert Handwerk, welcher Hans Spies nahelegte, »sobald als möglich, zusätzlich zur Werbung im Hörfunk auch die Fernsehwerbung einzuführen.«²⁰ Auch im Hause Henkel wurde die Einführung des Werbefernsehens sehnlichst erwartet. Im März 1954 hatte sich der BR in einem Pachtvertrag mit der Firma Persil GmbH über die »Vermietung eines 120 qm großen Grundstücks auf dem Wendelsteingipfel zur Errichtung von Senderanlagen« dazu verpflichtet, »der Henkel-Gruppe bei der ersten Fernsehwerbesendung den Vorrang einzuräumen.«²¹ Die Werkszeitung schrieb damals: »Dem Verbraucher bei dem unübersichtlich großen Angebot die Orientierung zu erleichtern und gleichzeitig aufklärend für richtige Verwendung und für das Erkennen neuer Vorteile der Erzeugnisse zu wirken, das sind Werbeziele der Wirtschaft, die nirgends so ideal erreicht werden wie über das Fernsehen.«²²

In Großbritannien hatte die Einführung eines kommerziellen Fernsehens (inkl. Werbung) 1954 zu einer beachtlichen Steigerung der FernsehteilnehmerInnen - und damit der Einnahmehinnehmen - geführt. Innerhalb von acht Monaten meldeten eine Million neuer Zuschauer ihre Geräte an - der größte Zuwachs für das britische Fernsehen seit 1946. Und neue ZuschauerInnen und damit neue Einnahmequellen hatte auch der BR nötig, vor allem für den Ausbau seines Fernsehprogramms. »Je mehr der Aufbau des Fernsehens Geld verschlang, um so eher fanden die Forderungen der Wirtschaft nach Fernsehwerbung offene Ohren in den Funkhäusern.«²³ In einer öffentlichen Rundfunkratssitzung verkündete Hans Spies dann am 22. April 1955: »Ein Werbefernsehen, was bei etwa 30 000 Teilnehmern in Aussicht genommen werden könnte, sehe er positiv, und zwar mit einem Sendeanteil, der die Teilnehmer nicht verärgere, sondern erheitere.«²⁴

Im Januar 1956 erläuterte Fernsehdirektor Clemens Münster während einer Pressekonfe-

renz auf dem Fernsehgelände München-Freimann die Gründe des BR, mit der Einführung des Werbefernsehens im Verbund der Rundfunkanstalten voranzugehen. Der Hauptgrund sei »defensiver Natur«. Die Entwicklung des kommerziellen Fernsehens in den USA und in England mit seinen Begleiterscheinungen und die Möglichkeit eines Übergreifens solcher Entwicklungen auf die Bundesrepublik hätten vorbeugende Maßnahmen notwendig gemacht. Außerdem könne ein gut gestaltetes Werbefernsehen mit einem attraktiven Unterhaltungsprogramm eine »nette Bereicherung des Gesamtprogramms« sein. Zudem könne man in Bayern die Lücke in der Fernsehversorgung zwischen 19.30 Uhr, dem Ende der Regionalsendung »Münchner Abendschau«, und 20.00 Uhr, dem Beginn des ARD-Gemeinschaftsprogramms, schließen. Generell wolle der BR mit dem Werbefernsehen kein Geschäft machen, sondern die Überschüsse kulturellen Zwecken zuführen.²⁵

»Der schwarze Freitag«²⁶ des Fernsehens?

Der Rundfunkrat des BR billigt
die Einführung des Werbefernsehens

Die »kulturelle Förderung« anhand der durch das Werbefernsehen erwirtschafteten Gelder stand bei den Argumentationen im BR-Rundfunkrat an erster Stelle. »Der Rundfunkrat gibt der Hoffnung Ausdruck, dadurch dem Kulturleben Bayerns - zusätzlich zu den Erträgen des Werbefunks - erhebliche Mittel zur Verfügung stellen zu können.«²⁷ Nachdem der Verwaltungsrat am 23. April 1956 den von der Verwaltungsdirektion eingebrachten Vorschlag für eine Vorfinanzierung genehmigt und die bisherigen Vorarbeiten und Verhandlungen gebilligt hatte, diskutierte der Rundfunkrat in seiner 144. Sitzung am 4. Mai 1956 die Einführung des Werbefernsehens und stimmte bei einer Gegenstimme und einer Enthaltung schließlich zu.²⁸

Unter Tagungsordnungspunkt 2 (Einführung des Werbefernsehens) erläuterten Walter von Cube (seit dem Tod von Rudolf von Scholtz' bis zum 30. September 1956 kommissarischer Intendant), Hans Spies und Justitiar Ottheinz Leiling den Rundfunkräten den Planungsstand zum Bayerischen Werbefernsehen. Walter von Cube nannte als Hauptgrund für die Einführung des Werbefernsehens, »die Programmeinheit im deutschen Rundfunkwesen zu wahren. Das Werbefernsehen sei unvermeidbar - viele andere Länder hätten es bereits eingeführt oder ständen vor dessen Einführung -, und würden es nicht

die Rundfunkanstalten übernehmen, würde es in spätestens einem Jahr von Wirtschaftsgruppen, etwa der Markenartikelindustrie, betrieben und damit der Kontrolle der Rundfunkanstalten entzogen.«²⁹ Von Cube argumentierte nach dem Prinzip, bei einer Entwicklung, die sowieso nicht mehr aufzuhalten sei, sei es besser, diese selbst zu steuern als sie den potentiellen Gegnern zu überlassen.³⁰

An weiteren Aspekten wurden genannt und diskutiert:

- die Rechtsgrundlagen, d.h. die Vereinbarkeit von Werbung und öffentlich-rechtlicher Anstalt;
- die Organisationsform des Werbefernsehens, der Plan einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung;
- die Verwendung der Gewinne für Kulturhilfe. Der ursprüngliche Wortlaut wurde allerdings am Ende der Sitzung abgeändert in »Der auf den BR entfallende Gewinn der Gesellschaft wird für Zwecke der Kulturhilfe verwendet, soweit nicht eine zweckgebundene Rücklage sich als notwendig erweist.«
- die Inhalte und Länge der Werbespots sowie Fragen der Geschmacklichkeit. Einhellige Meinung der Rundfunkräte war es, daß Werbefernsehen bei »richtigen Mitarbeitern« auch sehr geschmackvoll sein könnte.
- die Verteilung der Aufsichtsräte. Im Unterschied zum Werbefunk wurde beim Werbefernsehen zusätzlich ein Aufsichtsrat gebildet. Nach dem ursprünglichen Plan sollte der Aufsichtsrat folgende Sitzaufteilung haben: BR vier Sitze; Bundespost zwei; Verleger (Zeitschriften- und Zeitungsverleger) zwei; zwei Sitze für die Wirtschaft (ein Vertreter der bayerischen Wirtschaft, ein Vertreter der Markenartikelindustrie). Das waren Zugeständnisse an die Post und die Verleger.³¹
- das Verhalten der Zeitungsverleger.

Interessant an der Diskussion sind vor allem zwei Aspekte:

1) Rundfunk als Kulturinstitut

Der Grundtenor im Rundfunkrat, Werbefernsehen bzw. Fernsehen als Werbemittel sei nicht mehr aufzuhalten, weshalb die Einführung durch die Rundfunkanstalten das kleinere Übel sei, weil es noch kontrolliert werden könne, ist ein typisches Beispiel für die Einstellung zum Rundfunk als Kulturinstitut in den 50er Jahren. Verderbliche Einflüsse seien durch die Kontrolle der Aufsichtsgremien noch am ehesten abzuwehren. Die Diskussion spiegelt eine hohe Meinung vom öffentlich-rechtlichen Rundfunk wieder, wie sie beispielhaft in der Äußerung des Vertreters der Bayerischen Schauspielbühnen,

Hans Meissner, zum Ausdruck kommt: »Durch die Oberaufsicht der Rundfunkanstalten bleibe von vornherein ein Niedergang ausgeschaltet.«³²

Als Hauptargumente führten Walter von Cube und Hans Spies die Erhaltung des Programms an und daß verhindert werde, daß die Gewinne einer privaten Gruppe zugute kommen. Der auf den BR entfallende Gewinn solle der Kulturhilfe zufließen. Die Rundfunkanstalten wollen es keinen fremden, privaten Firmen überlassen, ihr Fernsehprogramm mit Werbung zu unterbrechen. Auch der Vorsitzende des Fernsehausschusses, Pfarrer Gerhard Hildmann, berichtete, daß sich das Gremium eingehend mit der Frage beschäftigt habe, »ob durch das Werbefernsehen ein Niedergang in kultureller oder geschmacklicher Hinsicht eintreten müsse«.

Für ein »höheres Kulturniveau« trat Walter Becher ein. Der Fraktionsvorsitzende des GB/BHE, vom Bayerischen Landtag in den Rundfunkrat entsandt, war kein Unbekannter. Sein Name tauchte ab 1955 in den Protokollen des Rundfunkrats »häufiger auf als andere, wenn es um Beschwerden gegen einzelne Sendungen oder Angehörige des Bayerischen Rundfunks ging.«³³ Becher sei vom »Hörer-Standpunkt 100%ig gegen ein Werbefernsehen, weil es zum weiteren Niedergang des Fernsehens beitragen werde, denn keine noch so gute Art Werbefernsehen könne dazu dienen, das Fernsehen zu verbessern.« Aus Bechers Äußerungen ist eine Skepsis gegenüber der Organisation Rundfunk herauszulesen. Er forderte eine gesetzliche Regelung durch den Bayerischen Landtag, »die der Stützung des Kulturniveaus« diene. Becher mußte die Sitzung vor der Abstimmung verlassen, bat aber Dr. Carljörg Lacherbauer zu Protokoll zu geben, daß er »grundsätzlich gegen Einführung des Werbefernsehens sei.«³⁴

2) Die Haltung der bayerischen Zeitungsverleger: Merkel contra Dürrmeier

In der Sitzung legte Spies dar, daß einige Verlegergruppen Bayerns sich »erstaunlich aufgeschlossen gezeigt« hätten, im Unterschied zu den norddeutschen Verlegern, denen er allerdings unterstellte: »Man dürfe hier deutlich sagen: der Bundesverband der Verleger sei nicht gegen das Werbefernsehen an sich, sondern nur dagegen, daß er das Geschäft nicht selbst mache«. In der Tat lagen einige Landesverbände (in Bayern, Baden-Württemberg und Hessen) nicht ganz auf der medienpolitischen (d.h. einer das Werbefernsehen ablehnenden) Linie des BDZV. Die Landesverbände wollten eher im Einvernehmen mit den Landesrundfunkanstalten ihre Interessen wahren.³⁵ Doch ganz so einheit-

lich war auch die »Phalanx« der bayerischen Zeitungsverleger nicht. Während der Generaldirektor des Süddeutschen Verlags, Hans Dürrmeier, mit dem BR sympathisierte, galt der Vorsitzende des Verbandes Bayerischer Zeitungsverleger, Heinrich G. Merkel, als exponierter Gegner des Werbefernsehens im öffentlichen Rundfunk.³⁶ Am 11. Mai 1956 teilte er Hans Spies mit, daß die Verleger wegen schwerer grundsätzlicher Bedenken die angebotene Beteiligung am Aufsichtsrat der Werbefernsehen GmbH ablehnten. Dabei seien die Vertreter der bayerischen Verleger von ihren norddeutschen Kollegen überstimmt worden.³⁷

Hans Dürrmeier seinerseits bedauerte am 22. Mai in einem Brief an Spies die Beschlüsse der Delegiertenversammlung des BDZV. Deren Entscheidung mache eine Zusammenarbeit bayerischer Zeitungsverleger mit dem BR beim Werbefernsehen unmöglich. Er selbst habe bei der Jahreshauptversammlung in Kiel mit Nachdruck auf eine Zusammenarbeit mit dem BR hingewiesen. Doch die Mehrzahl der Anwesenden »aus dem Raum nördlich des Mains« seien gegen diesen »bayerischen Plan«, allen voran die Vertreter des Springer-Verlags. Wie aus den Protokollen der Gesellschafterversammlungen hervorgeht, trat Dürrmeier Anfang 1957 in den Aufsichtsrat ein und fungierte nun als Vermittler. Von Anfang an hatte er den Plan und den Wunsch, beim Werbefernsehen mitzuwirken. Um aber nicht den Eindruck einer »Brüskierung der Prozeßgegner«, zu erwecken, sollte der Beitritt nicht mit der Zustellung der Klage der Zeitungsverleger zusammenfallen. Der BDZV hatte die Klage am 31. Oktober 1956 eingereicht.

Die Organisation des Werbefernsehens

Am 28. Juni 1956 erfolgte die Gründung der »Bayerische Werbefernsehen GmbH« mit Sitz in der Königinstraße in München. Zu ersten Geschäftsführern wurden Hans Spies und Erwin Wittmann bestellt. Wittmann erinnert sich:

»Weil ich damals von den Kosten des Fernsehens mehr als jeder andere verstand, wurde mir von Hans Spies angeboten, die Vorbereitungen zur Einführung des Werbefernsehens zu koordinieren und verbindlich in Aussicht gestellt, zum Geschäftsführer einer neu zu gründenden Werbegesellschaft bestellt zu werden (...) Mir verblieb die weniger angenehme Aufgabe, die ersten Geschäftsbedingungen und - noch schlimmer - die erste Preisliste vorzulegen. Trotz meiner fundierten Kenntnisse der Fernsehkosten waren die Einführungspreise nicht kalkulierbar. So verblieb mir nur der Ausweg über eine der bei Geschäftseröffnungen üblichen zwei Möglichkeiten:

Entweder sehr billig oder sehr teuer anzubieten. Ich entschied mich, wenn auch mit größtem Risiko verbunden, für die letztere.«³⁸

Paragraph 2 der Satzung legte fest:

»Gegenstand der Gesellschaft ist die Werbung im Fernsehen, insbesondere die Beschaffung und Ausführung von Aufträgen für Werbesendungen im Fernsehen, sowie die Erteilung von Produktionsaufträgen an Dritte und sämtliche Maßnahmen, die geeignet sind, die Unternehmungen der Gesellschaft zu fördern.«

Organe der Gesellschaft sind der/die Geschäftsführer, der Aufsichtsrat und die Gesellschafterversammlung.³⁹ Auf der ersten gemeinsamen Sitzung der Gesellschafter und Aufsichtsratsmitglieder⁴⁰ wurde Landtagspräsident Hans Ehard zum Vorsitzenden der Gesellschafterversammlung gewählt.

Am 10. Juli 1956 nahm die Gesellschaft ihre Geschäftstätigkeit auf. Walter von Cube hatte Helmut Endler als Verkaufsleiter/Prokurist nach München geholt, Fernsehdirektor Clemens Münster Kurt Hinzmann, den Fernsehbeauftragten des SWF, als Programmchef. Hinzmann sollte das dem Werbefernsehen zugeordnete »Rahmenprogramm« gestalten, das in dem am 1. Oktober 1956 in Kraft getretenen Vertrag zwischen BR und Bayerischer Werbefernsehen GmbH festgelegt war:

»§ 1 Der Bayerische Rundfunk wird täglich, mit Ausnahme der Sonntage und der gesetzlichen Feiertage, über seine Fernsehsender in der Zeit von 19.25 Uhr bis 19.55 Uhr ein zusätzliches Programm mit Werbeeinschaltungen ausstrahlen.

§ 2 Dieses Programm enthält grundsätzlich 6 Minuten reine Werbung und 19 [Minuten] Rahmenprogramm.«⁴¹

Für das »Rahmenprogramm« wurde ein neuer Sendetyp geschaffen, »Die kleine Form« genannt. Kurt Hinzmann erklärte:

»Sämtliche Sparten des ARD-Programms waren im Rahmenprogramm vorzufinden, hinzu kamen noch die Wettbewerbe, wie »Ideale Frau«, »Siebeng'scheiten« und andere, sowie Ratespiele, z.B. »Alles oder Nichts«, »Sag die Wahrheit«, »Tick Tack Quiz«, »Paßwort«, »Dotto«, um nur einige zu nennen. Fast alles mußte »live« gesendet werden, aus einem Ministudio, das mit der Abendschau geteilt wurde und der Bühnenbilderei häufig genug als Werkatt diente.«

Wurde in einigen Gesellschafter- und Aufsichtsratssitzungen Ende 1956 noch das Programm kritisiert, so erkannte der Aufsichtsrat in seiner 7. Sitzung am 5. April 1957 bereits die Fortschritte an. Hans Spies stellte fest, daß nach »Überwindung der üblichen Kinderkrankheiten« das Programm »Zwischen halb und acht« gelungen sei

und bei den Zuschauern ausgezeichnet ankomme.⁴²

Reaktionen auf die ersten Sendungen

Die Programmverantwortlichen verfolgten zusammen mit geladenen Gästen und Kritikern am 3. November 1956 die Premiere des bayerischen Werbefernsehens im Münchner Parkhotel. Zuallererst den Persil-Spot, dann die Werbung für Overstolz, Arwa, Riz, Borsalino, Oetker und Blendax, eingeführt vom »Star« der Sendung, dem Werbefernsehlöwe »Leo«, der den Aufstieg des Bayerischen Werbefernsehens von Anfang an mit begleitete.⁴³ Die Reaktionen auf die ersten Werbesendungen zeichneten sich durch große Skepsis aus. Selbst Geschäftsführer Erwin Wittmann war wenig begeistert:

»Das Eröffnungsprogramm am 3. November 1956 war für uns Kaufleute eine bittere Enttäuschung. Wir hatten darauf nach den internen Spielregeln keinen Einfluß und es sollte nach Münsters Vorstellungen auch für uns eine Überraschung werden. Das wurde es auch, und was für eine! Wir erlebten mit unseren ersten Auftraggebern und solchen, die es werden sollten, die Übertragung in den Räumen des Münchner Parkhotels. Es war ein bayerischer Schwank, mehr noch - eine Weißwursttragedie.«⁴⁴

Zu den exponierten Gegnern gehörten die Programmzeitschrift »Hör Zu« (Chefredakteur war damals Eduard Rhein), welche sich ausführlich über die »Ätherpest Werbefernsehen« ausließ⁴⁵ und die Fernsehpublizisten Gerhard Eckert und Kurt Wagenführ.⁴⁶ Wagenführ, damals Chefredakteur der Monatsschrift »Fernsehen« und später der »fernseh-informationen«, bewertete die erste Werbewoche des Bayerischen Fernsehens: Die Werbeberater hätten sich nicht viel Mühe begeben, das Publikum

»mit überraschenden Einfällen zu gewinnen. Im Gegenteil: sie griffen auf im Kino erprobte Kurzfilme zurück und verpaßten meines Erachtens eine einmalige Chance. Bis auf den Löwen, der für nichts warb als für die Werbung (...) Man hatte viele Monate für die Vorbereitung Zeit, und sie ist nicht genutzt worden.«⁴⁷

Wagenführ kritisierte das Überhandnehmen eines kommerziellen Denkansatzes, bei dem die »Zahl die Stunde regiert«, so wie ihn vor allem der kaufmännisch versierte Verwaltungsdirektor Hans Spies vertrete.⁴⁸ In der »Hör Zu« vom 25. November 1956 schrieb er:

»Daß der Bayerische Rundfunk bisher das schlechteste Fernseh-Programm beige-steuert hat, ist allgemein bekannt. Aber ein schlechtes Programm wird dadurch nicht besser, daß man es um eine halbe

Stunde verlängert und diese dann mit Werbefilmen spickt. Ein solches Zersplittern führt nur zu einem weiteren Absinken der Qualität. Die ersten Tage haben es schon erschreckend dargetan.«

Doch es gab durchaus auch positive Resonanz auf die ersten Werbesendungen: Zum Beispiel schrieb Maximilian Wolf am 7. Dezember 1956 in der »Abendzeitung« über »Die kleine Form«:

»Dem deutschen Fernsehen hätte nichts Besseres passieren können als die Einführung des Werbefernsehens. Dadurch hat der Fernsehzuschauer eine ganz neue Form des Programms bekommen, ganz abgesehen davon, daß er auch eine halbe Stunde länger zuschauen darf.«

Wolf listete im folgenden vier Vorteile des Werbefernsehens auf, u.a. die stärkere Berücksichtigung des Publikumsgeschmacks, den die neuen Werbespots gut getroffen hätten. Gleich nach dem Start begann mit »Infratest« - auf eigene Initiative - eine Begleitforschung, die bis zum Frühjahr 1957 lief, die Publikumsreaktionen. Wolfgang Ernst, Leiter von »Infratest«, berichtete 30 Jahre später über den damaligen Forschungsansatz und die Ergebnisse: In der Anfangsphase wurden täglich 100 bis 150 Fernsehhaushalte ausgewählt und interviewt. Gefragt wurde nach den Einschaltquoten, der personenbezogenen Sehbeteiligung, der Beurteilung des Rahmenprogramms und nach den einzelnen Werbespots. Die Ergebnisse waren überraschend positiv. Das Werbefernsehen fand von Anfang an eine hohe Akzeptanz. Die Zuschauer beschäftigten sich sehr intensiv mit Inhalt und Gestaltung der Werbespots. Auch das Rahmenprogramm »Zwischen halb und acht« wurde zu meist zustimmend aufgenommen.⁴⁹

Auch eine weitere Befragung von »Infratest« im Oktober 1957 ergab, daß 88 Prozent mit dem Programm des Werbefernsehens »zufrieden« oder »sehr zufrieden« waren.⁵⁰ Die positive Resonanz beim Publikum wurde sogar in Verbindung damit gebracht, daß der Rückgang der Verkaufszahlen von Fernsehgeräten im Sommer 1957 in Bayern nicht stattfindet, da hier durch das Werbefernsehen ein zusätzliches, kurzweiliges Programm angeboten werde, wie Fernsehdirektor Clemens Münster in der Gesellschafterversammlung der Bayerischen Werbefernsehen GmbH am 1. Juli 1957 nahelegte.⁵¹

Werbefernsehen - Eine bayerische Extratour?

Obwohl der Bayerische Rundfunk innerhalb der ARD zunächst allein das Projekt Werbefernsehen vorantrieb bzw. die anderen Rundfunkanstalten durch vollendete Tatsachen in einen

Zugzwang brachte, welcher in der Presse häufig als »bayerische Extratour« kritisiert wurde, bestand vor dem Hintergrund der Angriffe seitens der Zeitungsverleger von Beginn an eine Solidarität - zumindest in offiziellen Presseerklärungen nach außen hin. So beschloß die ARD auf ihrer Tagung am 12./13. September 1955 in München, daß ein etwaiges Werbefernsehen zu den Aufgaben der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten gehöre und bildete eine Werbefernseh-Kommission, welche sich mit den Fragen eines künftigen Werbefernsehens befassen sollte.⁵² Das Protokoll der zweiten Sitzung dieser Kommission für Werbefernsehen am 9. Februar 1956, auf der Walter von Cube und Hans Spies den BR vertraten, faßt folgende Aspekte zusammen: Die anderen Rundfunkanstalten seien über die Pläne des BR unterrichtet. Niemand sei begeistert über die Tatsache des Werbefernsehens. Da es sich aber als »Publikationsmittel der Werbung« nicht verhindern lasse, sollen die Rundfunkanstalten und nicht ein zweites Fernsehprogramm die Gestaltung übernehmen. Es sei wünschenswert, sich mit der Bundespost und den Verlegern zu arrangieren. Zudem bestehe »durchaus die Möglichkeit, daß Bayern sein bekanntes Projekt zunächst selbständig verwirklicht.«⁵³

Am 24. Mai 1956 nahm die Hauptversammlung der ARD die Empfehlung ihrer Werbekommission an. Diese stellte u.a. fest, daß der BR inzwischen durch seinen Rundfunkrat zur Einführung des Werbefernsehens ermächtigt worden sei. Da außerdem einige andere Rundfunkanstalten ihre grundsätzliche Bereitwilligkeit erklärt hätten, empfahl die Kommission, die Maßnahmen zur Einführung des Werbefernsehens zu koordinieren.« Als Koordinator wurde der Verwaltungsdirektor des BR, Hans Spies, bestellt.⁵⁴

»Praktisch bedeutet das zunächst, daß der Bayerische Rundfunk federführend für die Werbefernsehfragen der anderen Rundfunkanstalten wird. Es werden Erfahrungen vermittelt werden, die der Bayerische Rundfunk mit seiner Werbefernseh-Organisation und Gestaltung macht, und man wird sich gegenseitig in den grundsätzlichen Fragen abstimmen. München ist damit zunächst die Zentralstelle für die Werbefernseh-Bestrebungen der Rundfunkanstalten geworden.«⁵⁵

Am 1. Dezember 1956 schlossen BR und die »Berliner Werbefunk GmbH« einen Vertrag, und einen Monat nach dem Start in München, am 4. Dezember 1956, übernahm der Sender Freies Berlin erstmals die Produktionen des bayerischen Werbefernsehens: die Quizsendung »Alles oder nichts« und die sieben Werbespots der Premiere. Die Filmaufzeichnungen wurden per Luftfracht von München nach Berlin geschickt

und dort jeweils eine Woche später ausgestrahlt. Der Rundfunkrat des SFB hatte der Einführung des Werbefernsehens auch deswegen zugestimmt, weil dadurch die Finanzierung eines Berliner Regionalprogramms möglich werden sollte.

Bis April 1959 hatten alle Landesrundfunkanstalten nach der Genehmigung durch ihre Aufsichtsräte Werbung in ihre Regionalprogramme aufgenommen. Alle Rundfunkanstalten gründeten Tochtergesellschaften in Form von GmbHs, um die steuerpflichtigen Werbeeinnahmen von den nicht steuerpflichtigen Gebühreneinnahmen zu trennen.

Anmerkungen

- 1 fernseh-informationen Jg. 7 (1956), H. 29.
- 2 Das Landgericht hatte am 12.3.1957 die Klage der Firma Nürnberger Presse und des BDZV gegen den BR, die Bayerische Werbefunk GmbH und die Bayerische Werbefernsehen GmbH, das Werbefernsehen einzustellen, abgewiesen. Am 24.10.1957 bestätigte das Oberlandesgericht München in zweiter Instanz dieses Urteil und stellte klar, daß Werbung zum Aufgabenbereich der Rundfunkanstalten gehöre und rechtmäßig sei.
- 3 Vgl. Siegfried J. Schmidt/ Brigitte Spieß: Geschichte der Fernsehwerbung in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Skizze. In: Hans-Dieter Erlinger und Hans-Friedrich Foltin (Hrsg.): Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland. Band 4: Unterhaltung, Werbung und Zielgruppenprogramme. München 1994, S. 187-242.
- 4 Ebd., S. 189.
- 5 Vgl. Hans Bausch: Rundfunkpolitik nach 1945. Zweiter Teil. München 1980, S. 528-538.
- 6 Vgl. Heiner Gremer: Die bayerische Rundfunkwerbung. Bamberg, Diplomarbeit 1991.
- 7 Vgl. Helga Montag: Privater oder öffentlich-rechtlicher Rundfunk? Initiativen für einen privaten Rundfunk in Deutschland. Berlin 1978, S. 84-93.
- 8 Vgl. Heinrich G. Merkel: Anmerkungen zum Rundfunkwesen I. Eine Auswahl aus 12 Jahren 1952-1964. Nürnberg 1965.
- 9 Vgl. Rüdiger Steinmetz: Freies Fernsehen. Das erste privat-kommerzielle Fernsehprogramm in Deutschland. Konstanz 1996.
- 10 Vgl. Bettina Burtscheidt: Eine Revolution in deutschen Wohnzimmern - der Beginn des Werbefernsehens. In: Haus der Geschichte magazin Jg. 4 (1996), S. 12f.; Bettina Hasselbring: Die Einführung der Fernsehwerbung in Bayern. Eine Chronik der Ereignisse 1954 bis 1957. In: fernseh-informationen Jg. 21 (1996), S. 696-701.
- 11 Im Mai 1972 fusionierte die Bayerische Werbefunk GmbH und die Bayerische Werbefernsehen GmbH zur Bayerischen Rundfunkwerbung GmbH (=BRW).
- 12 Vgl. »Der Löwen Anteil«. Sonderbeilage »30 Jahre Werbefernsehen im Bayerischen Rundfunk«. Hrsg. von der BRW [München] 1986.
- 13 Vgl. Bayerisches Werbefernsehen 1956-1966. Redaktion: Helmut Endler. München 1966.
- 14 Vgl. Beilage der fernseh-informationen: Werbefernsehen. Spezialdienst der fernseh-informationen ab Mai 1956.
- 15 BR-Zeitungsarchiv, Mappen R 35. 1960 wurden aus den sechs Minuten zwölf, seit 1966 sind es 20 Minuten täglich. Vgl. BRW-Marketing: Entwicklung des Werbefernsehens in Bayern, Januar 1990.
- 16 Vgl. Volker Schulze: Im Interesse der Zeitung. Zur Kommunikationspolitik des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger. Frankfurt am Main 1994, S. 253ff.
- 17 Der Rubicon ist überschritten... Das Werbefernsehen ist nun Tatsache geworden. In: fernseh-informationen Jg. 7 (1956), H. 30, S. 648f.
- 18 Hans Spies (1911-1975) war von 1952 bis 1971 Verwaltungsdirektor des BR. Nach seiner Amtszeit war er noch Geschäftsführer der BRW.
- 19 Vgl. »Der Löwen Anteil« (wie Anm. 12).
- 20 Wittmann: In: »Der Löwen Anteil« (wie Anm. 12). Norbert Handwerk hatte 1947 die Insel-Film-Produktion, 1949 die Deutsche Funkwerbung und 1951 die Deutsche Filmtheater-Werbung gegründet.
- 21 Vertrag in BR-Akte TE/1198.
- 22 Hans Kratz: Zwei Geburtstage. In: »Der Löwen Anteil« (wie Anm. 12).
- 23 Bausch: Rundfunkpolitik (wie Anm. 5), S. 533. In der Tat rentierte sich das Unternehmen Werbefernsehen: In zehn Jahren stieg der Umsatz auf etwa 35 Millionen Mark.
- 24 Protokoll des Rundfunkrats v. 22.4.1955.
- 25 Beilage Werbe-Fernsehen (1956), Nr. 17.
- 26 Der Informationsdienst der evangelischen Kirche »epd Kirche und Fernsehen« bezeichnete den 4.5. 1956 als »schwarzen Freitag« in der Fernsehgeschichte: »Ohne Zweifel ist das ein höchst bedeutungsvoller Beschluß; folgenswer für die gesamte Weiterentwicklung des Deutschen Fernsehens. Denn jedermann ist sich klar darüber, daß dieser Beschluß einer ersten Bresche in die bisherigen Prinzipien des Deutschen Fernsehens gleichkommt.« Diese Bewertung ist prototypisch für die eindeutig ablehnende Position der evangelischen und katholischen Kirche. Vgl. Montag (wie Anm. 7), S. 92.
- 27 Protokoll des Rundfunkrats v. 4.5.1956.
- 28 Die Beilage »Werbe-Fernsehen« der »fernseh-informationen« bewertete den schnellen Beschluß

- des Rundfunkrats in ihrer ersten Mai-Ausgabe: »Wenn dieser bedeutungsvolle Beschluß so einhellig und glatt im Rundfunkrat durchging, dann dürfte das auf drei Ursachen zurückzuführen sein: 1. daß die Einbringung der Vorlage durch den sehr zielbewußten Verwaltungsdirektor Hans Spies gut vorbereitet worden war, 2. daß die mit ihren eigenen Anliegen beschäftigten Rundfunkräte ein »überraschend schnelles Verständnis« für eine Materie bekundeten, mit der sie sich gewiß vorher kaum ernsthaft beschäftigt hatten, und 3. daß die etwaigen Überschüsse des Werbefernsehens kulturellen Zwecken zufließen sollen.«
- 29 Der Markenverband hatte im Oktober 1955 in einer Denkschrift »Wirtschaft kann Fernsehwerbung nicht entbehren« ein privates Werbefernsehen gefordert.
- 30 Mit »potentielle Gegner« waren private Fernsehanbieter, wie in Großbritannien und den USA, gemeint. Im August 1956 gründete sich die »Studiengesellschaft für Funk- und Fernsehwerbung« zur Vorbereitung von Werbesendungen in einem zweiten, auf privatwirtschaftlicher Grundlage betriebenen und gestalteten Programm. Vorsitzender wurde Heinrich G. Merkel. Mitglieder waren Vertreter der Wirtschaft, des BDZV, der Werbung und der bekannte Fernsehpublizist Gerhart Eckert. Vgl. Steinmetz: Freies Fernsehen (wie Anm. 9), S. 92 ff.
- 31 Die geplante Beteiligung der Post kam allerdings nicht zustande. Am 12.7.1956 teilte Bundespostminister Siegfried Balke Walter von Cube mit, daß sich die Deutsche Bundespost aufgrund ihrer alleinigen technischen Zuständigkeit nicht an der Bayerischen Werbefernsehen GmbH, welche Programmgestaltung wahrnehme, beteiligen könne. Vgl. BR-Akte GR/112. Spies hatte sich dahingehend geäußert, daß es begrüßenswert wäre, »wenn zwei große publizistische Institutionen, Funk und Verleger, sich zu einer echten Harmonie zusammenfinden.«
- 32 Protokoll des Rundfunkrats, 4.5.1956.
- 33 Vgl. Ludwig Maaßen: Der Kampf um den Rundfunk in Bayern. Berlin 1979, S. 45. 1957 reichte Becher einen Gesetzentwurf zur Änderung des Rundfunkgesetzes ein.
- 34 Protokoll des Rundfunkrats, 4.5.1956.
- 35 Vgl. Bausch: Rundfunkpolitik (wie Anm. 5), S. 536
- 36 Merkel startete im Juni 1956 in den »Nürnberger Nachrichten« eine Pressekampagne gegen das Werbefernsehen der Rundfunkanstalten.
- 37 Vgl. BR-Akte GR/112.
- 38 Wittmann: In: »Der Löwen Anteil« (wie Anm. 12).
- 39 Vgl. BR-Akte GR/112 und VJ/4878, darin ein Bericht v. 16.5.1960 über die Werbegesellschaften als Vorlage für den Rundfunkrat.
- 40 Gesellschafter waren Landtagspräsident Hans Ehard, Rundfunkratsvorsitzender Max Zillibiller, Justitiar Ottheinz Leiling; Aufsichtsratsmitglieder: Walter von Cube, Pfarrer Hildmann, Vorsitzender des Fernsehausschusses des Rundfunkrats, Rudolf Eberhard, Vorsitzender des Haushaltsausschusses des Rundfunkrats, Josef Kiefer, Mitglied des Verwaltungsrats, Ludwig Mellinger von der Industrie- und Handelskammer, Carl Saebeler, Generaldirektor der Firma Nestle.
- 41 Original-Vertrag in BR-Akte GR/112.
- 42 BR-Akte GR/112.
- 43 Erfunden und gezeichnet hat das Maskottchen der Maler Johannes Behler (besser bekannt mit seinem Kürzel JOB).
- 44 Wittmann: In: »Der Löwen Anteil« (wie Anm. 12). Die Fernsehwerbung der 50er Jahre wird insgesamt als wenig innovativ charakterisiert, da der Spielraum der Werbetreibenden bei Konzeption und Gestaltung noch klein gewesen sei, so Schmidt/Spies: Geschichte der Fernsehwerbung (wie Anm. 3), S. 197.
- 45 Helmut Endler. In: »Der Löwen Anteil« (wie Anm. 12).
- 46 Beide gehörten dem 1951 gegründeten »Arbeitskreis für Rundfunkfragen« an, welcher eine Neuordnung des Rundfunkwesens forderte. Vgl. Steinmetz: Freies Fernsehen (wie Anm. 9), S. 92.
- 47 Kurt Wagenführ: München, den 3. November 1956. Zum Beginn des Bayerischen Werbefernsehens. In: Fernsehen. Illustrierte Monatshefte für Fernsehfreunde Jg. 4 (1956), H. 12, S. 681.
- 48 Ebd., S. 684.
- 49 Vgl. Wolfgang Ernst. In: »Der Löwen Anteil« (wie Anm. 12); vgl. auch die Infratest-Untersuchungen. Ganz im Unterschied zum »epd Kirche und Fernsehen« v. 5.11.1956, welcher speziell die »sensationalen Wirkungen« und die »nervenstrapazierende Methode« des Geldverdienens oder -verlierens im Quiz »Alles oder nichts« äußerst bedenklich fand.
- 50 Brief Hans Spies an die Gesellschafter und Aufsichtsratsmitglieder der GmbH, 21.1.1958. BR-Akte GR/112.
- 51 Ebd.
- 52 Vgl. Beilage Werbe-Fernsehen (1956), Nr. 15.
- 53 BR-Akte GR/112.
- 54 Vgl. Beilage Werbe-Fernsehen (1956), Nr. 15.
- 55 Beilage Werbe-Fernsehen (1956), Nr. 16.

Miszellen

»Diese irrationalistische,
teufelsgläubige Zeit«

George Grosz und Johannes R. Becher in
der Berliner Funkstunde am 10. Juni 1931

Teil II

Es lohnt sich, auch die anderen Kultursendungen der Funkstunde vom 10. Juni 1931 genauer zu betrachten. Sie lassen sich zum einen auf dem Hintergrund der peniblen parteipolitischen Neutralität des Rundfunks, gepaart mit kaum verhüllten Zensureingriffen des Überwachungsausschusses lesen. Zum andern - Zufall oder Programmplanung - zieht sich das Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft als unausgesprochenes Leitmotiv durch das Abendprogramm jenes Tages.

Von 17.30 bis 18.00 Uhr wurde unter dem Thema »Aktualität und Ewigkeitswert« ein Gespräch zwischen Erich Franzen und Ernst Gläser ausgestrahlt. Der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« zufolge gab es

»Anlaß zu allerhand spitzfindigen Ästhetizismen und dialektischen Purzelbäumen von Homer bis Kleist. Es war auch viel vom ideellen und materiellem Unterbau der Gesellschaft die Rede und von »formal mechanistischen Begriffen«. Wer konnte das alles verdauen? Ein bestimmtes Beispiel hätte hier mehr gesagt als tausend Analysen.«²⁰

Aber allzu konkret durfte man ja nicht werden. Glaubt man dem Beobachter der »Welt am Abend«, so wurden bei diesem Gespräch die unterschiedlichen Positionen durchaus deutlich:

»Aggressiv wandte sich Gläser gegen den Mißbrauch der Aktualität und besonders gegen Döblin, dessen Proletarier im »Alexanderplatz« er ihre Originalität abspricht. Franzen bekannte, daß es die innere Not des Menschen sei, die die ewige Sinngebung der Literatur bedeute. Demgegenüber stellt Gläser fest, daß auch die innere Not des Menschen Ausdruck seiner sozialen Bedrückung ist. Während Franzen starke Zweifel dagegen geltend macht, daß eine Neuordnung der Welt auch den Menschen verändere, bekennt sich Gläser eindeutig zur sozialen Revolution und für die sozialistische Gesellschaft, die selbst am besten den Beweis dafür erbringen werde, daß der Mensch durch die äußere Freiheit sich auch innerlich befreien werde.«²¹

Der Rundfunkhörer der Weimarer Republik muß offenbar eine sensible Antenne für das Hören zwischen den Sätzen entwickelt haben. Denn wo der eine nur »dialektische Purzelbäume« vernahm, konnte der andere durchaus ein Bekenntnis zur sozialen Revolution hören, was auch manche heute kurios anmutende Entschei-

dung der Überwachungsausschüsse erklären mag. Auch »Funk und Schall«, die in Frankfurt am Main erscheinende »einzige deutsche Rundfunk- und Schallplattenkorrespondenz für die katholische Tagespresse«, hatte offenbar genau hingehört:

»Herr Gläser glaubt weder an das Gute weder an das Böse im Menschen - alles Unheil wird der gesellschaftlichen Ordnung - oder besser Unordnung zugeschrieben, und es ist kein Wunder, wenn Gläser, der Autor des »Jahrgangs 1902«, sich zu den kommunistischen Weltbeglückern bekennt.«²²

Von 18.20 bis 18.40 Uhr war im Programm der Funkstunde Intendant Hans Meißner aus Stettin mit dem »Notschrei eines Theaterleiters« zu vernehmen. Er knüpfte an »Radauszenen bei den Aufführungen der »Affäre Dreyfuß« in Paris und beim Toscanini-Skandal in Bologna« an.²³ Die »Deutsche Tageszeitung« resümierte seinen Standpunkt, der sich durchaus als Kommentar auf das nachmittägliche Grosz-Westheim-Gespräch lesen läßt:

»Nach ihm hat die Krise der Theater in den immer häufiger werdenden Übergriffen der Politik ihren Grund, die den geistigen Eigenwert der Bühnen auszulöschen drohe. Intendant Meißner verweist damit auf eine sehr bedeutsame Zeiterscheinung, die ja nicht nur im Reich der Theater zu beobachten ist: Politisierung der Kunst. Wenn aber der Redner ihre Berechtigung nicht besser zu bekämpfen weiß, als mit dem Bemerkten, daß es ja auch keine politische Blinddarmoperation gebe, so ist das doch ein allzu billiges Argument, das der Sache nicht gerecht wird.«²⁴

Im Abendprogramm der Funkstunde folgte schließlich von 20.30 bis 21.45 Uhr die Uraufführung des auch nach Breslau, Leipzig und Königsberg übertragenen »Hörstücks« des »erfolgreichen proletarischen Schriftstellers«,²⁵ »revolutionären Dichters«²⁶ und »kommunistischen Lyrikers«²⁷ Johannes R. Becher »Die Tragödie des William Fox«. Unter der Regie von Max Bing sprachen Heinrich George, Hilde Körber, Paul Otto, Theodor Loos, Hermann Schaufuß, Gerd Fricke, Max Bing, Paul Bildt, Heinrich Schroth, Ludwig Andersen und Gerhard Bienert²⁸ sowie Ettliger.²⁹

Die in mehreren Programmzeitschriften abgedruckte wortidentische Inhaltsangabe war offenbar der Presetext der Rundfunkgesellschaft:

»Die Tragödie des William Fox ist vor allem die Tragödie der Leute, die an William Fox geglaubt haben. Fox hat als erster die gesamten Ateliers seiner riesigen Filmorganisation auf den Tonfilm umgestellt. Er versuchte auf diese Weise den Tonfilm, an den damals noch niemand glaubte, zu monopolisieren. Da-

durch aber erregte er den Zorn der Börse von Wallstreet. Die Börse kündigte dem Konzern die Kredite. Fox nimmt den Kampf auf, aber die Börse ist stärker. In einer ungeheuren Schlacht am schwarzen Freitag, im Herbst des Jahres 1929, vollzieht sich, beginnend mit den Foxaktien, ein riesiger Kursabbruch, der sämtliche Werte der Börse mit sich zieht. Fox ist erledigt, die Aktien seines Konzerns fallen an einem Tage um 100 Punkte. Mit ihm aber gingen hunderttausende kleine Leute zugrunde, die an Fox und seine Ideen geglaubt hatten.«³⁰

Das Manuskript dieses Hörspiels ist nicht erhalten,³¹ auch wurde die Sendung weder ganz noch ausschnittsweise aufgezeichnet. Bekannt waren bisher nur drei kurze Szenen, die die ›Welt am Abend‹ zur Uraufführung veröffentlichte.³² Übersehen wurde, daß die Filmzeitschrift ›Filmtechnik Filmkunst‹ eine andere aufschlußreiche Szene aus »Die Tragödie des William Fox« publizierte.³³ Die Redaktion der Zeitschrift hatte der Veröffentlichung einen Kommentar vorangestellt:

»William Fox war noch vor einigen Jahren einer der hervorragendsten Gestalten der amerikanischen Filmindustrie. Der einstige kleine Kinobesitzer, der zugleich als sein eigener Platzanweiser und Vorführer wirkte, hatte in der Fox-Film-Corporation ein riesiges Unternehmen geschaffen, das bereits drauf und dran war, den größten Teil des amerikanischen Filmgewerbes zu verschlucken. Er war auch der erste, der die geschäftlichen Möglichkeiten des Tonfilms drüben erkannte und seinen gesamten Betrieb auf den Tonfilm umstellte. Dabei geriet er in Fehde mit den amerikanischen Elektrot trusts und den Banken, weil er das Geschäft auf eigene Faust machen wollte. Die Banken erklärten William Fox den Krieg. Nach dem Hörspiel von Johannes R. Becher war der berühmte Schwarze Freitag am 24. Oktober 1929 auf der New Yorker Börse gewissermaßen die Entscheidungsschlacht zwischen den Banken und William Fox - der noch dazu in den gleichen Tagen infolge eines schweren Autounfalls ohnmächtig dalag. Nach der letzten Generalversammlung der Fox-Film-Corporation mußte Fox die Stätte seiner Arbeit verlassen. Die Fox-Film-Corporation besteht nach wie vor - aber ohne ihn.«

Dokument II

»Mr. Myers (am Telefon):

(Während des Gesprächs hört man das Brausen des Börsensaales klingen / abgerissene Rufe / Panikstimmen / ungeheure Bewegung)

Hallo! Hallo! Hallo! Hallo! Hier Myers. New York. Expreß.

So melden Sie sich doch... Hören Sie nicht?... Hallo... Redaktion New York Expreß... endlich... es ist ungeheuerlich... Verluste... Mir schwindelt vor Zahren... Wie bei einer Schlacht aus dem Weltkrieg... Naturkatastrophe... Wie das Erdbeben von San Francisco... Hallo, Hallo... Sind Sie noch dort?... Größter Börsenkrach der Weltgeschichte... Milliarden

Dollar verloren... Hunderttausende Unternehmungen...

(Schrilles Klingeln.

Überschneidung I:)

Millionen Menschen vor dem Bankrott, Millionäre: Bettler.

(Überschneidung II:)

Millionäre, die gestern noch in einer Prunkvilla auf Long Island wohnten, zehn Luxusautos besaßen und mit ihrer Yacht nach Miami fuhren, werden morgen Bettler sein...

Redaktion New York Expreß:

Hallo... Hallo... Mr. Myers... nicht zu verstehen... wo sind Sie?...

(Stimmen. Wie harte Schläge)

General Electric von 403 auf 67.

General Motor von 97 auf 40.

U.S.A. Steel Trust von 367 auf 157.

Chrysler Automobile von 137 auf 27.

(Explosionsartiges Gebrüll.)

Myers (wie ein Ertrinkender):

Wo sind Sie?... Hallo... Hallo. Bleiben Sie noch, Hunderttausende, die gestern noch wohlhabende Geschäftsleute waren, werden morgen das Heer der Arbeitslosen vergrößern... unzählige Familien vertriehen... Kurse zusammengestürzt wie Kartenhäuser... Der Schwarze Freitag - eine Weltkatastrophe... (Ich weiß nicht, ob mich jemand noch hört... Wo bin ich nur?...)

(Rasendes Klingeln.

Überschneidung I:)

Im Börsensaal wie in einem Tollhaus. Menschen schreien wie Besessene. Jeden Augenblick Ohnmächtige hinausgetragen. Soeben wird ein Saal als Ambulanzstation eingerichtet... Einige haben den Verstand verloren. Man muß sie fesseln...

Myers:

Weiter! Weiter! Vor den schwarzen Tafeln, auf denen Kurse notiert werden, finden regelrechte Boxkämpfe statt. Jeden Augenblick einer niedergeschlagen. Andere auf ihm herum. Trommelfeuer. Wie auf einem Schlachtfeld. Ich schaue auf die Uhr. Vielleicht geht die Welt unter... alles verkauft wie wahnsinnig...

Ein Verrückter:

He, he da! Hören Sie mal! Sie da in ihrer Zelle! Liebe Fox-Aktie, sie scheinen mir immer noch im Kurs zu sinken... hup, ich steige, hub, ich sinke... Fallende Tendenz... Kaputt gemacht hast Du mich, Luder...

Myers:

Ich werde bedroht... Ein Geisteskranker...

(Signal der Feuerwehr)

Eben rückt die Feuerwehr an. Vielleicht brennt es. Weiß nicht, ob ich noch lebend herauskomme... Das alles ist wie ein sterbendes Tier. Aus Millionen Menschen besteht dieses Tier. Millionen Aktien schreien. O, wie häßlich diese Welt stirbt!

(Mehrere Telephone gleichzeitig)

Seitengänge Polizei / Ungeheure Menschenmassen vor Börsengebäude / Hunderte von berittenen Polizisten / Attacken / Machtlos / Maschinengewehre hinter den Säulen des Börseneinganges / Masse will Börse stürmen / Bolschewistische Hetzer verhaftet / Wollen Masse weismachen, Kapitalismus sei schuld...

(Man hört den Hufschlag von Berittenen)
 Kommando:
 Räumen! Gehen Sie weiter! Straße frei! Machen Sie den Eingang frei!
 Rufe:
 Schande! Auf Frauen und Kinder! Nieder mit den Vampiren von Wallstreet! Her mit unserem Geld! Wir verhungern!
 (Polizeipfeife)
 Kommando:
 Platz machen! Platz...
 Rufe:
 Feuerwehr! Sie kommen mit Tränengas - Maschinengewehre... Sie schießen!... Sollen sie... Stehenbleiben... Alles verloren... nichts mehr... Nieder... Nieder...
 (Drängen und Stampfen der Massen.
 Klirren von Fensterscheiben)
 Rufe:
 Machen Maschinengewehre schußfertig... Nur los damit... nichts mehr zu verlieren... Nieder...
 (Schuß)
 Myers:
 Endlich wieder... Hören Sie... ja, noch am Leben... Soeben hat sich Mr. Smith von der Universalbank erschossen. Er hat 50 Mill. \$ verloren...
 Radiomeldung:
 Achtung! Achtung! Hier Radio New York. Seit heute früh werden 40 Selbstmorde gemeldet. Unruhen vor Börsengebäude dauern an. Miliz mit Panzerwagen wird eingesetzt. Bolschewistische Agitatoren verhaftet.
 Achtung! Achtung! Hier Radio New York! Mr. Hoover, der Präsident der Vereinigten Staaten, nimmt Stellung zu den Vorgängen an der Börse.
 Stimme Hoovers:
 Ruhe und Besonnenheit tut not. Die amerikanische Prosperity wird dieses nationale Unglück überdauern. Von einer allgemeinen Krise ist nicht die Rede...
 Es handelt sich um eine gesunde Reaktion auf die durch Spekulation übermäßig hochgetriebenen Aktienkurse...
 (Panisches Gebrüll)
 Myers:
 Hallo... Hallo... Sind Sie noch dort?
 Redaktion des New York Expresß:
 Wie steht es mit Fox? Fox-Aktien?
 Myers:
 Erledigt wie alle anderen. Loew-Aktien, für die Fox 150 gezahlt hat, gefallen auf 53. Fox über 40 Mill. \$ verloren... aber wahrscheinlich das Doppelte... Fox erledigt... Sie können schreiben - groß aufmachen -: »Die Tragödie des William Fox« oder »Die Schlacht am Schwarzen Freitag!«...
 (Gebrüll durch alle Telephone und Lautsprecher und gleichzeitig plötzliche Stille)
 Mr. Briscoe (am Telefon):
 Hier Briscoe... Hallo, Mr. Fox... Wie... noch auf Krücken... Alles... Wallstreet jagt uns vor sich her... nein, keine Hoffnung mehr... Ich, was ich... schließlich jeder sich selbst der Nächste... Rette sich, wer kann... ? Werde mit Blank und Dixon unterhandeln... Was? Sie wollen weiterkämpfen?... Good bye, Mr. Fox...
 (Neues Gebrüll)

Eine heisere Stimme:
 Fox-Aktien 54.«
 Wenn dieser Ausschnitt aus »Die Tragödie des William Fox« auch ein gutes Beispiel für den durch Gegenüberstellungen und Überblendungen erreichten Montagecharakter ist,³⁴ so offenbart er aber auch eine von der Kritik herausgestellte Schwäche: ein Schwelgen in Geräuschen wie in den allerersten Hörspielversuchen mit der »akustischen Kulisse«. Es ist sicherlich kein Zufall, daß die Redaktion von »Filmtechnik Filmkunst« dem Abdruck dieses Ausschnitts grundsätzliche »Vorbemerkungen zur Theorie des Hörspiels« von Heinz Harald Trinius folgen ließ; die Redaktion leitete den Beitrag mit einer knappen aber präzisen Begründung ein:
 »Das Hörspiel lag genau gegenüber dem stummen Film und liegt jetzt in der Nachbarschaft des tönenden. Darum interessiert es uns.«
 Trinius vertritt die These, daß die Geräusche als »bewegende dramatische Motive« zur eigentlichen Kunst des Hörspiels und zu einer »Dramaturgie der Akustik« führen.³⁵ Bechers Hörspiel ist davon aber, nach den erhaltenen Szenen zu urteilen, weit entfernt.
 »Die Tragödie des William Fox« wurde trotz des Staraufgebots an Sprechern von der Kritik fast durchweg als wenig gelungen beurteilt. Einige Pressestimmen mögen die reservierte Aufnahme belegen:
 »Wallstreet aus der Perspektive des kleinen Moritz gesehen.«³⁶
 »Eine im Äußerlichen haftende langatmige Berichterstattung über eine Börsenschlacht und die Tragödie eines Filmmagnaten, der die tendenziöse Absicht, wenn sie auch nicht unmittelbar zum Ausdruck kam, doch anzumerken war.«³⁷
 »Die Handlung konzentriert sich immer wieder auf die großen, durch die ewige Wiederholung abgespielten Börsenszenen. Sie unterscheiden sich im Rundfunk durch nichts voneinander, ob es sich nun dabei um Tonfilm, Petroleum oder Automobile handelt.«³⁸
 »Becher hat sich die Sache sehr einfach gemacht; jeder Person war der Leitsatz ihrer Weltanschauung in den Mund gelegt.«³⁹
 »Gedruckte Sprachbänder rannen am Mikrophon vorüber.«⁴⁰
 »Die Anklagen gegen Wallstreet klingen zwar sehr populär, aber schließlich war William Fox doch auch Zeit seines Lebens ein Anhänger des kapitalistischen Systems.«⁴¹
 »Becher dachte vielleicht an ein Brecht-Stück für die große Masse: Irrtum, mehr als das Theater spricht der Rundfunk zum einzelnen. So war das Ganze ein Flickwerk, längst überholt durch weit bessere Hörberichte über das Schicksal großer Männer. Primitive Schallplatten-Illustrationen nahmen jede Illusion. (...) Das Hörspiel ging unter.«⁴²
 »Becher ist kein Dramatiker.«⁴³
 »Der Versuch einer psychologischen Vertiefung verfehlte.«⁴⁴

»Die Besetzung war nicht sehr glücklich. Heinrich George fand zwar die ergreifendsten Töne, und doch ist seine Stimme für die Verkörperung des William Fox nicht recht geeignet. Die Sprecher neben ihm verzerrten sich oft zu Marionetten, und die an sich dünne Diktion des Werkes bekam kein rechtes Leben.«⁴⁵

Nur die kommunistische Presse lobte Bechers Stück:

»Zweck seines Hörspiels ist (...) die Enthüllung der Struktur und Konkurrenzmethoden des kapitalistischen Systems, das sich gerade in Amerika in seiner ganzen Scheußlichkeit und Schmutzigkeit zeigt. Dieser Beweis ist Becher dialektisch glänzend gelungen. Auch künstlerisch zeigt Bechers Stück neue Wege zur Weiterentwicklung des Hörspiels. Wie er in die Tragödie des Filmkönigs in kleinen, eingblendeten Bildern die viel zwingendere und furchtbare Tragödie des kleinen, gläubigen Operateurs Brown einschiebt, ist von erschütternder Wirkung.«⁴⁶

Und Klaus Neukrantz betonte die Bedeutung des Themas für die Hörspielproduktion - die Verknüpfung der Aktualität mit dem Wesen des Funkischen -, verstieg sich dann aber dazu, beim Regisseur die gleiche »marxistische Denkmethode« zu fordern, mit der das Manuskript geschrieben sei.

»Das fehlte der Inszenierung an den entscheidenden Punkten. Wo Lichter hingehörten, war Dämpfung. Unwesentliches wurde dekoriert. Der Schluß verschwommen, bearbeitet, richtiger - zensuriert. Die Klassengegensätze nicht unterstrichen, sondern gemildert, oft gestrichen.«⁴⁷

Es soll nicht versucht werden, Bechers verschollenes Hörspiel zu rekonstruieren. Anhaltspunkte gibt es, wie eine Besprechung zeigt:

»Aus einer Fülle verwirrender Szenefetzen ragten drei Momente hervor: William Fox diktiert Reklame für den Tonfilm, William Fox spricht zu den Filmbesuchern anlässlich seines Jubiläums, und schließlich William Fox verteidigt sich vor den Herren der Börse und spricht das Schlußwort zu einem an der Goldgießerei der anderen gescheiterten Lebenswerk. Neben diesen drei Hauptscenes, die klar und scharf den brutalen Machtkampf des Großkapitals und der Trustidee gegen einen Außenseiter zeichnen, ist leider das Spekulationsfieber, das an jenem 24. Oktober 1929, nicht nur Fox und viele andere Größen, sondern vor allem Hunderttausende, die ihre Spargroschen geopfert hatten, ins Elend stürzte, nur durch einige wehleidige Momente gekennzeichnet. Daß gerade diese Szenen zerrissen und zerhackt sind, läßt vermuten, daß hier der Rotstift erhebliches Unheil angerichtet hat. Diese Vermutung bestätigt die Tatsache, daß in letzter Stunde im Rahmen der zur Verfügung stehenden Zeit ein Vortrag von Hans Winge über die Entwicklung des Tonfilms eingeschoben wurde.⁴⁸ Hans Winge, der, wie er selbst erklärte, nur wenige Stunden Zeit zur Vorbereitung hatte,⁴⁹ konnte daher nur einen ganz flüchtigen Überblick geben. Inzwischen hat sich die Tonfilmindustrie dieses dank oberflächli-

cher, flüchtiger Arbeit verunglückten Abends angenommen und Protest wegen Herabsetzung des Tonfilms erhoben.«⁵⁰

»Die Tragödie des William Fox« war tatsächlich im Überwachungsausschuß behandelt worden. In der Sitzung vom 27. Mai 1931 hatte Hans Flesch mitgeteilt, »daß am 10. Juni ein Hörspiel von Becher ›Tragödie des William Fox‹ geplant sei.«⁵¹ In der darauffolgenden Sitzung vom 9. Juni 1931 fand eine eingehende Erörterung der »Frage der Aufführung« von Bechers Hörspiel statt. »Im Ergebnis der Aussprache stellt der Ausschuß einmütig die Notwendigkeit fest, daß aus dem Manuskript des Hörspiels die besonders aufreizenden Stellen zu entfernen sind.«⁵² So geschah es dann auch.

Die Sendung von Hans Winge - ein »in weiten Filmkreisen unbekannter Herr«⁵³ - über den Werdegang des Tonfilms⁵⁴ war also ins Programm genommen worden, weil Bechers Hörspiel nur eine Stunde dauerte.⁵⁵ Geht man von der angesetzten Sendezeit von eineinviertel Stunden aus, so ist »Die Tragödie des William Fox« um ungefähr 15 Minuten gekürzt worden. Gegen den kurzfristig eingesetzten Beitrag von Hans Winge protestierte übrigens nicht nur die Filmpresse, sondern auch - intern - die Klangfilm G.m.b.H., die sich bei der Funkstunde u.a. über eine angeblich geringschätzige Behandlung der deutschen Filmproduktion und einseitige Stellungnahme für den russischen Film beschwerte - eine Kritik, die von Hans Flesch zurückgewiesen wurde.⁵⁶

Der Programmtag der Berliner Funkstunde am 10. Juni 1931: ein Tag wie viele andere Programmtage im Rundfunk der Weimarer Republik.
Jeanpaul Goergen, Berlin

²⁰ Mg.: Hörspiele und Vorträge (Rundfunk). In: Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 266, 15.6.1931.

²¹ Pt.: Gestern hörten wir: »Die Tragödie des William Fox«. In: Die Welt am Abend Nr. 133, 11.6.1931.

²² Von den Sendern. In: Funk und Schall Jg. 3 (1931), H. 25, S. 5.

²³ R.L.: Wir hörten gestern. In: 8 Uhr-Abendblatt Nr. 133, 11.6.1931: »Aber auch in Deutschland gibt es Ohrfeigen gegen die Kunst, Versuche, das Theater von der Partei oder vom Stammtisch aus zu beeinflussen. Freiheit der Kunst ist nichts anderes als Freiheit des Geistes und eine Forderung der Kultur, die nicht mißachtet werden darf.«

²⁴ Dr. Peter Wackernagel: Vorträge (Rundfunk-Wochenschau). In: Deutsche Tageszeitung Nr. 277, 14.6.1931.

²⁵ Arbeiter-Sender Jg. 4 (1931), H. 23, S. 1.

²⁶ Ebd., S. 20.

- 27 Arbeiterfunk-Vorschau für Hörgemeinschaften. In: Arbeiterfunk Jg. 6 (1931), H. 23, S. 274. - Die »Rote Fahne« stellte Becher als »proletarischen Dichter« vor. In: Rote Fahne Nr. 119, 7.6.1931. Nur in der »Mirag« wird im Kontext des Hörspiels die literarische Bedeutung von Johannes R. Becher jenseits der parteipolitischen Orientierung vorgestellt. In: Die Mirag Jg. 8 (1931), H. 23, S. 4.
- 28 Vom Sender zum Hörer. In: Berliner Illustrierte Nachtausgabe Nr. 132, 10.6.1931.
- 29 R.L.: Wir hörten gestern (wie Anm. 23). - Es lohnt durchaus, darauf hinzuweisen, daß die Funkstunde in der Selbstdarstellung »Die Programmgestaltung der Funk-Stunde A.G. in der Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1931. Auszug aus dem Bericht des Vorstandes an den Aufsichtsrat« aus der großen Zahl der Vorträge wohl das Gespräch zwischen George Grosz und Paul Westheim aufzählt, in der Übersicht über die literarischen Sendespiele aber Bechers Hörspiel unter den Tisch fallen läßt, S. 13 bzw. S. 17.
- 30 Einführungen zu Sendespelen. In: Der Deutsche Sender Jg. 3 (1931), H. 23, S. 10. Auch in: Arbeiterfunk Jg. 6 (1931), H. 23, S. II.
- 31 Vgl. Johannes R. Becher: Gesammelte Werke. Band 8. Dramatische Dichtungen. Berlin [DDR] und Weimar 1971, S. 839.
- 32 Eine Probe aus einem Hörspiel. Die Tragödie des William Fox oder die Schlacht am Schwarzen Freitag. In: Die Welt am Abend Nr. 130, 8.6.1931. Nachdruck in: Becher: Gesammelte Werke (wie Anm. 31), S. 843-846. Dort sind auch einige Pressestimmen sowie die Reaktion von Johannes R. Becher auf eine Intervention der Fox-Film-Corporation abgedruckt. Weiterer Nachdruck: Stefan Bodo Würffel (Hrsg.): Frühe sozialistische Hörspiele. Frankfurt am Main 1982, S. 117-120.
- 33 Johannes R. Becher: Die Schlacht am schwarzen Freitag. In: Filmtechnik Filmkunst Jg. 7 (1931), S. 7ff.
- 34 Eine anschauliche Schilderung der Arbeit am »gemixten Hörspiel« findet sich in der Mirag Jg. 8 (1931), H. 23, S. 1.
- 35 Heinz Harald Trinius: Vorbemerkungen zur Theorie des Hörspiels. In: Filmtechnik Filmkunst Jg. 7 (11.7.1931), S. 9ff.
- 36 Mg.: Rundfunk. Hörspiele und Vorträge. In: Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 266, 15.6.1931.
- 37 H. Bo.: Radiowelle der Woche. In: Berliner Lokal-Anzeiger Nr. 277, 14.6.1931.
- 38 Sti.: [d.i. Felix Stierner]: Zeitsatire im Rundfunk. In: Berliner Börsen-Courier Nr. 280, 19.6.1931.
- 39 Tes.: Rückschau. In: Vossische Zeitung Nr. 268, 11.6.1931.
- 40 p.m.: Die Tragödie des William Fox. In: Das 12 Uhr Blatt Nr. 134, 11.6.1931.
- 41 Die Tragödie des William Fox. In: Film-Kurier Nr. 134, 11.6.1931.
- 42 v.d.D.: Die Tragödie des William Fox. In: Tempo Nr. 134, 12.6.1931.
- 43 Das Ohr im Äther. In: Die Sendung Jg. 8 (1931), H. 25, S. 478.
- 44 Hanne H. Angel: Die Tragödie des William Fox. In: LichtBildBühne Nr. 139, 11.6.1931.
- 45 -men: Drei Opern und zwei Sendespiele. Rückblick auf die Rundfunkwoche. In: Berliner Börsen-Zeitung Nr. 271, 14.6.1931.
- 46 Pt.: Die Tragödie des William Fox. In: Die Welt am Abend Nr. 133, 11.6.1931.
- 47 Kl. N-z. [d.i. Klaus Neukrantz]: »Die Tragödie des William Fox«. Zu dem Hörspiel von Johannes R. Becher. In: Arbeiter-Sender Jg. 4 (1931), H. 25, S. 6. Abgedruckt bei Christian Hörburger: Das Hörspiel der Weimarer Republik. Stuttgart 1975, S. 448ff. Die Aufforderung Neukrantz', Kritiken über das Hörspiel zur Veröffentlichung einzusenden, ist wohl auf taube Ohren gestoßen - jedenfalls finden sich in den folgenden Ausgaben des Arbeiter-Senders keine derartigen Korrespondenzen.
- 48 Diese Sendung war auch nicht im Tagesprogramm, das in den Tageszeitungen veröffentlicht wurde, berücksichtigt. Bechers Hörspiel war von 20.30 bis 21.45 Uhr angesetzt; anschließend brachten die übertragenden Sender ihr jeweils eigenes Programm.
- 49 Auch dies ist wieder ein Beleg, wie kurzfristig und offenbar überstürzt Entscheidungen bei der Berliner Funkstunde getroffen wurden.
- 50 Funk-Kritik der Woche. In: Ostdeutsche Illustrierte Funkwoche Jg. 8 (1931), H. 25, S. 3.
- 51 Sitzung des Überwachungsausschusses am 27. Mai 1931. Bundesarchiv Berlin, R 55/1277.
- 52 Sitzung des Überwachungsausschusses der Funkstunde am 9. Juni 1931. Ebd.
- 53 Die Tragödie des William Fox (wie Anm. 41).
- 54 R.L.: Wir hörten gestern. In: 8 Uhr-Abendblatt (wie Anm. 23).
- 55 -men: Drei Opern und zwei Sendespiele. Rückblick auf die Rundfunkwoche (wie Anm. 45).
- 56 Vgl. Schreiben Hans Flesch an Klangfilm G.m.b.H., 17.6.1931. Bundesarchiv Berlin, R 55/1272.

Die Berliner Rundfunkversuchsstelle (1928 -1935) Zur Geschichte und Rezeption einer Institution aus der Frühzeit von Rundfunk und Tonfilm

Eine gewisse legendenhafte, mit Unbekanntheit im Detail verbundene Präsenz besitzt die Rundfunkversuchsstelle der Berliner Musikhochschule seit langem, vielleicht nicht in der breiten Öffentlichkeit, wohl aber in kulturgeschichtlich interessierten Kreisen Berlins und unter Kennern der Frühgeschichte der elektronischen Musik. Die Rundfunkversuchsstelle blieb in Erinnerung als ein »Laboratorium für neue Töne«,¹ eine den experimentellen Geist der Moderne verkörpernde Institution. Es ist eine dem technischen Fortschritt verschriebenen Institutionen im Berlin der 20er Jahre, in der die »Elektro-Musik« erprobt und eine neuartige Synthese von Musik und Technik gesucht wurde. Daß die Rundfunkversuchsstelle niemals ganz vergessen wurde, dafür sorgte schon Oskar Sala, der sich als Kompositionsschüler Paul Hindemiths an der Erfindung des »Trautoniums«, eines elektroakustischen Musikinstruments, von Anfang an beteiligte und der Erfindung von damals bis heute treu blieb.

Die »Radio-Versuchsstelle« - wie sie anfangs auch genannt wurde - verdient sowohl kunst- als auch kommunikationsgeschichtliches Interesse; bei ihrer Erforschung überschneiden sich die Aspekte beider Disziplinen. Sie ist einer der originären und originellen Orte der musikalischen Avantgarde der Weimarer Republik, die in die »Neue Zeit« ein der Sparte entsprechendes Äquivalent, die »Neue Musik«, einbrachte. Zugleich ist sie eine Einrichtung, die der Evaluation des neuen Mediums Rundfunk diente. Bereits 1926 wurde die angesehene Berliner Hochschule für Musik vom preußischen Kultusministerium beauftragt, ein Konzept für die zu gründende Versuchseinrichtung zu entwickeln. Im Prozeß der Etablierung des Rundfunks ging es immer auch um ästhetische Wertungen; Kulturträger zu sein, war eine der Funktionen, die das neue Massenmedium gegenüber älteren Institutionen der Musikkultur, vor allem Oper und Konzert, legitimieren konnte. Die Rundfunkversuchsstelle sollte den dieser Frage gewidmeten Diskurs auf den Boden empirisch-experimenteller Tatsachen stellen. Sie wurde 1928 eröffnet, aber nur ein Jahr später, unmittelbar nach der nationalsozialistischen Machtergreifung zur Abwicklung bestimmt. Eine Intervention von Joseph Goebbels' Propagandaministerium besiegelte ihr

Schicksal bereits im April 1933, auch wenn sich die Phase der Abwicklung noch bis 1935 hinzog.

Das Trautonium, Oskar Salas Instrument, war damals erst fünf Jahre alt. Es erlebte sein Debüt im Juni 1930 mit Originalkompositionen Paul Hindemiths: »Des kleinen Elektromusikers Lieblinge«. Wie das Theremin ist das Trautonium nach seinem Erfinder benannt, dem an der Rundfunkversuchsstelle tätigen Ingenieur und Postrat a. D. Dr. Friedrich Trautwein. Die erste öffentliche Vorführung fand während der Veranstaltung »Neue Musik Berlin«, einer Fortführung der Donaueschinger und Baden-Badener Musiktage, im Konzertsaal der Hochschule für Musik statt.

Die Geschichte der Rundfunkversuchsstelle läßt sich jedoch nicht auf die des Trautoniums reduzieren. Zwar ist das elektrische Musikinstrument das einzige Resultat experimenteller Arbeit an der Versuchsstelle, das sich über die kurze Dauer der Institution hinaus kulturell halbwegs behaupten konnte. Der Aspekt langfristiger Wirkung darf aber nicht als der vorrangige angesehen werden, wenn die Rundfunkversuchsstelle in den historischen Blick genommen wird. Von einer Institution, deren Legitimation und Arbeitsweise so stark an eine Umbruchsituation - diejenige der Durchsetzung der neuen Medien Rundfunk und Tonfilm - gebunden ist, darf nicht erwartet werden, daß sie dem Maßstab der »longue durée« standhält; sie ist vielmehr Ausdruck eines geschichtlichen Augenblicks des Umschlags mit all seinen Irritationen und Erwartungen sowie seinem Mangel an Erfahrung, aber auch seiner Entdeckerfreude.

Was die thematische Bandbreite der Experimente angeht, so war die Rundfunkversuchsstelle nicht nur ein Studio für Elektro-Musik. Die im Dachgeschoß des Unterrichtsgebäudes der Hochschule hergerichteten Räume beherbergten die verschiedensten Versuchsanordnungen und Experimente, die sich - das ist wohl der einzige gemeinsame Nenner - mit den neuen Reproduktions- und Distributionstechniken des Grammons, des Rundfunks und des Tonfilms befaßten. Auch wird bei einer Fixierung auf das Trautonium der Bezug zum Rundfunk als neuem Medium der Massenkommunikation nicht ganz verständlich. Er ist gegeben durch den umfassenden kulturpolitischen Auftrag mit der technischen auch die ästhetische Qualität der Rundfunksendungen zu verbessern. Es ging darum, »die künstlerischen Vorbedingungen der Rundfunk-Übertragung (...) einwandfrei« zu prüfen.²

Das Gebäude der Musikhochschule in der Charlottenburger Fasanenstraße war vor Eröffnung der Versuchsstelle von der Firma Siemens & Halske »verkabelt« worden. Die neu eingebauten Lautsprecher des Konzert- und Theatersaals

waren über eine Schaltzentrale mit verschiedenen anderen Örtlichkeiten des Gebäudes, vom Direktionszimmer bis zu Unterrichtsräumen, verbunden.³ Experimentiert wurde auf ganz unterschiedlichen Gebieten: Es gab vielfältige akustische Versuche, vom »Ferndirigieren« über Versuchsreihen mit einzelnen Musikinstrumenten bis hin zur Auseinandersetzung mit Problemen der Raumakustik. Nach der Herstellung »musikpädagogischer Tonfilme« in Zusammenarbeit mit der TOBIS für die Unterrichtsfächer Violine (mit Carl Flesch), Violoncello (mit Hugo Becker), Gesang (mit Hermann Weißenborn), Oper (mit Franz Ludwig Hoerth) und Schauspiel (mit Leopold Jessner) bemühte sich Georg Schünemann, der Leiter der Rundfunkversuchsstelle und stellvertretende Direktor der Musikhochschule, um die Röntgenkinematographie; die Rundfunkversuchsstelle beanspruchte, den ersten Röntgentonfilm hergestellt zu haben. Mit eigenen »Farbe-Ton-Forschungen« knüpften die Mitarbeiter an Versuche zu einer »Farblichtmusik« an und bemühten sich um die maschinelle Umsetzung von Musik in bewegte Bilder; diese Experimente berühren sich mit dem Gebiet des absoluten Films.⁴ Mit ihren - ab 1929 durchgeführten - »Lehrgängen für Rundfunkrede und Rundfunkmusik« entwickelte sich die Versuchsstelle zu einer Rundfunkhochschule in statu nascendi, die mit dem Plan eines eigenen Sendebetriebs auf Kurzwelle allerdings 1932 scheiterte. Die Übersicht über die Vielfalt der experimentellen Arbeit an der Rundfunkversuchsstelle zeigt, daß eine Darstellung ihrer Geschichte, die alle diese Aspekte berücksichtigt, unversehens in eine Phänomenologie der kommunikationsgeschichtlichen Umbruchsituation der 20er Jahre mündet; deren Auslotung muß die Geschichte der Kunstmusik, der Kulturpolitik und der kulturellen Mentalitäten gleichermaßen angehen.

Lange Zeit war das Trautonium das einzige, was von der Rundfunkversuchsstelle öffentlich bemerkbar blieb. Seit den 30er Jahren hat Oskar Sala das Trautonium instrumententechnisch weiterentwickelt und kompositorisch genutzt; er spielt »sein« Instrument noch heute. Während der Berliner Festspiele 1995 zum Beispiel präsentierte der inzwischen 85jährige Komponist und Virtuose das Trautonium wieder einmal in seiner heutigen, in den klanglichen Möglichkeiten wesentlich erweiterten Form. Ein Exemplar aus dem Jahr 1933, der Serienfabrikation von Telefunken entstammend und heute im Besitz des Berliner Musikinstrumenten-Museums, war 1995 in der großen Ausstellung »Berlin - Moskau« im Berliner Martin-Gropius-Bau zu sehen.⁵

Trotz der Präsenz des Trautoniums blieb die Geschichte der Rundfunkversuchsstelle aber weitgehend im dunkeln. Vor allem stellte sich die

Quellenlage als wenig einladend dar; eine umfassende Rekonstruktion ihrer Geschichte schien kaum mehr möglich zu sein. In einer Rundfunksendung des RIAS Berlin stellte Jeanpaul Goergen 1989 die Versuchsstelle vor, beklagte aber die spärliche Überlieferung. An der Hochschule der Künste Berlin - der Nachfolgeinstitution der Hochschule für Musik - hatte er die Auskunft erhalten, daß kein Material über ihre Geschichte mehr vorhanden sei.⁶ Joachim Stange stützte sich 1989 in seiner Dissertation über elektroakustische Medien in der Musik⁷ in einer Skizze des institutionellen Umrisses der Versuchsstelle auf Berichte der Rundfunkpresse - eine für diesen Zweck unzulängliche, da in den Fakten wenig zuverlässige Quelle. Seit 1992 sind aber zumindest die Verwaltungsdokumente verfügbar. Im Zuge des Aufbaus eines Hochschularchivs an der Hochschule der Künste⁸ sind die archivischen Unterlagen der Rundfunkversuchsstelle aufgefunden und gesichert worden; sie sind der wissenschaftlichen Forschung nunmehr zugänglich und werden auch bereits benutzt. Der Umfang beträgt etwa 2 000 Blatt. Es handelt sich um administratives Schrifttum, das im Büro der Rundfunkversuchsstelle angefallen ist, umfaßt aber auch Gutachten, Denkschriften sowie - in einigen wenigen Fällen - Versuchsprotokolle.

Diese Dokumente werden ergänzt durch Akten des preußischen Kultusministeriums, die im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin und im Bundesarchiv Berlin verwahrt werden.⁹ Auch diese Quellen fanden zu Zeiten ihrer erschwerten Benutzbarkeit in den Zentralarchiven der DDR - zumindest in der musikwissenschaftlichen Forschung - wenig Beachtung. Gut bekannt sind lediglich Paul Hindemiths zwischen 1930 und 1935 entstandene Kompositionen für das Trautonium, die Klaus Ebbecke im Hindemith-Jahrbuch 1982 sachkundig interpretiert hat.¹⁰ Neben den erwähnten kleinen Stücken handelt es sich um ein Concertino für Trautonium und Orchester von 1931 sowie ein lange Zeit verschollenes Rondo, das Oskar Sala 1985 aufgrund einer in den USA aufgetauchten Schellack-Platte rekonstruieren konnte.¹¹

Die »Paul-Hindemith-Woche« der Berliner Hochschule der Künste im November 1995 zum 100. Geburtstag des Komponisten bot den Rahmen, sich mit der Rundfunkversuchsstelle als Stätte neusachlicher Einheit von Musik und Technik zu befassen. Paul Hindemith, der von 1927 bis 1937 an der Berliner Musikhochschule als Professor für Komposition lehrte, hatte an der experimentellen und musikpädagogischen Arbeit der Versuchsstelle einen maßgeblichen Anteil. Sowohl in der Ausstellung als auch in der Publikation »Paul Hindemith in Berlin« wurde sie ge-

würdigt,¹² ebenso wie in zwei Beiträgen im Hindemith-Jahrbuch, die auf die Vortragsveranstaltung »Hindemiths Experimente mit technischen Mitteln« zurückgingen.¹³

Einen weiteren Anlaß für eine Erinnerung an die Rundfunkversuchsstelle bot die 300-Jahrfeier der Akademie der Künste und der Hochschule der Künste Berlin im Jahr 1996, gehörte doch die Hochschule für Musik als »akademische Unterrichtsanstalt« noch bis 1931 zur Preußischen Akademie der Künste. Im Rahmen der großen kulturhistorischen Ausstellung »Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen« war als ein Schwerpunkt der Komplex »Technische Medien an der Musikhochschule« ausgewählt worden.¹⁴ Die Rundfunkversuchsstelle wurde hier einer weiteren, auf den modernen Reproduktionstechniken basierenden Institution, dem Berliner Phonogramm-Archiv, gegenübergestellt. Diese weltberühmte, im Jahre 1900 begonnene Sammlung musikethnologischer Phonogramme aus nahezu allen Regionen der Erde gehört seit 1924 zur Berliner Musikhochschule.¹⁵ Die Vielschichtigkeit der künstlerischen und wissenschaftlichen Verwendbarkeit der neuen Medien Grammophon, des Rundfunk und Film konnte so veranschaulicht werden. Wiederum war das Trautonium eines der Hauptexponate: es wurde ein ganz frühes Instrument gezeigt, das die Rundfunkversuchsstelle schon 1931 dem Deutschen Museum München übergeben hatte.¹⁶

Auch in der zum 75jährigen Jubiläum der Donaueschinger Musiktage erschienenen Publikation fand die Rundfunkversuchsstelle ihren Platz.¹⁷ 1930 fand die für die Durchsetzung der Neuen Musik in Deutschland so wichtige Veranstaltung als »Arbeitstagung« an der Rundfunkversuchsstelle statt.

Es gab in den letzten beiden Jahren genügend Gelegenheit, an die Rundfunkversuchsstelle in Ausstellungen, Vorträgen und Buchbeiträgen zu erinnern. Der Gesichtspunkt, daß es sich nicht nur um ein elektronisches Studio - ein Labor für »Elektro-Musik« - handelt, sondern um eine Einrichtung zur Evaluation des Rundfunks unter Kriterien der Kunst, spielte dabei eine große Rolle. Die Unterscheidung zwischen Rundfunk als Massenmedium und als »Material« der Kunstmusik hatte sich Ende der 20er/Anfang der 30er Jahre noch kaum ausgeprägt. Kunst- und kommunikationsgeschichtliche Aspekte sind - wie angedeutet - untrennbar miteinander verbunden.

Dietmar Schenk, Berlin

¹ Jean Paul Goergen in einer Sendung vom 19.10.1989, 19.35 Uhr, RIAS 1.

- ² Erlaß des preußischen Kultusministeriums, 11.6.1926. Archiv der Hochschule der Künste Berlin: Bestand 1 b, Nr. 1, Bl. 132.
- ³ Vgl. die Broschüre der Fa. Siemens & Halske AG: Die Funk-Versuchsstelle an der Staatl. akademischen Hochschule für Musik in Berlin. Berlin-Siemensstadt o.J. [1928].
- ⁴ Vgl. Birgit Hein/Wulf Herzogenrath (Hrsg.): Film als Film. 1910 bis heute. Stuttgart o.J. [1977], S. 74-79.
- ⁵ Vgl. Berlin - Moskau, Moskau - Berlin, 1900 - 1950. Ausstellung im Martin-Gropius-Bau, Berlin, und im Staatlichen Puschkin-Museum in Moskau 1995/96. Katalog-Nr. III/818.
- ⁶ Vgl. Sendung (wie Anm. 1).
- ⁷ Joachim Stange: Die Bedeutung der elektroakustischen Medien für die Musik im 20. Jahrhundert. Pfaffenweiler 1989, S. 85-101. Christine Fischer-Defoy: Kunst - Macht - Politik. Die Nazifizierung der Kunst- und Musikhochschulen in Berlin. Berlin 1987, S. 33-40.
- ⁸ Vgl. Das neue Archiv der Hochschule der Künste. In: Der Archivar Jg. 48 (1995), Sp. 150ff.
- ⁹ Vgl. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin (ehem. Zentrales Staatsarchiv der DDR, Merseburg), Rep. 76, Ve, Sect. 1, Abt. VII, 85b und 85c. Bundesarchiv Berlin (ehem. Zentrales Staatsarchiv der DDR, Potsdam). Preuß. Min. f. Wissenschaft, Kunst u. Volksbildung, 3228/16. Hinweise darauf verdanke ich Ansgar Diller.
- ¹⁰ Klaus Ebbecke: Paul Hindemith und das Trautonium. In: Hindemith-Jahrbuch Jg. 11 (1982), S. 77-111.
- ¹¹ »Langsames Stück und Rondo« für Trautonium (1935), in der Interpretation Oskar Salas auf der CD »Musik zwischen den Kriegen. Eine Berliner Dokumentation. II: Die Dreißiger Jahre«. Thorofon CTH 2044.
- ¹² Vgl. Franz Bullmann u.a. (Hrsg.): Paul Hindemith in Berlin. Essays und Dokumente. Mit einem Beitrag von Mathias Hansen. Berlin 1997.
- ¹³ Vgl. Dietmar Schenk: Paul Hindemith und die Rundfunkversuchsstelle der Berliner Musikhochschule. In: Hindemith-Jahrbuch Jg. 25 (1996), S. 179-194. Martin Elste: Hindemiths Versuche »grammophonplatteneigener Stücke« im Kontext einer Ideengeschichte der Mechanischen Musik. In: Ebd., S. 195-221.
- ¹⁴ Vgl. »Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen«. Eine Ausstellung der Akademie der Künste und der Hochschule der Künste. Berlin 1996, S. 465-474.
- ¹⁵ Vgl. Susanne Ziegler: »Auf der Suche nach dem verlorenen Klang«. Zur Geschichte und Erschließung der historischen Tondokumente des Berliner Phonogramm-Archivs. In: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz Bd. 31 (1994), S. 153-167. Dies.: Die Walzensammlungen des ehemaligen Berliner

Phonogramm-Archiv (Erste Bestandsaufnahme nach der Rückkehr der Sammlungen 1991). In: Baessler-Archiv. N.F. 63 (1995), S. 1-34.

¹⁶ Katalog-Nr. V. 9/8.

¹⁷ Vgl. Josef Häusler: Spiegel der Neuen Musik: Donaueschingen. Chronik, Tendenzen, Werkbesprechungen. Kassel 1996, insbes. S. 112-116. Vgl. die Besprechung in diesem Heft, S. 167.

»Die Heimat ruft«

Die Heimkehr deutscher Kriegsgefangener aus der Sowjetunion im Programm des Berliner Rundfunks (1945 - 1950)

Neben den vielen Problemen, welche die Nachkriegszeit überschatteten, stand die Frage nach dem Schicksal der in Kriegsgefangenschaft geratenen deutschen Soldaten und deren Heimkehr bei den Daheimgebliebenen mit im Vordergrund. Rund elf Millionen Soldaten aus Hitlers Wehrmacht waren in alliierte Gefangenschaft geraten. Während Amerikaner, Briten und Franzosen praktisch alle Gefangenen bis 1947 wieder entließen, kehrten aus der Sowjetunion die letzten erst 1956 heim.¹

Dem Thema der Heimkehr deutscher Kriegsgefangener aus der Sowjetunion widmete sich in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) neben der Presse insbesondere der von den Sowjets kontrollierte Berliner Rundfunk. Im folgenden soll dargelegt werden, wie Kriegsgefangenschaft und Heimkehr im Programm des Berliner Rundfunks in den ersten Nachkriegsjahren dargestellt und wie die Sendungen von den Radiohörern aufgenommen wurden, die ihre Hoffnungen, Wünsche und Kritiken in Briefen an den Sender zum Ausdruck brachten.

I

Die Sendungen des Berliner Rundfunks beschränkten sich anfangs im wesentlichen auf die Ausstrahlung von Nachrichten, Bekanntmachungen der Besatzungsmächte, lokalen Informationen für die Berliner Bevölkerung sowie musikalischen Darbietungen. Als erste Informationssendung neben den Nachrichten wurde am 18. Mai 1945 die Viertelstunden-Reihe »Was wir wissen müssen« gestartet. Obwohl von den Verantwortlichen Informationen unter dem Gesichtspunkt der Herrschaftsstabilisierung ausgewählt wurden, stand diese Reihe als Informationsquelle bei der Bevölkerung hoch im Kurs, gab sie doch zur Bewältigung der vielen existentiellen und Alltagsprobleme wichtige Hinweise. Am 25. Oktober 1945 etwa wurde ein zwei Tage zuvor in

der sozialdemokratischen Zeitung »Das Volk« abgedruckter Vortrag unter dem Titel »Kriegsgefangenenpost!«² gesendet, in dem die Hörer erfuhren, daß nun auch die sowjetischen Besatzungsorgane den Briefwechsel der deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion mit ihren Angehörigen in Deutschland gestattet hatten. Gleichzeitig wurden ihnen die Regeln für eine reibungslose Abwicklung des Postverkehrs mitgeteilt. Alles müsse geschehen, so der Appell, damit die in Deutschland eingehenden Sendungen die Empfänger erreichten, vor allem im Interesse der Kriegsgefangenen, für die eine Rückantwort eine Quelle neuer Hoffnung und Kraft bedeuten könne. Die erste Kriegsgefangenenpost traf zum Weihnachtsfest 1945 über das Rote Kreuz aus Moskau in Berlin ein.³ Listen mit Absender- und Empfängerangaben der eingegangenen Kriegsgefangenenpost wurden ab August 1946 in der »Täglichen Rundschau«, dem offiziellen Organ der Sowjetischen Militäradministration in Berlin, laufend veröffentlicht.⁴

Thematisiert wurde im Rundfunkprogramm auch die Integration der heimkehrenden Soldaten in die Gesellschaft und ihre Mithilfe beim Wiederaufbau. Weniger informativ als vielmehr mahnend gehalten, waren hier die beiden Wortbeiträge »Kriegsgefangene kehren heim«⁵ des KPD-Mitglieds und Auschwitz-Überlebenden Bruno Baum vom 29. Oktober 1945 und »Wir Heimkehrer«⁶ von Walter Brinkmann vom 12. November 1945. Die Heimkehrer sollten beim Anblick der zerstörten Städte nicht resignieren, sondern sich aktiv am Aufbau beteiligen. Appelliert wurde auch an die Angehörigen, alles zu tun, damit sich die Heimkehrer wieder zuhause fühlen könnten.

Aus allen Teilen der Welt kehrten 1945/46 täglich Tausende von deutschen Kriegsgefangenen in ihre Heimat zurück. Die ersten Transporte aus der Sowjetunion trafen im Juli 1946 im ehemaligen Quarantänelager Gronenfelde bei Frankfurt/Oder ein, das als Durchgangslager umgestaltet worden war und in dem sämtliche Transporte aus der Sowjetunion ankamen. Nach einer von den Sowjets in der Presse verbreiteten Aufstellung, sollten bis Mitte Oktober 1946 insgesamt 120 000 Kriegsgefangene entlassen werden.⁷ Diese in Gronenfelde eintreffenden Transporte standen bis 1949 im Mittelpunkt der fast täglichen Berichterstattung von Presse und Rundfunk.⁸

Spezielle Grußsendungen wie »Kriegsgefangenen-Sonderdienst«, »Gruß aus der Gefangenschaft« oder »Grußübermittlung deutscher Kriegsgefangener aus der UdSSR« wurden ins Programm aufgenommen. Auch der Moskauer Rundfunk sendete regelmäßig Grüße von deutschen Kriegsgefangenen an ihre Angehörigen in

Deutschland.⁹ Die Angehörigen der Berliner Heimkehrer wiederum hatten Gelegenheit, über den Rundfunk den Lagerinsassen in Frankfurt/Oder einen Gruß zu senden.¹⁰ Im Juliheft der Programmzeitschrift ›Der Rundfunk‹, die seit Februar 1946 als sowjetisch lizenzierte Zeitschrift in Berlin erschien, erhielten die Heimkehrer eine Art Leitfaden an die Hand, dem die nach der Entlassung erforderlichen Behördengänge zu entnehmen waren.¹¹ Für die Männer, die nicht wußten, wo sich ihre Angehörigen befanden, wurde im Durchgangslager ein besonderer Suchdienst eingerichtet. Der Berliner Rundfunk beteiligte sich daran mit der Bekanntgabe von Namenslisten der Zurückgekehrten und der Übermittlung von Adressen. In allen größeren Städten der SBZ fanden zwischen 1946 und 1949 Heimkehrerversammlungen statt, bei denen die Heimkehrer meist von Parteifunktionären der SED begrüßt wurden und Antworten auf die sie bewegenden Fragen erhielten: Wo muß man sich melden, um Arbeit zu bekommen? Wo kann man sich nach der ausgebombten und evakuierten Familie erkundigen? Wer hilft, Wohnung zu finden?¹² Von der Teilnahme an einer solchen Versammlung in Leipzig berichtete im nachhinein Günther Rücker, der nach seiner Kriegsgefangenschaft beim Mitteldeutschen Rundfunk in Leipzig arbeitete. »Einmal in der Woche«, so Rücker, »zog man zum Hauptbahnhof und agitierte die Heimkehrer aus der Sowjetunion, nicht weiterzufahren in den Westen, sondern hierzubleiben. Arbeit gab's ja genug. Wohnungen würden gefunden, die Zukunft wäre hier daheim. Die entlassenen Gefangenen ließen sich gern auf Gespräche ein, glaubten uns aber nur die Hälfte und fuhren weiter in ihren Vieh-Waggonen, Friedland entgegen.«¹³ Offensichtlich hatten die Heimkehrer die Tendenz der Funktionäre und Reporter, die Entwicklung in der SBZ in rosigen Farben zu zeichnen, die Verhältnisse im Westen hingegen zu verteufeln, rasch durchschaut. Gefördert wurden ihre prowestlichen Überzeugungen nicht zuletzt auch durch Informationen aus Briefen und Paketen sowie in Gesprächen mit Gleichgesinnten.¹⁴

Unter dem Titel »Die Heimat ruft« wurde ab November 1947 eine eigene Kriegsgefangenen-sendung ins Programm des Berliner Rundfunks aufgenommen.¹⁵ Die Sendung war in erster Linie gedacht als Gruß der Heimat an die Gefangenen. Berichtet wurde über die Tätigkeiten der Gefangenen innerhalb und außerhalb der Lager, zudem sollten die Lagerinsassen mit den Vorgängen und der Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland bekanntgemacht werden. Gedacht war sie zugleich aber auch als Hilfe für die bereits Heimgekehrten. Am 24. September 1948 wurde die Sendung zum letztenmal ausgestrahlt

und zum 3. Oktober aus dem Sendeplan gestrichen. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich noch immer mehr als 500 000 deutsche Soldaten in sowjetischer Gefangenschaft.¹⁶

Berichte und Kommentare befaßten sich auch immer wieder mit der NS-Propaganda über die Behandlung der Kriegsgefangenen in der Sowjetunion und deren Nachwirkung auf die Bevölkerung. Die Angst vor der Roten Armee saß tief. Das lag zum einen daran, daß Deutsche in keinem Land so gewütet hatten wie in der Sowjetunion, und es lag an der NS-Propaganda: das »Untermenschen«-Bild aus Wochenschauen, Ausstellungen und Presse, all das hatte gewirkt. Hinzu kam, daß die Post deutscher Kriegsgefangener aus dem Osten von Reichspropagandaminister Goebbels zum möglichen »Einfallstor für die bolschewistische Propaganda in Deutschland«¹⁷ erklärt worden war. »In Zukunft,« so Goebbels Tagebucheintrag vom 17. Dezember 1942, »sollen zwar die in solchen Karten enthaltenen Wünsche der Gefangenen von Reichs wegen erfüllt werden, aber die Karten selbst sollen nicht mehr den Angehörigen ausgeliefert werden.«¹⁸ Bis Kriegsende gab es daher auf diesem Wege nur eingeschränkte Kontakte mit den Angehörigen, entsprechend hoch war die Ungewissheit über deren Schicksal. Jedoch übermittelten der deutschsprachige Dienst des Moskauer Rundfunks ab September 1941 und der Sender Freies Deutschland des Nationalkomitees Freies Deutschland ab Juli 1943 in besonderen Senderubriken wie »Heimatsdienst«, »Heimatpost« und »Kriegsgefangenenpost« allabendlich Grüße von Kriegsgefangenen an die Angehörigen daheim. Die Grüße wurden dabei zum Teil von Rundfunksprechern verlesen, zum Teil von den Kriegsgefangenen selbst auf Schallplatte gesprochen. Die Hörer waren in diesen Sendungen zudem stets aufgefordert, die jeweils angesprochene Familie über den Gruß aus sowjetischer Gefangenschaft zu benachrichtigen.¹⁹

Rundfunksendungen über die Heimkehrer waren mit der Versuch, den immer noch weit verbreiteten Gerüchten den Garaus zu machen. Die bevorstehende Entlassung von 120 000 Kriegsgefangenen galt als Bestätigung der humanen Politik der Sowjetregierung und wurde als eindeutige Widerlegung der NS-Propaganda besonders hervorgehoben.²⁰

Ein Thema, bei dem Berichterstattung und Wirklichkeit oft weit auseinanderklafften, war der gesundheitliche Zustand der Heimkehrer. »Soweit sie sichtbar wurden,« verkündete das ›Neue Deutschland‹ am 27. Juli 1946 seinen Lesern, »sahen die Heimkehrer vorzüglich aus. Sie stekken in guter Kleidung und in guten Schuhen, haben braune, gesunde Gesichter und sind wohl-

genährt (...) Sie haben es in der Sowjetunion gut gehabt.«²¹ Verschiedene Bewohner Frankfurts hätten zum Empfang von ihren Rationen Brot mitgebracht, um es den Gefangenen zu geben, was jedoch von diesen, so ein Sonderberichterstatter, wegen der guten Versorgung durch die Rote Armee »lachend« abgelehnt worden sei.²² Ganz anders gehalten war dagegen ein Rundfunkbeitrag von Heinrich Grüber,²³ seit 1945 Probst an der Marienkirche Berlin und Mitglied der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, der am 20. Oktober 1946 gesendet wurde und in dem sich der Geistliche mit der Not der entlassenen Kriegsgefangenen befaßte. Grüber appellierte darin an die Bevölkerung dazu beizutragen, daß den Heimkehrern die langersehnte Heimat wieder zur wirklichen Heimat werde.²⁴ Mit der Aufforderung, diesen durch besondere Hilfsmaßnahmen eine neue Existenz zu sichern, wandten sich auch die Vertreter von SED, SPD, CDU sowie LDP an die Bevölkerung.²⁵

Die überwiegend positive und sehr stereotyp gehaltene Berichterstattung, darunter vor allem die ständige überschwengliche Hervorhebung des guten gesundheitlichen Zustandes der Heimkehrer und die hohen Entlassungszahlen, ist leicht erklärlich, waren doch Presse und Rundfunk die wichtigsten Instrumente der Sowjets, die Berliner Bevölkerung wie die ihrer Besatzungszone in ihrem Sinne zu beeinflussen. Immerhin verzeichnete die SBZ am 1. Oktober 1945 bereits mehr als eine Million Rundfunkteilnehmer, Ende 1945 waren es 1,3 Mio. und am 31. Dezember 1946 mehr als zwei Millionen.²⁶

II

Im Gegensatz zu den in Presse und Rundfunk verbreiteten propagandistischen Klischees zeichnen Hörerbriefe ein ganz anderes Bild. Für den Zeitraum vom 1. bis 30. Juni 1947 etwa, registrierte die bei der Intendanz des Berliner Rundfunks angesiedelte Hörerpostabteilung den Eingang von 141 Hörerbriefen zum Thema Kriegsgefangene. Von den ausgewerteten 1 673 Briefen nahmen diese Zuschriften nach denen zu Fragen der Ernährung (232 Briefe) und Versorgung (223 Briefe) zahlenmäßig den dritten Rang ein.²⁷ Vor allem zwei Sendungen des Berliner Rundfunks seien genannt, die zum Teil entüstete Reaktionen hervorriefen. Es waren dies die Sendung »Kriegsgefangenen-Briefe aus der UdSSR« aus der Reihe »Der Hörer sagt seine Meinung« vom 8. Juni 1947 und im Frauenfunk die Sendung »Deutsche Kriegsgefangene« vom 10. Juni 1947.

Frau Anni Kallnig, die vorübergehend aus Westfalen nach Berlin übersiedelt war, schrieb

an die Redaktion der Sendereihe »Der Hörer sagt seine Meinung«, daß sie vieles in der SBZ immer wieder in Erstaunen versetzen würde:

»z.B. Ihre gestrige Sendung der Briefe aus russischer Kriegsgefangenschaft. Warum wird im Rundfunk so etwas verlesen, wo sich doch in Berlin fast jeder selbst eine Vorstellung machen kann und weiß, wie unsere Männer aus Rußland heimkehren! Die einlaufenden Transporte in Frankfurt/Oder geben doch beinahe täglich Kunde davon! Sollte man nun in Anbetracht dieses traurigen Elends nicht lieber auf derartige Sendungen im Rundfunk verzichten? Oder fühlt sich der Berliner Rundfunk angewiesen darauf, so etwas in seinen Sendeplan aufnehmen zu müssen?«

Sendungen dieser Art sollten der Bevölkerung nicht zu oft zugemutet werden, da dadurch unnötig bitterer Hohn im Volke entstehe.²⁸

Aus Leipzig meldete sich Ida Jacob zu Wort. Sie wohne in der Nähe des Hauptbahnhofes und sehe sehr viele Gefangene zurückkommen. »Aus allen Ländern kommen sie gesund und sauber gekleidet und mit großem Gepäck an. Nur von Russland kommen sie so krank und elend wieder.«²⁹

Auf die Sendung »Deutsche Kriegsgefangene« schrieb eine Hörerin anonym an den Berliner Rundfunk. Aus ihrem Haus seien in letzter Zeit Heimkehrer aus Amerika, England, Frankreich, einer aus Rußland zurückgekommen. Mit allen hätte sie sich unterhalten und Vergleiche gezogen. Alle seien sie gut genährt, gut gekleidet und mit Marschverpflegung zurückgekommen. Nur der Heimkehrer aus Rußland sei abgezehrt, krank und in Lumpen gewesen.

»Hier wird uns immer soviel von Sozialismus gerade aus Rußland berichtet, wenn man aber die elenden hungrigen Gestalten sieht, die von dort kommen, so kann man doch bald irre werden.«

Sie wolle nichts gegen Rußland sagen, vielleicht sei der Haß dort auf die Deutschen doch größer, schließlich hätten die Deutschen den Russen ja auch viel Leid gebracht, »aber deshalb darf man es nicht den einfachen Soldaten entgelten lassen, denn er hat ja in den meisten Fällen keine Schuld an den Greueln, die dort verübt wurden.«³⁰ Annemarie Haupt aus Berlin richtete an die Redaktion des Frauenfunks die Frage, wo denn eigentlich die Kriegsgefangenen geblieben seien, »die auf Aussagen von Heimkehrern im August 1945 auf Grund ihres guten Gesundheitszustandes zum Arbeitseinsatz von Deutschland nach Rußland abtransportiert wurden?« Bislang seien noch keine Lebenszeichen gekommen.³¹

Neben den Zuschriften, die sich auf den Inhalt bestimmter Sendungen bezogen, gingen beim Berliner Rundfunk auch zahlreiche Anfragen ein, in denen das Schicksal einzelner Per-

sonen im Mittelpunkt stand. So bemängelte Willy Donath aus Seifhennersdorf bei den mit entlassenen Kriegsgefangenen geführten Interviews das Fehlen von Fragen nach den Soldaten der Stalingrad-Armee. Sein einziger Sohn galt seit Januar 1943 bei Stalingrad als vermißt.

»Ich habe schon verschiedene derartiger Fragespiele durch den Rundfunk gehört, aber leider hat man noch nie eine Frage stellen hören, wo stecken nun die Stalingradkämpfer, oder ist hier ein Stalingradkämpfer dabei!«

Die Fragen, die im allgemeinen an die Heimkehrer gerichtet würden, seien manchmal sehr uninteressant.

»Wichtiger zu hören wäre für die Hörer gestellte Fragen, die man sowieso über russische Kriegsgefangene leider nicht erfahren kann, im Gegensatz zu direkten Sendungen aus anderen Zonen über das Los und Befinden deutscher Kriegsgefangener.«³²

Obwohl in verschiedenen Kommentaren darauf hingewiesen wurde, daß bei Stalingrad 90 000 Soldaten tatsächlich in russische Gefangenschaft geraten waren - was die Nationalsozialisten totgeschwiegen hatten -, scheinen die Angehörigen über das weitere Schicksal der Überlebenden in den Sendungen des Berliner Rundfunks nichts erfahren zu haben.

Mit der Bitte um Gehör und Hilfe bei der Suche nach einem Bekannten wandte sich am 21. Juli 1947 auch Lilli Steup an den Berliner Rundfunk. Sie selbst sei Jüdin, der es nach ihrer Verhaftung durch die SS 1943 gelungen sei, aus dem Sammellager Levetzowstraße in Berlin zu fliehen und in der Wohnung eines Bekannten unterzuschlüpfen. Dieser Freund sei im November 1944 wegen Ablehnung der NSDAP-Parteimitgliedschaft zur Wehrmacht eingezogen worden. Nach regelmäßigem Briefkontakt fehle von ihm seit Ende Januar 1945 jegliche Spur, und nirgendwo hätte sie Auskunft über dessen Schicksal erhalten können. Sie gehe aber davon aus, daß er in russische Kriegsgefangenschaft geraten sei. Doch man höre nichts und bekomme auch keine Post aus den Gefangenenlagern.

»Ich glaubte immer, ein Mensch, der politisch so sauber ist, wie mein guter Bekannter, der einem Menschen das Leben gerettet hat und dazu 60 Jahre jetzt alt ist, dass dieser Mensch von den Russen freigelassen werden wird. Ich kann schreiben, wohin ich will. Ich bekomme keine Nachricht. Diese Ungewissheit tötet so langsam. Und wenn ihm wirklich etwas passiert ist, warum erfährt man das nicht.«

Die Mehrzahl der Bevölkerung stehe hinter den Amerikanern, die ihre Gefangenen bereits freigelassen hätten.

»Und ich glaube, schon dieses Moment mit den Gefangenen, das freiere Leben in den Westzonen und

die ganze Großzügigkeit der westlichen Besatzungsmächte wirkt heilsamer, als der Zwang, der ja doch nicht demokratisch ist. Wenn ich manchmal Ihre Reporter und Ansager die Ostzone so verherrlichen und die Westzone so herunterziehen höre, meine ich, 1938/39 in den Ohren zu haben. Auch damals wurde über andere als die eigenen Sachen immer geschimpft. (...) Schimpfen Sie bitte nicht mehr auf Menschen, die wohl eine andere Politik oder Meinung als Sie haben, die aber wirklich menschlich sind, und die Gefangenen freilassen.«³³

Auf Anfragen nach dem Verbleib und der Entlassung von Kriegsgefangenen antwortete in der Sendereihe »Ein sowjetischer Offizier beantwortet Fragen aus dem Hörerkreis« im Oktober/November 1948 ein Major der Roten Armee mit recht allgemein gehaltenen Bemerkungen. Ohne genaue Zahlen und Termine zu nennen, verbreitete er unter den Zuhörern die Hoffnung, daß in absehbarer Zeit noch größere Gefangentransporte als bisher in Deutschland eintreffen würden. Einige zehntausend Soldaten und Offiziere befänden sich bereits auf dem Heimweg.³⁴ Auf die Frage nach dem oftmals schlechten gesundheitlichen Zustand der Gefangenen räumte der Offizier zwar ein, daß tatsächlich einige Rückkehrer schlecht aussähen, es sich dabei jedoch in erster Linie um Kranke handeln würde. Krank seien diese aber nicht deshalb, weil sie hätten hungern oder übermäßig schwere Arbeit leisten müssen. Krank geworden seien sie vielmehr durch den Krieg und durch die Goebbelspropaganda. Von russischer Seite sei alles unternommen worden, um diesen Menschen zu helfen.³⁵ Sowohl die Frage als auch die Antwort fielen indes der Zensur zum Opfer und gingen nicht über den Sender.

Die Briefe zeigen, daß die Bevölkerung ihre eigenen Erfahrungen mit den Sowjets gemacht hatte, die oft in krassem Gegensatz zu den in Presse und Rundfunk verbreiteten Stereotypen vom Sowjetmenschen als Befreier, Freund und Helfer der Deutschen standen. Die Bevölkerung erfuhr nicht nur mittelbar durch die aus sowjetischer Gefangenschaft zurückgekehrten Soldaten von der Härte der Sieger. Unmittelbar nahm sie wahr, daß mehr als 120 000 Deutsche durch die Sowjets nach Kriegsende interniert, daß insgesamt einige hunderttausend Zivilisten in die Sowjetunion deportiert wurden.³⁶ Sie zeigen aber auch ein gewisses Maß an Vertrauen und Hoffnung der Hörer in die Möglichkeiten des Berliner Rundfunks sich der vorgebrachten Probleme anzunehmen und Hilfe zu erwirken. Nur allzuoft mußten jedoch die akuten Probleme wie etwa die schlechten Lebensbedingungen, die deutschen Ostgebiete, Reparationszahlungen und eben auch die Kriegsgefangenenproblematik, aufgrund der Eingriffe der sowjetischen Zensur

und der Vorgaben durch die KPD/SED, zugunsten der Verdienste der Partei, der erreichten Fortschritte und dem Vorbild Sowjetunion fallengelassen werden.³⁷

III

Am 4. Mai 1950 verbreitete die sowjetische Nachrichtenagentur TASS die Erklärung, wonach die Repatriierung der Kriegsgefangenen abgeschlossen sei und sich nur noch 9 717 Deutsche, die wegen schwerer Kriegsverbrechen verurteilt worden seien, und etwa 3 815 Untersuchungshäftlinge sowie 14 transportunfähige ehemalige deutsche Soldaten auf dem Territorium der Sowjetunion befänden.³⁸ Aus diesem Anlaß sprach Karl-Eduard v. Schnitzler, 1950 Kommentator am Berliner Rundfunk und am Deutschlandsender, einen Tag später im Berliner Rundfunk den »Kommentar des Tages«.³⁹ Doppelt tragisch, so v. Schnitzler, sei die Trauer der vielen Eltern, Frauen und Kinder, die jahrelang vergeblich auf die Rückkehr ihres Vermißten gehofft hätten. Nicht nur, weil durch die TASS-Meldung endgültig jede Hoffnung zunichte gemacht worden sei, sondern tragisch auch deshalb, weil zweimal ein frevles Spiel mit ihnen getrieben worden sei. Zum einen hätten ihnen die Nationalsozialisten durch die Angabe von lächerlichen Verlustzahlen eine trügerische Hoffnung gegeben. Zum andern aber »als die Westmächte und gewisse deutsche Politiker aus dem Kriegsgefangenenproblem politisches Kapital zu schlagen begannen.« Nun aber gebe TASS die offizielle, wenn auch schmerzliche Gewißheit. Zugleich sei es aber für jeden Deutschen »ein Positivum, eine erfreuliche Bestätigung: Es gibt keine Kriegsgefangenen mehr in der Sowjetunion, als bisher einziger Staat hat die Sowjetunion ihre Kriegsgefangenen entlassen.« Unerwähnt blieb dabei, daß aus den westlichen Gewahrsamsländern alle Kriegsgefangenen, wie auf der Moskauer Außenministerkonferenz von den Siegermächten im April 1947 beschlossen, bereits seit 1948 wieder zu Hause waren.⁴⁰ Daß die Rote Armee 2,3 Millionen Gefangene gemacht habe, sei, so v. Schnitzler, allgemein bekannt. Bekannt sei auch, daß die Sowjetunion bis zum Frühjahr 1947 über eine Million bereits entlassen hätte sowie daß unter den damals in der Sowjetunion verbliebenen 1,3 Millionen Gefangenen 890 000 Deutsche gewesen seien. Was v. Schnitzler jedoch nicht erwähnte oder auch einfach nicht wußte, war die Tatsache, daß die Rote Armee diese 2,3 Millionen Gefangenen im Jahr 1945 gemacht hatte, in den Jahren von 1941 bis 1944 aber zudem schon 955 000 Deutsche in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten waren, sich insgesamt also 3,2 Millionen

deutsche Soldaten des Zweiten Weltkrieges in sowjetischer Hand befunden hatten. Alle ehemaligen deutschen Soldaten, die über das Jahr 1950 hinaus in der Sowjetunion ausharren mußten, waren nach Auffassung der sowjetischen Behörden keine Kriegsgefangenen, sondern »kriegsgefangene Kriegsverbrecher«. Eine Auffassung, welche die offiziellen Stellen der DDR teilten. Erklärlich wird dadurch auch die Behauptung v. Schnitzlers, es gäbe in der Sowjetunion keine Gefangenen mehr.

IV

Trotz all der Einseitigkeit in der Behandlung der Kriegsgefangenenfrage zugunsten der Sowjetunion boten die Heimkehrer-Sendungen des Berliner Rundfunks sowohl für die Daheimgebliebenen wie auch für die Heimkehrer selbst nützliche Ratschläge und Hilfestellungen. Großen Anklang in der Bevölkerung fanden insbesondere die in speziellen Suchdiensten verlesenen Namenslisten sowie die Übermittlung von Grußbotschaften. Mit der Heimkehr verbundene Probleme wie die Suche nach Wohnung und Arbeit wurden angesprochen und dabei Wege aufgezeigt, um mit ihnen leichter fertig zu werden. Als Informationsquelle waren solche Sendungen für die Bevölkerung insbesondere in den ersten Monaten nach Kriegsende von großem Interesse.

Die vom Berliner Rundfunk vermittelten Ratschläge und Hilfen wurden von der Bevölkerung dankbar angenommen, wie die in vielen Zuschriften geäußerten Bitten um Hilfe zeigen. Auf die in der offiziellen Berichterstattung verbreiteten propagandistischen Klischees vom gut versorgten Heimkehrer reagierten viele Zuhörer meist mit scharf formulierter Kritik. In den Hörerbrieffen zeigt sich eine deutliche Diskrepanz zwischen dem eigenen Erleben der Heimkehr und den Schilderungen in Presse und Rundfunk.

Schließlich bleibt noch festzuhalten, daß in kaum einem der im Rundfunk verlesenen Kommentare und Beiträge der Hinweis darauf fehlte, daß der rückkehrende Soldat ein lebender Beweis für die Verlogenheit der NS-Propaganda sei, die Rote Armee hätte keine Gefangenen gemacht. Die große Zahl der Gefangenen, die in sowjetischen Lagern ums Leben gekommen war sowie die Heimkehr aus westlichen Gewahrsamsländern fand dagegen keine Erwähnung.

Jörg-Uwe Fischer, Berlin

¹ Vgl. die Zahlenangaben bei Erich Maschke: Die deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges. Eine Zusammenfassung. Bielefeld 1974, S. 233-237; ferner Albrecht Lehmann: Die Kriegsgefangenen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. B

- 7-8, Bonn 1995, S. 13-19; Kurt W. Böhme: Die deutschen Kriegsgefangenen in sowjetischer Hand. Eine Bilanz. Bielefeld 1966.
- ² Vgl. Deutsches Rundfunkarchiv, Standort Berlin (im folgenden DRA Berlin), Historisches Archiv, Schriftgut Hörfunk: »Kriegsgefangenenpost!«, Sendemanuskript, 25.10.1945.
- ³ Vgl. »Freudige Festnachricht für die Berliner«. In: Tägliche Rundschau Nr. 192, 24./25.12.1945.
- ⁴ Vgl. »Briefe deutscher Kriegsgefangener aus der UdSSR in der Täglichen Rundschau«. In: Tägliche Rundschau Nr. 191, 18.8.1946.
- ⁵ Vgl. DRA Berlin, Historisches Archiv, Schriftgut Hörfunk: »Kriegsgefangene kehren heim«, Sendemanuskript, 29.10.1945.
- ⁶ Vgl. ebd.: »Wir Heimkehrer«, Sendemanuskript, 8.11.1945.
- ⁷ Vgl. »Kriegsgefangenentransport aus der SU im Anrollen«. In: Neues Deutschland (im folgenden ND) Nr. 72, 18.7.1946. »Frankfurt bereit zum Empfang unserer Kriegsgefangenen aus der SU«. In: ND Nr. 73, 19.7.1946. »Frankfurt/Oder in Erwartung«. In: ND Nr. 74, 20.7.1946. DRA Berlin, Historisches Archiv, Schriftgut Hörfunk: »Zweimal Heimkehr«, Sendemanuskript vom 27.7.1946; dazu allgemein Albrecht Lehmann, Gefangenschaft und Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion, München 1986.
- ⁸ Vgl. Beate Ihme-Tuchel: Die SED und die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion zwischen 1949 und 1955. In: Deutschland Archiv Jg. 27 (1994), H. 5, S. 490-503, hier S. 490-495.
- ⁹ Vgl. »Grüßsendungen aus Moskau«. In: Der Rundfunk Jg. 1 (1946), H. 32, S. 12.
- ¹⁰ Vgl. »Frankfurt a.d.O. grüßt die Heimkehrer«. In: Tägliche Rundschau Nr. 168, 23.7.1946. »Glück - nach jahrelangem Leid«. In: Tägliche Rundschau Nr. 169, 24.7.1946. »Antwort an den Rundfunk«. In: ND Nr. 78, 25.7.1946. »Stimme der Heimkehrer«, Sendemanuskript, 29.7.1946, abgedruckt in: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks Jg. 10 (1976), H. 2/3, S. 110-113; ferner Bildbeilage »Die ersten sind da«. In: Der Rundfunk Jg. 1 (1946), H. 28, o.Z.
- ¹¹ Vgl. »Stationen der Heimkehr«. In: Der Rundfunk, Jg. 1 (1946), H. 24, S. 8f.
- ¹² Anny Wölfel: 30 Tage Probezeit bei täglicher Kündigung. Von der Stenotypistin im Jahre 1946 zur Leiterin des Frauenfunk in Leipzig 1949. In: Erinnerungen sozialistischer Rundfunkpioniere, Bd. 1. Berlin 1985, S. 127-132, hier S. 128f.
- ¹³ Günther Rücker: Anfänge in Leipzig. In: Heide Riedel (Hrsg.): Mit uns zieht die neue Zeit ... 40 Jahre DDR-Medien. Berlin 1993, S. 43-47, hier S. 47.
- ¹⁴ Vgl. Lehmann: Die Kriegsgefangenen (wie Anm. 7), S. 122.
- ¹⁵ Vgl. Der Rundfunk Jg. 2 (1947), H. 42/43, S. 8.
- ¹⁶ Vgl. Maschke: Die deutschen Kriegsgefangenen (wie Anm. 1), S. 191f.
- ¹⁷ Joseph Goebbels: Tagebücher 1924-1945. Hrsg. v. Rolf Georg Reuth. Bd. 4: 1940 - 1942. München, Zürich 1992, S. 1849.
- ¹⁸ Ebd., S. 1849.
- ¹⁹ Vgl. Anton Ackermann: Die Stimme des »Freien Deutschland«. In: Erinnerungen sozialistischer Rundfunkpioniere. Bd. 1, S. 205-213; Wladimir Ostrogorski: 40 Jahre des deutschsprachigen Auslandsdienstes des Moskauer Rundfunks. In: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks Jg. 3 (1969), H. 4, S. 3-71, hier S. 54-55; ders.: Zur Geschichte der deutschsprachigen Sendungen aus der Sowjetunion während des Krieges mit Hitlerdeutschland. In: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks Jg. 4 (1970), H. 2, S. 61-89, hier S. 80ff.; Joseph Wulf: Presse und Funk im Dritten Reich. Eine Dokumentation. Gütersloh 1964, S. 367f. Das Abhören ausländischer Sender war nicht ohne Risiko. Seit dem 1. September 1939 war für alle Deutschen das absichtliche Abhören verboten, Zuwiderhandlungen wurden mit Gefängnis- oder Zuchthausstrafen bedroht.
- ²⁰ Vgl. DRA Berlin, Historisches Archiv, Schriftgut Hörfunk: »Tageskommentar 34«, gesprochen von Markus (Mischa) Wolf, Sendemanuskript, 22.7.1946.
- ²¹ »Erste Heimkehrer in der »Plaza««. In: ND Nr. 77, 24.7.1946.
- ²² »Frankfurt grüßt die Kriegsgefangenen«. In: ND Nr. 76, 23.7.1946.
- ²³ Heinrich Grüber (1891-1975), 1934-1945 Mitglied der Bekennenden Kirche; 1940-1943 Haft in den KZ Sachsenhausen und Dachau; 1945 Bürgermeister in Berlin-Kaulsdorf; Mitglied der Kirchenleitung von Berlin-Brandenburg, Bevollmächtigter des Evangelischen Hilfswerks für die SBZ; 1949-1958 Bevollmächtigter des Rats der EKD bei der DDR-Regierung.
- ²⁴ DRA Berlin, Historisches Archiv, Schriftgut Hörfunk: »Beitrag zur Heimkehrer-Aktion«, Sendemanuskript, 20.10.1946.
- ²⁵ Ebd.: »Aufrufe der Vertreter der vier antifaschistischen Parteien Berlins zur Hilfsaktion für die Heimkehrer«, Sendemanuskript, 17.10.1946.
- ²⁶ Vgl. Chronik des Deutschen Demokratischen Rundfunks 1945-1946. In: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks Jg. 5 (1971), H. 2, S. 81-98, hier S. 86, 90, 98.
- ²⁷ Vgl. DRA Berlin, Historisches Archiv, Schriftgut Hörfunk: Hörfunkbestand 1945 - 1952, Postauswertung, 4.7.1947, Bl. 1. Die Originalzuschriften selbst sind nicht erhalten, sondern nur Abschriften, die von der Hörerpost-Abteilung erstellt und an die verantwortlichen Redakteure weitergeleitet wurden.
- ²⁸ Ebd., Querschnitt durch Hörerbriefe, S. 7.

- 29 Ebd., S. 8.
- 30 Ebd., S. 10.
- 31 Ebd., S. 11.
- 32 DRA Berlin, Historisches Archiv, Schriftgut Hörfunk: Hörfunkbestand 1945-1952, Hörerpost-Abteilung, Zuschrift, 8.7.1947.
- 33 Ebd., Zuschrift, 21.7.1947.
- 34 Vgl. DRA Berlin, Historisches Archiv, Schriftgut Hörfunk: »Aus der Sowjet-Union: Ein sowjetischer Offizier beantwortet Fragen aus dem Hörerkreis«, Sendemanuskript, 4.10., 11.10., 13.11.1948.
- 35 Vgl. ebd., Sendemanuskript, 4.10.1948.
- 36 Jan Foitzik: Befreier, Helfer, Unterdrücker. Die Sowjetische Militäradministration im Gedächtnis der DDR-Bevölkerung. In: Unsere Medien - Unsere Republik (Teil 2), Heft 1, o.O. [Marl], 1992, S. 13ff.
- 37 Vgl. Wolfgang Mühl-Benninghaus: Medienpolitische Probleme in Deutschland zwischen 1945 und 1989. In: Riedel (Hrsg.) (wie Anm. 13), S. 9-20, hier S. 11.
- 38 Vgl. »Kriegsgefangenen-Rückführung beendet«. In: Neue Zeit Nr. 105, 6.5.1950; »Rückführung der deutschen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion abgeschlossen«. In: Tägliche Rundschau Nr. 105, 6.5.1950; »UdSSR entließ alle Kriegsgefangenen«. In: ND Nr. 105, 6.5.1950; vgl. dazu auch Ihme-Tuchel (wie Anm. 8), S. 493ff.
- 39 DRA Berlin, Historisches Archiv, Schriftgut Hörfunk: Kommentar des Tages: »Kriegsgefangene und Befreiungstag«, Sendemanuskript, 5.5.1950.
- 40 Vgl. Lehmann: Die Kriegsgefangenen (wie Anm. 7), S. 9.

Neues vom Schatzkästlein

»Buch, Buchhandel und Rundfunk 1950 - 1960«. Ein Tagungsbericht

Der Ruf nach interdisziplinärer Forschung wird allenthalben vernommen, aber nur selten auch konsequent umgesetzt. Die Rundfunkforschung ist ein gutes Beispiel dafür, wie fächerübergreifend die Quellen befragt werden können und wie ein Forschungsgegenstand in größeren Zusammenhängen erst recht an Kontur gewinnt. Nicht anders geht es der Buchwissenschaft, deren traditionell gedämpfte Stimme im lauten Chor der Medienforschung viel zu schnell überhört wird, von der Archivwissenschaft ganz zu schweigen. Die Fachtagung »Buch, Buchhandel und Rundfunk«, die zum zweiten Mal im Deutschen Literaturarchiv in Marbach/N. am 13. und 14. März 1997 stattfand und sich dieses Mal mit dem Zeitraum 1950 bis 1960 befaßte, zeigte erneut, wie

sinnvoll und mit welchem Gewinn unterschiedliche historische Detailforschungen zusammengebracht werden können. Allerdings wurden auch die Grenzen einer solcher Kooperation deutlich.

Ausgerichtet von den Historischen Kommissionen des Deutschen Buchhandels und der ARD in Verbindung mit dem Deutschen Rundfunkarchiv scheint diese Fachtagung eine Kontinuität zu entwickeln, die in den Gruß- und Schlußworten von Dr. Ulrich Ott (Deutsches Literaturarchiv Marbach), Dietrich Schwarzkopf (Vorsitzender der Historischen Kommission der ARD) und Prof. Dr. Reinhard Wittmann (Stellvertretender Vorsitzender der Historischen Kommission des Börsenvereins) als Wunsch und Absicht formuliert wurde und für die es auch reichlich gute Gründe gibt. Das Deutsche Literaturarchiv Marbach/N. als geradezu kongenialer Tagungsort sollte dabei auch künftig eingebunden bleiben. Denn es ist die Literatur, die dieser Fachtagung die thematische Ausrichtung gibt.

Dieses Jahr stand ihre Distribution und Vermittlung in den Medien im Mittelpunkt. Die Funktion der Medien in Leben und Werk von Schriftstellern und Dichtern bestimmte die Fragestellungen ebenso wie die sozialhistorischen Bedingungen einer neuangelegten Kulturlandschaft. Die Entwicklungen in Ost und West versprachen auch dieses Mal einen komparatistischen Ansatz, aber die Vorträge zeigten, daß zunächst mit Quellensichtung und Auswertung der Grundlagenforschung gedient werden muß.

Offenbar mißtraute man bei der Anordnung der Vorträge einem vielleicht sinnstiftenden Nebeneinander der kulturpolitischen Situation in beiden Teilen Deutschlands. Unmittelbar gegenübergestellt hätte die jeweilige Entwicklung des ost- und westdeutschen Buchmarktes oder Rundfunkprogramms zweifellos den Diskurs befördert, aber die bewährte Blockbildung hat ihre eigene Ordnung: Vormittags Tendenzen der »Literaturdistribution in der Bundesrepublik« und am Nachmittag »Buch und Rundfunk in der Deutschen Demokratischen Republik«.

Dr. Monika Estermann, Börsenverein des Deutschen Buchhandels, eröffnete die Vortragsreihe. Sie entdeckte für die Buchhandelsgeschichte, was für manchen Germanisten in anderem Zusammenhang nicht ganz neu gewesen sein mag. Der restaurative Charakter der 50er Jahre, der trotz einer grundlegenden sozialen Umschichtung vorherrschte, bestimmte auch die verlegerischen Aktivitäten. Buchgemeinschaften und Leihbibliotheken eröffnete dem Buchhandel noch einmal Distributionswege. Sie waren aber nicht weniger traditionellen Wertvorstellungen ver-

pflichtet und versuchten mit ihren verbreiteten Titeln an die Erfolge der 20er und 30er Jahre anzuknüpfen. Der Dialog um eine geistige Erneuerung begann in den neugegründeten oder wiederbelebten literarischen Zeitschriften, die in zahlreichen Verlagen erschienen. Die Zeitschriften waren das Forum, auf dem sich die Intellektuellen artikulierten und um ihre Aufgabe in der neuen Gesellschaft rangen. Für die populäre Literaturverbreitung dagegen wurde die Idee des Taschenbuchs aus den 30er Jahren jetzt realisiert. Rowohlt hatte als erster die Zeichen der Zeit richtig gedeutet und auf den sozialen Wandel reagiert. Er brachte schnell ausländische Literatur und Leseausgaben für den gebildeten Leser auf den Markt. Taschenbücher wurden gesammelt, wenn auch nicht verschenkt. Mit dem Taschenbuch war es gelungen, dem Nachholbedarf an lange unzugänglicher Literatur gerecht zu werden. Allein »die Exilliteratur lag in diesen Jahren wie ein eratischer Block in der Kulturlandschaft«. Die Erwartungen Bermann-Fischers, daß die Deutschen sich gerade auf diese Literatur stürzen würden, erfüllte sich nicht. Die sogenannte klassische Weltliteratur dagegen war nach dem Geschmack eines sich neuorientierenden Bildungsbürgertums. Die Trennung von Literatur und Politik entsprach dem kollektiven Verdrängungsprozeß. Dieser detaillierte und mit klaren Fakten operierende Vortrag legte nahe, was auch für das Medium Rundfunk und sein Programm zu erwarten wäre.

Der Historiker und Rundfunkforscher Dr. Edgar Lersch, Süddeutscher Rundfunk, formulierte an dieser Stelle, was »gemacht werden müßte«: nämlich Untersuchungen zu Struktur- und Transferentwicklungen der einzelnen Medien - ein Desiderat, das seit langem von Rundfunkhistorikern eingefordert wird. Seinen nachfolgenden Vortrag eröffnete Lersch mit jenen forschungsleitenden Fragen, die sich in der Annäherung von Literatur und Rundfunk insgesamt, besonders aber für die Zeit der 50er Jahre aufdrängen. War der Rundfunk wirklich ein Förderer moderner Nachkriegsliteratur? Sind die immer wieder auftauchenden Namen von Andersch, Schnabel, Heißenbüttel, Walser, Eich Ausnahmen unter den Schriftstellern? Sie nahmen im Rundfunk führende Positionen ein, entwickelten neue Sendeformen und brachten eine Spiritualität in den Äther, die zwar der literarischen Gattungslehre mit dem Radio-Essay eine Ergänzung bescherte, aber die Hörer nicht erreichte. Lersch benutzte das Material aus den Archiven des Süddeutschen Rundfunks, des Hessischen Rundfunks und des Nordwestdeutschen Rundfunks für Stichprobenanalysen, um am Sende- und Programmschema die Gewichtung der Literatur ablesen zu können. Auch Lersch begegnete den

Mischformen von Literatur und Musik, wie sie seit dem Weimarer Rundfunk bekannt sind und jedem Programmforscher eine klare kategoriale Einordnung abfordern. Unter Sendungstiteln wie »Das Schatzkästlein« oder die »Stille Stunde« verbargen sich jene kulturellen Unterhaltungsformen, die das Bekannte und Gesicherte mit dem Anspruch verbanden, traditionelle Werte aufrecht zu erhalten. Kultur blieb unpolitisch. Diese Sendeformen, die zwischen Kultur und Trivialität nach einem Unterhaltungsmuster suchten, verlangen eine eigene Bearbeitung und werden möglicherweise für die Sozialkultur der 50er Jahre überraschende Erkenntnisse bereithalten. Die Frage, ob der Rundfunk für die Schriftsteller oder die Schriftsteller für den Rundfunk von Bedeutung waren, ist mit einem programmanalytischen Ansatz nicht zu beantworten. Gerade für die hier behandelten zehn Jahre müssen kulturpolitische, biographische und literatursoziologische Einflüsse berücksichtigt werden, wie umgekehrt Programmentwicklungen unter einem sich langsam ausdifferenzierenden Angebot. Der Vortrag von Lersch zeigte, wie die Vorarbeit der bisherigen Rundfunkforschung es ermöglicht, jetzt die Quellen gezielter befragen zu können, die Aussagen im Kontext literaturwissenschaftlicher Forschung struktur- und systemanalytisch anzugehen. Der Stellenwert der Rundfunkarbeit eines Schriftstellers in seinem Werk und die Bedeutung seiner Arbeit für eine Rundfunkanstalt und ihr Programm muß in jeweils anderen Systemen gewertet und erst dann mit einem eigenen theoretischen Ansatz zusammengeführt werden. Auf diese Notwendigkeit verwies der Vortrag von Lersch allemal, aber er ließ keinen Zweifel daran, wie schwierig es ist, über die Grenzen der Disziplinen hinweg zu arbeiten.

Das Fehlen einer brauchbaren Theorie wurde also schon beim zweiten Vortrag deutlich. Kein Wunder also, daß auf der Suche danach im folgenden bei Pierre Bourdieu hereingeschaut wurde, auch bei Luhmann oder bei Habermas, kein Wunder auch, daß sich nichts Griffiges fand. Vertrauten die beiden ersten darauf, daß die kulturpolitische Situation der jungen Bundesrepublik in den 50er Jahren hinlänglich bekannt, vielleicht sogar bewußt erlebt worden sei, daß die vielzitierten Namen noch ihren guten Klang hätten und so die ausgebreiteten Details einzuordnen wären, war für die DDR das alles nicht selbstverständlich vorauszusetzen. Deshalb hielt Prof. Dr. Ursula Heukenkamp, Humboldt-Universität zu Berlin, ein Grundsatzreferat über »Die DDR-Kultur zwischen Lenkung und freier Entfaltung«. Grundsätzliches braucht ein wenig mehr Zeit, und die nahm sich die Referentin.

Ihre These versuchte Machtstrukturen und deren Einfluß auf die Entstehung einer kulturellen Elite zu entzerren. Sie bemühte sich, Prozesse herauszuarbeiten, die unterhalb des eigentlichen Machtapparats vor sich gingen. Ein kultureller und publizistischer Pluralismus war offenbar möglich, der in voller Absicht das System stützte, aber nicht einer politischen Agitation zuarbeitete. Der Kultur als Subsystem waren Freiräume vorbehalten, aber der Einfluß der Partei und ihre Vorstellung von Kultur war dennoch stets gegenwärtig. »Auch wir hatten unser Schatzkästlein«, in dem das nationale Kulturerbe, die traditionellen Werte und Inhalte bewahrt wurden. Die Popularisierung und der volkspädagogische Anspruch an die Literatur und Kultur setzten sich durch. Die Nomenklatur konnte auf jene Utopien vertrauen, die die Schriftsteller im Exil, wenn sie denn im richtigen waren, gepflegt hatten. In diesen Freiräumen bildeten sich kulturelle Gruppen, das Berliner Ensemble um Brecht, der Aufbau-Verlag, die Janka-Gruppe, während die Akademie und das PEN-Zentrum Ost sich zu Instrumenten der Kulturpolitik der SED entwickelten. Die DDR als Bildungseinrichtung war das Grundkonzept und verlangte eine geistige Elite. Das Buch, der literarische Text wurde dafür in seinem ästhetischen Wert gestärkt, die Medien, vornehmlich der Rundfunk, blieben der Propaganda vorbehalten. Hier sah Heukenkamp im übrigen einen Grund dafür, warum Bert Brecht in der DDR nicht mehr für den Rundfunk gearbeitet hat. Der Schriftsteller war gefordert, der Stückeschreiber wurde nicht verstanden. Die feinen Unterschiede der rivalisierenden Gruppen und Personen in einem verstärkten Aus- und Abgrenzungsprozeß zu durchschauen und zu bewerten, ist offenbar immer noch sehr schwer. Ein Bild, das durch Tiefenschärfe überzeugte, bot Heukenkamp nicht, der Kontrast zwischen Lenkung und freier Entfaltung der DDR-Kultur in den 50er Jahren, blieb schwach ausgeleuchtet. Eine Interpretation der verwischten Linien vermißte man. Deutlich wurde jedenfalls, daß die Detailforschung hier noch vieles zu leisten hat, um ein klares, verständliches und nachvollziehbares Bild entstehen zu lassen.

Dr. Siegfried Lokatis, Forschungsschwerpunkt Zeithistorische Studien Potsdam, leistete im Anschluß daran einen Beitrag. »Literaturdistribution und Verlagswesen« war etwas großspurig als Thema angekündigt. Lokatis machte sinnvollerweise die Buchhandelsgeschichte der DDR zu seinem Schwerpunkt. Die 50er Jahre bezeichnete Lokatis als »Vorzeit«, die nicht typisch war für die spätere DDR. Die Entwicklung bürokratischer Strukturen, um den staatlichen Einfluß auf die Buchproduktion zu sichern, der Umgang mit Lite-

ratur und Zensur, das alles gehört zu dem Eindruck vom Leseland DDR dazu. 20 große Verlage gab es in der frühen DDR, finanziert durch die Partei. Der Buchhandel und die Buchproduktion unterstand der Finanzbehörde und dem Amt für Literatur. Dieses bürokratische und persönliche Verwirrspiel von Kompetenzen versuchte Lokatis nachzuvollziehen und ein wenig Ordnung in die chaotischen Verflechtungen zu bringen. Lokatis' Vortrag zeigte - trotz der selbstaufgelegten Verkürzung -, daß der Schlüssel bestimmter Entwicklungen und Entscheidungen in Organisation und Struktur der Behörden zu suchen ist. Die Mechanismen von Steuerung und Kontrolle waren in der Kulturpolitik vorgegeben, ihre Handhabung allerdings differierte, nicht selten sogar in kontradiktorischer Beliebigkeit.

Mit dem dritten Vortrag des DDR-Blocks geriet der Zeitablauf des Programms gänzlich aus dem Tritt. Dr. Ingrid Pietrzynski, Deutsches Rundfunkarchiv, Berlin, die - wie es sich gehört - für »Literaturdistribution und Rundfunk« O-Ton-Beispiele mitgebracht hatte, mußte mit allen technischen Schwierigkeiten kämpfen, die beim Abspielen auftreten können. Dem Programm der Literaturredaktion des Hörfunks der DDR sollte nachgeforscht werden. Die methodische Schwierigkeit solcher Forschungsansätze ohne eine gültige Gesamtdarstellung wurde gleich zu Beginn offengelegt. Dennoch ergab sich ein interessanter Überblick. Die Gemeinsamkeiten der deutschen Nachkriegsprogramme in Ost und West waren offenbar größer als vermutet. Der agitatorische Eindruck des DDR-Rundfunks entsprang zumindest nicht dem Literaturprogramm, hier blieb er auf einige »Inseln« beschränkt. Die Ausrichtung auf den Westen war unverkennbar, auf alles was im anderen Teil Deutschlands vor sich ging, wurde direkt Bezug genommen. Es gab sogar Zielgruppenkonzepte, die außerhalb des Prinzips »Kultur dem Volke« entstanden. Der volkspädagogische Auftrag und Anspruch war allerdings bestimmend für das Literaturprogramm. Ein Querschnitt durch die Sendestruktur der analysierten zehn Jahre zeigte, daß auch in der DDR die Literatursendungen am späten Nachmittag und späten Abend von einem breiten Publikum ungehört blieben. Der Sonntag war dann allerdings mit dem »Schatzkästlein«, mit Kritik, Hörspiel und Musik sowie Dichtung als Sendeplatz kleinbürgerlicher Kulturbetulichkeit vorbehalten. Um 1955 kam die Literatur auf sieben Stunden Sendezeit pro Woche, betreut von einer Redaktion. Die sogenannten Westemigranten, die zunächst im Rundfunk eine Betätigung fanden, verschwanden mit den ersten Säuberungen. Aus der neugegründeten Rundfunkschule drängte die junge Generation nach, die für dieses Medium präpariert war und im Apparat

Karriere machte. Die Sendeformen waren konventionell. Interessant und für künftige Text- und Programmanalysen eine besondere Quelle, war die vorgeschaltete »Argu«(mentation), die entweder nur bei der Sendung verblieb oder in die Ansage mit einging. Diese ideologische Freigabe lieferte die Auslegung und schrieb die Wirkung vor. Auf besondere Aktivitäten und die damit verbundenen Probleme wurde verwiesen, etwa auf die Übersetzungsaufträge, die vom Rundfunk vergeben wurden, um ausländische Literatur hörbar zu machen, oder der Plan zu einer eigenen Rundfunksendung der Akademie der Künste. Auch hier gibt es noch viel Detailarbeit zu tun. Es ist zu hoffen, daß das Angebot an die Literaturwissenschaft, die Rundfunkarchive zu nutzen, nicht ungehört blieb.

Der offenbar als Klammer gedachte Vortrag von Dr. Horst Ohde, Universität Hamburg, der die »Agenten der Literaturvermittlung in der BRD der 50er Jahre: Verflechtungen von Personen und Institutionen« thematisierte, mußte auf den nächsten Morgen verschoben werden. Das Bemühen, mit einer Methodenkritik den Anschluß an die Vorträge des Vortages doch noch herzustellen, konnte zu der frühen Stunde kaum gelingen. Zu recht monierte Ohde an den Vorträgen des ersten Tages die Tendenz zur Generalisierung und forderte entschieden ein, das Material methodisch anzugehen, um es aussagefähig zu machen. Ohde selbst versuchte die Mikrostruktur als Abbild der Makrostruktur zu prüfen. Die Entpolitisierung des gesellschaftlichen Bewußtseins war unschwer auch in der Literatur auszumachen. Die Autoren schrieben übereinander, die Kritik formierte sich als Forum literarischen Ausdrucks. Zwar wurde die Marginalisierung von Kultur beklagt, aber am elitären Anspruch auch im Westen festgehalten. Der Schriftsteller fand als Manager - etwa in den Rundfunkmedien - nicht sein Selbstverständnis. Das »Radioticket« brachte nichts für den Anspruch einer geistigen Elite. Um Prestige wurde in Zeitschriften gerungen, die Anerkennung brauchte keine Außenwirkung. Hier fehlte eine Generation, und die strategisch wichtigen Positionen der Literaturvermittlung wurden von Kritikern besetzt, die sich bereits vor dem Krieg profiliert hatten. Als markantes Beispiel dafür, wie die Profilierungskämpfe einer jungen Generation ausgetragen wurden und in Fraktionierung und Filz steckenblieben, führte Ohde die Gruppe 47 an. In der Geschlossenheit ihrer Clique wurde immerhin der Versuch gemacht, Oppositionen zu entwickeln. Der interessante Aspekt dieses Themas, die Bedeutung einer Verflechtung einzelner Personen in oder mit Institutionen des Literaturbetriebes, verlor

sich leider in dem Versuch, ein abstraktes Modell als theoretisches Äquivalent anzubieten.

Wie gut eine klar gefaßte Fragestellung dem Forschungsgegenstand tut, bewies Dr. Hans-Ulrich Wagner, Deutsches Rundfunkarchiv, Frankfurt am Main, der systematisch sein Thema »Das Medium wandelt sich, die Autoren bleiben. Neubeginn und Kontinuität rundfunkefahrener Schriftsteller 1930 - 1960« in Angriff nahm. Wagner konnte hier Ergebnisse seiner Dissertation weiterführen. Die Wissenschaft interessiert sich zuerst für Diskontinuitäten, den Medienwandel also. Mit dem programmhistorischen Zugriff auf die überlieferten Quellen gelang es Wagner, nachzuweisen, daß der institutionelle Neubeginn von Kontinuitäten begleitet war, die beispielsweise an den publizistischen Strategien der Schriftsteller festzumachen sind. Die 50er Jahre sind vor allem so interessant, weil die NS-Programmideologie weiterwirkte und sich sogar der Pioniergeist des Weimarer Rundfunks noch erhalten hatte. Wagner zeigte am Beispiel Günter Eichs, daß die als Brotarbeit auszumachende Tätigkeit eines Schriftstellers für den Rundfunk in der literarischen Wertung den Grundsätzen des Mediums folgen muß. Gerade Günter Eich verstand es, die Klaviatur der Rundfunkdramaturgie zu spielen; er ist ein gutes Beispiel für jenen Typ Autor, der die Kontinuität des Mediums als Vermittlungsinstrument von Literatur nutzte. Untersuchungen wie diese, dienen der Programmgeschichte nicht weniger als der Literaturgeschichte und erleichtern in hervorragender Weise interdisziplinäre Ansätze.

»Das Hörspiel als Buch. Strategien zur Legitimation und Förderung einer Funkform als Literatur« machte deutlich, wieviel Mühe diese literarische Gattung hatte, sich als eigenständige künstlerische Form durchzusetzen und in der Kritik gebührende Beachtung zu finden. Dr. Gunther Nikkel vom Literaturarchiv Marbach nutzte die Quellen des Archivs, um diesen Spuren nachzugehen. Das Literaturarchiv hat durch Ausstellungen zum Thema der Literatur in den 50er Jahren bereits wesentliche Beiträge geleistet, und so bot dieser spezielle Aspekt für die Tagungsthematik eine wichtige Ergänzung. Denn auch hier war eine gewisse Kontinuität auszumachen. Ein »Hörspielbuch«, wie es der Süddeutsche Rundfunk 1950 initiierte, hatte es bereits zu NS-Zeiten gegeben. Die vom Hans-Bredow-Institut herausgegebene Reihe »Hörwerke der Zeit« war der andere Versuch, Hörspiele gedruckt als literarische Werke einem Repertoire zuzuführen. Dennoch blieben diese Versuche ihrem Wesen nach eher dokumentarisch. Das Interesse an diesen Hörspielbüchern war gering. Auch die Verlage

taten sich schwer, Hörspielanthologien ihrer Autoren zu veröffentlichen. Immerhin sind sie ein Ausdruck für das erstarkende Selbstbewußtsein der Rundfunkanstalten, ihren Kulturauftrag ernst zu nehmen und den Eigenanteil an literarischer Produktion gebührend herauszustellen.

In diesem Sinn wagte Dr. Bernhard Fischer, ebenfalls vom Literaturarchiv Marbach, Anmerkungen zum intermediären Austausch in den 50er Jahren zwischen »Literatur - Rundfunk und Zeitschrift«. Daß der Rundfunk die Funktion der Zeitschrift übernehmen konnte und als Plattform einer literarischen Öffentlichkeit nutzbar gemacht werden sollte, das ist eine nicht unwesentliche Erfahrung dieser Zeit. Der Schriftsteller, der sich in Gesprächen artikulieren konnte und authentisch mit seiner Stimme hörbar wurde, erfuhr - wie in diesem Medium längst nicht neu - eine besondere Aufmerksamkeit. Diese Qualität unterschätzten die Autoren nicht. Hinzu kam, daß die doppelte Verwertung von Texten in Rundfunk und Zeitschriften nicht allein ein finanzielles Zubrot bedeutete, sondern auch einer populären Aufwertung diene. Einen interessanten Neben-aspekt dieses intermediären Austauschs machte Fischer in dem florierenden Manuskriptversand der Rundfunkanstalten aus, der für die historische Publikumsforschung von eigenem Interesse wäre.

Die Dominanz der Schriftkultur behauptete sich auch auf dieser Tagung, obwohl das akustische Medium ein zentrales Thema war und reichlich vorgelesen wurde. Immerhin Prof. Dr. Heiner Boehncke skizzierte in seinem Vortrag »Text und Stimme. Zur Theorie gesprochener Dichtung im Rundfunk« ein Forschungsprojekt des Hessischen Rundfunks und der Frankfurter Universität. Er ist mit seinen Studenten dabei, eine Rhetorik des Hörens zu entwickeln. Das Fehlen eines brauchbaren Vokabulars zur Qualifizierung akustischer Ästhetik wird allemal in Kritiken deutlich. Die Theorie und Praxis der Stimme und des Hörens nimmt auf, was in frühen Medientheorien - etwa bei Walter Benjamin - bereits anklang. Im Zusammenhang mit akustischer Literatur scheint dieses Projekt eine völlig neue Perspektive der Forschung zu eröffnen.

Boehncke erwies sich am Abend zuvor als hervorragender Moderator des Zeitzeugengesprächs, zu dem Hans Abich (Jg. 1918) und Oswald Döpke (Jg. 1923) eingeladen waren. Das war nun ein ausgesprochen vergnügliches Team, das sich natürlich gegenseitig mit Anekdoten übertraf, aber auch in persönlicher Einschätzung und Kritik die historische Distanz zu verkürzen verstand. In der Vielseitigkeit dieser Medienbiographien wurde die Zeitgeschichte gestreift und die Kulturgeschichte lebendig,

wenn etwa Abich seine Begegnung mit Thomas Mann schilderte oder Döpke Ingeborg Bachmanns Tätigkeit als politische Korrespondentin in Rom vor dem staunenden Publikum ausbreitete. Die Hoffnung, daß solches eingehen könnte in Lebensberichte, endete dann aber doch in der Koketterie des Alters, die immer einen leicht bitteren Nachgeschmack hat: »Wer liest das, wer will das, was soll das? Ich bin Pensionär.«

Auf der ersten Tagung 1994, die das Nachkriegsjahr 1945-1949 betrachtete, waren die Ausführungen des Historikers Priv. Doz. Dr. Axel Schildt, Universität Hamburg, als Einstieg in die Thematik gedacht. Dieses Mal am Schluß plazierte, schien der Vortrag zur Sozialkultur und Ideenlandschaft der 50er Jahre eine Art Fazit liefern zu sollen. Die Anmerkungen zum Forschungsgegenstand, mit denen Schildt die vorangegangenen Vorträge in ein Gesamtkonzept zusammenzubringen bemüht war, machten jedoch deutlich, wieviel noch zu tun bleibt. Es wäre gewiß sinnvoll gewesen, das zeithistorische Tableau vorab auszubreiten, um für die vielen weißen Stellen immerhin schon eine Grundierung zu haben. Schildt forderte eine Komparatistik nicht nur zwischen Ost- und Westdeutschland ein, sondern auch den westeuropäischen Vergleich. Er kam der Sozialkultur in den spezifischen Strukturen auf die Spur, die Ideenlandschaft wollte er nicht als einen Überbau, erst recht nicht als Zeitgeist definiert wissen, sondern hielt sich an nachvollziehbare Ermittlungen zu personellen Netzwerken und kulturellen Ideen. Das Tagungsthema fest im Blick, belegte Schildt eine Ungleichzeitigkeit der gesellschaftlichen Zeitgeschichte und der Mediengeschichte. Die deutsche Tüchtigkeit, die für einen raschen Anstieg der Prosperität nach dem Zusammenbruch sorgte, ließ für ein anspruchsvolles Abendprogramm keine aufmerksamen Hörer mehr zu. Der Rückzug in die Privatheit, die Ausgestaltung der privaten Sphäre bezog zwar das Radio mit ein, aber es war die Trivialität des Programms, Musik, allerdings kein Jazz, Hörspiele und Unterhaltung, die das Medium zum Bestandteil des Alltags und der Freizeit machte. Die Abwehr westlicher Sozialisierung, die Besinnung auf abendländische Traditionen und christliche Werte ermöglichte die kulturelle Kontinuität, wie sie im Einzelfall zuvor dargestellt worden war. Die Modernisierung begann in einem konservativen Klima. Es war allerdings nicht der Konservatismus der 20er Jahre, sondern ein konservatives Denken, das der abendländischen Elite verpflichtet war. Die in allen Vorträgen ausgemachten Kontinuitäten werden noch genauer untersucht werden müssen. Die Verklammerung der Geschichte der Öffentlichkeit mit der Bildungsge-

schichte im Medienensemble mag dann Aufschluß geben über dieses Jahrzehnt, in dem das Radio bestimmend war in der Ideenlandschaft.

Es ging auf dieser Tagung vornehmlich um Distribution und weniger um Kommunikation. Im Sinne Brechts darf dann aber bei der Suche nach einer Rahmentheorie auf die Kommunikationsgeschichte verwiesen werden, und das nicht nur, wenn es um Rundfunk geht. Die Forschungsfragen einzelner Disziplinen sind schwerlich zu koordinieren, wohl aber Themen, Methoden und Ergebnisse. Einer Theorie nähert man sich - wie diese Tagung wieder trefflich bewies - am besten mit praktischer Forschungsarbeit.

Sabine Schiller-Lerg, Münster

Nachbemerkung

Daß bei den meisten Tagungen die Vorträge zu lang, die Zeit zur Diskussion - wiewohl immer eingeplant - zu kurz ist, soll nicht kritisiert werden. Nur die Frage sei erlaubt, warum das gute alte Thesenpapier so in Vergessenheit geraten ist, statt dessen immer häufiger ausgearbeitete, schon zum Abdruck vorbereitete Vorträge vorgelesen werden? Warum führt der Umgang mit inzwischen wirklich gebräuchlichen, technischen Mitteln, vom Mikrophon über den Projektor oder die Bandmaschine immer noch zu Komplikationen? Immerhin sorgt er zeitweise für entspannende Heiterkeit und erlöst die Hörschaft kurzfristig aus dem Konzentrationsmarathon.

Klaus von Bismarck (1912 - 1997)

Als er im Dezember 1960 vom Verwaltungsrat des Westdeutschen Rundfunks (WDR) auf Vorschlag der CDU zum Intendanten gewählt wurde, galt Klaus von Bismarck als Übergangsintendant. Der Urgroßneffe des Reichsgründers Otto von Bismarck hat selbst einmal geschrieben, ihn habe die Wahl überrascht, denn »weder konnte ich mich, wie mein Vorgänger Hartmann, auf Erfahrungen in der Verwaltung berufen, noch hatte ich mir als Journalist einen Namen gemacht wie einige andere meiner Amtskollegen.«¹ Von Bismarck bestimmte die Geschichte der größten Rundfunkanstalt dann jedoch 15 Jahre bis 1975, länger als sein Vorgänger und alle seine Nachfolger. Und er wurde ein starker Intendant, wie der amtierende Chef des WDR, Fritz Pleitgen, am 23. Mai 1997 in einem Nachruf in den Hörfunk- und Fernsehprogrammen des WDR formuliert hat. Von Bismarck war am 22. Mai an Herzversagen in Hamburg gestorben.

Im pommerschen Jarchlin, östlich von Nau-gard und nordöstlich von Stargard am 6. März 1912 geboren, wuchs von Bismarck in einer sowohl preußisch wie liberal geprägten, christlich orientierten Familie auf. Wie sein Vater wurde er Landwirt, um einmal die elterlichen Güter Kniephof und Jarchlin zu bewirtschaften. Während des Zweiten Weltkrieges stand der hochdekorierte Reserveoffizier dem Kreis von Pfarrer Dietrich Bonhoeffer nahe, der noch kurz vor der Kapitulation der deutschen Wehrmacht von den Nazis im KZ Flossenbürg ermordet wurde. In seinen Erinnerungen hat von Bismarck berichtet, er habe sich ab 1942 die Frage gestellt, ob er sich nicht dem Kreis der Offiziere des 20. Juli anschließen solle, habe sich dann aber anders entschieden, »weil mir der Ausgang der Rebellion im Nebel zu liegen schien«, und weil er sich den ihm untergebenen Soldaten verpflichtet gefühlt habe. »Mit meiner Antwort muß ich leben, aber die Frage, die sich mir an dem damaligen Scheideweg stellte, habe ich bis heute nicht als überholt abgelegt. Sie blieb mir wie ein Schrittmacher, eingepflanzt von der Geschichte, und hielt mein moralisches und politisches Gewissen bis heute wach.«²

Aus britischer Kriegsgefangenschaft entlassen, wurde von Bismarck zunächst Leiter des Kreisjugendamtes im ostwestfälischen Herford und baute den beispielhaften Jugendhof Vlotho auf, der überkonfessionell und überparteilich zum Mittelpunkt der Jugendarbeit in Nordwestdeutschland wurde. Daran schloß sich die Leitung des Sozialamtes der Evangelischen Kirche von Westfalen in Haus Villigst bei Schwerte an der Ruhr an. Hier kümmerte sich von Bismarck vor allem auch um die soziale Situation der Bergleute. 1953 wählte der Hauptausschuß des Nordwestdeutschen Rundfunks von Bismarck in einer Kampfabstimmung in den Verwaltungsrat. Diese Wahl gab im übrigen den letzten Anstoß, den Entwurf eines Landesrundfunkgesetzes für Nordrhein-Westfalen vorzubereiten, das 1954 zur Gründung des WDR führte.

Früh setzte von Bismarck sich für die Aussöhnung mit dem Osten ein. So akzeptierte er bereits auf dem Evangelischen Kirchentag - dessen Präsidium er mehrere Jahre angehörte - 1954 in Leipzig die Oder-Neiße-Grenze und damit auch den Verlust der elterlichen Güter, die nun in Polen lagen. Damit unterschied er sich deutlich von seinem ein Jahr jüngeren Bruder Philipp, der als Bundestagsabgeordneter der CDU (1969-1989) stets die Politik der Heimatvertriebenenverbände vertreten hat. Mit seinem Verzicht erntete Klaus von Bismarck damals wütende Proteste, blieb seinem Streben nach Aussöhnung aber auch später als Intendant treu.

In seiner Amtszeit als WDR-Intendant wurden die Fernsehstudios in Warschau und Moskau eingerichtet und gleichzeitig die Regionalberichterstattung in Nordrhein-Westfalen intensiviert. In der Zeit des Kalten Krieges war der WDR Vorreiter der Politik auf dem Wege zur Entspannung. Diese Öffnung nach Osten setzte von Bismarck später als Präsident des Goethe-Instituts von 1977 bis 1989 fort, als er oftmals gegen den Wunsch der Bundesregierungen unter Helmut Kohl die Türen nach Osten aufstieß und Dependancen in Bukarest, Warschau und Krakau, Moskau, Belgrad und Zagreb sowie in Budapest, Sofia und Prag einrichtete. Dabei ging es ihm nicht nur darum, die offizielle deutsche Kultur im Ausland zu repräsentieren, sondern auch die kritische, die nichtkonforme, auch wenn das den Regierenden in Bonn, allen voran Helmut Kohl und Franz-Josef Strauß nicht schmeckte. In der ihm eigenen Souveränität hat Klaus von Bismarck das ausgehalten und sich vor seine Mitarbeiter gestellt.

Diese liberale Haltung war schon sein Markenzeichen als WDR-Intendant gewesen. In diesen Jahren wurde nicht nur das Dritte Fernsehprogramm zu einem Vollprogramm ausgebaut, sondern es wurden so kritische Sendungen wie »Monitor« im Fernsehen oder das »Kritische Tagebuch« im Hörfunk eingerichtet, aber auch die »Radiothek«, die später allerdings nach einem Verstoß gegen das WDR-Gesetz wieder gekippt wurde. Ganz neue Radioformen wurden damals entwickelt, vor allem die Magazinsendungen, aber auch »Funkhaus Wallrafplatz« und »Hallo Ü-Wagen« mit Hörerbeteiligung und schließlich die damals noch sogenannten »Gastarbeitersendungen«. Der »Bericht aus Bonn« kam ebenso ins Programm wie der »Weltspiegel« im Deutschen Fernsehen.

Die Studentenrevolte Ende der 60er Jahre forderte auch von Bismarck heraus. Obwohl er anderer Meinung war, hat er den kritischen Studenten die Studios des WDR zur Diskussion geöffnet. Und Ulrike Meinhof konnte - bevor sie in den Untergrund abtauchte - ihr Hörspiel »Bambule« in Köln produzieren. Als ein Redakteur der flüchtigen Meinhof später für eine Nacht Unterkunft gewährte, kam es zu einem öffentlichen Eklat. Von Bismarck widerstand aber der Forderung, diesen Mitarbeiter fristlos zu entlassen. Dieser wurde später vom Vorwurf, einer staatsfeindlichen Organisation geholfen zu haben, freigesprochen.

Nicht nur die Vorfälle um Ulrike Meinhof führten dazu, daß CDU-Gremienmitglieder wie Heinrich Windelen und Josef-Hermann Duffhues den WDR öffentlich »Rotfunk« schimpften. Der parteilose von Bismarck hat sich gegen diese Vorwürfe gewandt und seine Mitarbeiter vertei-

digt. Er leitete die Rundfunkanstalt mit großer Liberalität und Noblesse. Die Liberalität nach innen spiegelte auch eine erste Beteiligungsordnung wieder, die 1973 erlassen wurde und die Mitwirkungsmöglichkeiten der Belegschaft an Entscheidungsprozessen bis hin zur Personalauswahl verbesserte. Schwer getan hat sich Klaus von Bismarck allerdings mit einem Redakteursstatut, das erst nach langen Verhandlungen von ihm unterzeichnet wurde. Bei aller Liberalität sah von Bismarck auch die Gefahr, daß einzelne Redakteure den Rundfunk als ihr Eigentum ansähen, obwohl sie doch nur treuhänderisch für die Bevölkerung tätig seien. »Der Rundfunk gehört weder Parteien noch einzelnen, sondern der Allgemeinheit«, lautete sein immer wiederholtes Credo. Die »äußere Rundfunkfreiheit«, also das Verbot jedweder Zensur, hatte für von Bismarck ihr natürliches Pendant in der »inneren Rundfunkfreiheit«, also der journalistischen Freiheit der Redakteure. Diese aber hatte für von Bismarck ihre notwendigen Grenzen an den Gesetzen, den Menschenrechten und den Rechten des einzelnen. Rundfunk als gesellschaftliches Gut und als Integrationsfaktor der Gesellschaft, das war das Verständnis des pommerschen Landmanns Klaus von Bismarck.

Wolf Bierbach, Köln

¹ Klaus von Bismarck: Ein Rückblick auf zwölf Jahre Intendantentätigkeit. In: Walter Först (Hrsg.): Aus Köln in die Welt. Köln/Berlin 1974, S. 578.

² Klaus von Bismarck: Aufbruch aus Pommern. Erinnerungen und Perspektiven. München/Zürich 1992, S. 157.

Reinhold Vöth (1930 - 1997)

Im Februar war Reinhold Vöth noch zu Gast beim 15. Würzburger Radioabend des Bayerischen Rundfunks (BR), um den 20. Geburtstag des Regionalstudios Mainfranken, das während seiner Intendantenzeit 1977 gegründet worden war, zu feiern und in einer anekdotenreichen Rede die letzten Jahre Revue passieren zu lassen. Daß dieser Auftritt in seiner Heimatstadt Würzburg einer seiner letzten öffentlichen sein würde, konnte niemand ahnen. Unerwartet starb der langjährige Intendant des BR am 30. März 1997, eine Woche nach seinem 67. Geburtstag in der Münchner Universitätsklinik. Todesursache war Herzstillstand nach einem akuten Nierenversagen.

Vöth gestaltete über vier Jahrzehnte das politische, kulturelle und soziale Leben Bayerns mit, als CSU-Landtagsabgeordneter, als Mitglied der Staatsregierung, als Intendant des BR, als Sena-

tor und als Präsident des Bayerischen Roten Kreuzes. 30 Jahre lang, fast die Hälfte seines Lebens, war er dem BR verbunden. 18 Jahre lang, von 1972 bis 1990 - länger als jeder Vorgänger - stand er als Intendant an der Spitze. Seit 1960 war er Mitglied im Rundfunkrat, davon sieben Jahre dessen Vorsitzender. »Die von Reinhold Vöth betriebenen Programmreformen und die Solidität seiner Finanzpolitik prägen den Bayerischen Rundfunk bis heute«, formulierte sein Nachfolger Prof. Albert Scharf in der Trauerrede am 4. April.

Reinhold Vöth, am 23. März 1930 in Würzburg geboren, war Jurist. Von 1949 bis 1953 studierte er in Würzburg Rechts- und Staatswissenschaften. Seine Berufskarriere begann 1956 in der bayerischen Staatsverwaltung, als Justitiar in der Würzburger Wohnungsbaugenossenschaft. Es folgte ein Jahr als Assessor in der Versicherungskammer in München. Weitere Stationen ab 1960 waren das Versorgungsamt Würzburg, das Landesversorgungsamt München und schließlich 1970 das Bayerische Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung (als Staatssekretär). Daneben betätigte er sich politisch, trat mit 20 Jahren in die CSU ein und wurde 1958 in seiner Heimatstadt Würzburg als jüngster Abgeordneter - mit 28 Jahren - für die CSU direkt in den Bayerischen Landtag gewählt. Hier profilierte er sich von 1964 bis 1970 als Vorsitzender des Kulturpolitischen Ausschusses und von 1968 bis 1970 als stellvertretender Vorsitzender der CSU-Landtagsfraktion.

In seiner Eigenschaft als Landtagsabgeordneter und Vorsitzender des Kulturpolitischen Ausschusses konnte Vöth sich auch intensiv mit dem BR befassen. 1960 kam er in den Rundfunkrat des BR, eher gegen seinen Willen, wie er sich in einem Interview erinnerte: »Mehr durch Zufall bin ich dann zum Bayerischen Rundfunk. Bei der Novellierung des Rundfunkgesetzes im Jahre 1959 mußte ich eigentlich gegen meinen Willen in einen von der CSU-Fraktion gebildeten Unterausschuß, weil der damalige Fraktionsvorsitzende Franz Heubl der Meinung war, es müsse ja wenigstens ein Jurist dabei sein und nicht nur Rundfunkpolitiker.«

Vöth, der bis dato noch »keine Ahnung von der Rundfunkmaterie« hatte, arbeitete sich ein, vor allem in die Vorstellung eines staatsfreien unabhängigen Rundfunks. Dieser »Einstieg« über die juristisch-politische Schiene prägte bis zum Ende sein Rundfunkverständnis. Noch bei seiner Rede im Regionalstudio Mainfranken im Februar 1997 sprach Vöth deutliche Worte über die private Medienszene und bekannte sich vehement zum öffentlich-rechtlichen Rundfunksystem, wie er es zeit seines Lebens getan hatte. Den Ausdruck »duales System« bezeichnete er

als »Etikettenschwindel«, da es sich um konkurrierende Systeme handele. Auch das Ziel, inhaltliche Vielfalt durch innovative Programme zu schaffen, werde nicht erreicht.

Am 25. März 1965 wählte der Rundfunkrat den damals 35jährigen CSU-Landtagsabgeordneten Vöth zum neuen Vorsitzenden, nachdem sein Vorgänger Max Zillibiller aus gesundheitlichen Gründen verzichtet hatte. Der neue Rundfunkratsvorsitzende konnte allerdings erst im vierten Wahlgang nach einer Kampfabstimmung ermittelt werden. Vöth erhielt die einfache Mehrheit von 21 Stimmen, während sein Gegenkandidat Ernst Müller-Meinigen mit 19 Stimmen knapp unterlag. Die Wahl Vöths galt als geschickter Schachzug des CSU-Fraktionsvorsitzenden Dr. Ludwig Huber. Der Wahlausgang wurde als ein Erfolg der CSU gewertet. Der Münchner Merkur schrieb am 26. März 1965: »Durch Vöth, dessen Wahl vor allem Kultusminister Huber, selbst Rundfunkrat, wünschte, behält das mehr bürgerlich-konservative Lager nach dem Verzicht des verdienten Max Zillibiller weiter die Führung im Rundfunkrat. Indes ist zu erwarten, daß Vöth, 35, agiler Franke und Jurist aus Würzburg, von seiner Stellung energischeren Gebrauch machen dürfte als der bedächtige Allgäuer Zillibiller.«

Als Christian Wallenreiter, seit 1960 Intendant des BR, sich im Jahr 1972 nicht mehr zur Wiederwahl stellte, wählte der Rundfunkrat am 11. November 1971 seinen langjährigen Vorsitzenden zum neuen Intendanten. Reinhold Vöth, der einzige Kandidat, erhielt die klare Mehrheit (32 Ja-Stimmen, 3-Nein-Stimmen, 2 Enthaltungen). Bevor er seine erste Amtsperiode am 1. Oktober 1972 antrat, legte er alle politischen Ämter nieder. Vöth war, wie sein Vorgänger Christian Wallenreiter, ein Verfechter des öffentlich-rechtlichen Rundfunksystems. Das Schlagwort »Ein freier Rundfunk in einer freien Gesellschaft« hatte Christian Wallenreiter geprägt. Reinhold Vöth verfolgte die Linie weiter. Gleich bei seiner Antrittsrede am 29. September 1972 legte er sich und seine Mitarbeiter auf die Idee des öffentlich-rechtlichen Rundfunks fest: »Es geht hier bei dieser gemeinsamen Aufgabe darum, den Auftrag des Rundfunkgesetzes zu erfüllen und darüber hinaus den Bayerischen Rundfunk als einen freien Funk in einer freien Gesellschaft zu erhalten. Dabei wird es für die Zukunft eine Aufgabe sein, den Freiheitsraum des Programmgestalters im Programm zu wahren und im Institutionellen sorgsam abzusichern. Andererseits geht es auch darum, das Freiheitsrecht des Einzelnen auf Zugang und Zugriff zu Informationen und Darbietungen aller Art zu gewährleisten (...) Der Bayerische Rundfunk ist kein

Selbstzweck; er ist vielmehr eine freie Institution einer freien Gesellschaft.«

In der Politik hatte Vöth Karriere machen wollen. 1968 bewarb er sich in seiner Heimatstadt Würzburg für die CSU als Oberbürgermeister, doch er bekam 326 Stimmen zuwenig. Ein Grund mehr, das Amt des Rundfunkchefs in Bayern anzunehmen? In der Sendung »Funk intern« antwortete Vöth im Oktober 1972 auf die Frage, warum er für die eher schwierige Aufgabe eines Intendanten auf seine politische Karriere verzichtet habe: »Es ist sicher richtig, daß die Aufgabe eines Intendanten in der heutigen Zeit schwierig ist. Auf der anderen Seite meine ich, daß diese Aufgabe einen Menschen erfüllen kann und daß es wichtig ist, gerade auch im Sinne einer freiheitlichen Demokratie, sich hier zur Verfügung zu stellen.«

Vöth übernahm den Intendantenposten in medienpolitisch turbulenter Zeit. 1972 wollte die CSU das Rundfunkgesetz novellieren und die Zahl der Rundfunkratsmitglieder erhöhen. Im Landtag drückte die CSU gegen die Stimme von Vöth - der auch später in vielen Situationen bewies, daß ihm die Unabhängigkeit des BR wichtiger war als seine politischen Freunde - das Gesetz durch. Nach der Ablehnung durch den Bayerischen Senat initiierten SPD und Gewerkschaften ein »Volksbegehren Rundfunkfreiheit«. Im Juli 1973 wurde aufgrund eines Volksentscheids die bayerische Verfassung um den Artikel 111a erweitert, der eine öffentlich-rechtliche Trägerschaft für Hörfunk und Fernsehen festlegte und bestimmte, daß Staatsregierung, Landtag und Senat nicht mehr als ein Drittel der Rundfunkratsmitglieder stellen dürfen.

Insgesamt fünf Mal hintereinander wurde Vöth - in einer Pressemitteilung als »alter Hase des öffentlich-rechtlichen Rundfunks« bezeichnet - vom Rundfunkrat in seinem Amt bestätigt. Bei den Wahlen 1971 und 1975 fand er breite Zustimmung. 1980 geriet sein Chefsessel kurz ins Wanken, da im Vorfeld Kritik an seiner Amtsführung aus den Reihen seiner eigenen Partei laut geworden war, wobei Ministerpräsident Franz-Josef Strauß und CSU-Generalsekretär Edmund Stoiber zu Vöths Kritikern zählten. Umstritten war vor allem sein vehementes Eintreten für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk und den Ausbau des Bayerischen Fernsehens zum Vollprogramm im Januar 1978. Der Rundfunkrat hatte 1979 die Verabschiedung des Haushalts verzögert und auf diesem Wege erhebliche Korrekturen am Programmkonzept erzwungen. Doch der »Eklat fand nicht statt«, wie die Süddeutsche Zeitung (SZ) damals schrieb, und Vöth blieb Intendant.

1988 wählte der Rundfunkrat Vöth wiederum für vier Jahre. Doch zum 31. März 1990 legte er

aus gesundheitlichen Gründen überraschend sein Amt nieder. Seine Ärzte hatten ihm dazu geraten. Allerdings bedeutete der Abschied vom Rundfunk noch lange keinen Ruhestand. 1991 trat er beim Bayerischen Roten Kreuz (BRK) mit viel Engagement das Amt des Präsidenten an. Diese Arbeit wurde für Reinhold Vöth zu seiner zweiten Lebensaufgabe.

In die Ära Vöth fiel ein ganz wesentlicher Umbruch in der Medienlandschaft. Aus dem Monopol des öffentlich-rechtlichen Rundfunks wurde eine Wettbewerbssituation durch die Etablierung privater Rundfunkanbieter. Nach dem Volksentscheid von 1973 war privater Rundfunk in Bayern unter öffentlich-rechtlicher Kontrolle gesetzlich zugelassen. Mitte der 80er Jahre wurden neue Rundfunkangebote in sogenannten »Kabelpilotprojekten« (in Ludwigshafen, München, Dortmund und Berlin) erstmals erprobt. Seit 1985 lizenziert die Bayerische Landeszentrale für Neue Medien den Privatfunk in Bayern. Vöth war von Anfang an dagegen, wie er in seinen Reden immer wieder betonte: »Ich bin gegen kommerzielle Funk- und Fernsehanstalten. Ich glaube, und das ist meine tiefste Überzeugung, daß nur eine öffentlich-rechtliche Anstalt ein von Parteien, Haß und Gunst unverzerrtes und von wirtschaftlichen Interessen unmanipuliertes Programm bieten kann.« Dennoch beteiligte sich der BR am Münchner Kabelpilotprojekt, das von April 1984 bis Ende 1985 lief, wenn auch in der für Vöth typischen »aufgeschlossen-zurückhaltenden« Manier.

BR-intern gehörten neben dem Ausbau des Bayerischen Fernsehens zum Vollprogramm (1978) die Einführung der vierten Hörfunkwelle »Bayern 4 Klassik« (1980) und die Erweiterung des Regionalprogramms auf »6 x Bayern« (von 1973 bis 1979) zu den wichtigsten Veränderungen seiner Intendantenzeit. Besonders am Herzen lag dem Franken Vöth der Ausbau des Studios Nürnberg zu einem Landesstudio Franken. Bereits 1974 wurde die Fernsehredaktion in Nürnberg gegründet. Doch die Umbenennung in »Studio Franken« erfolgte erst im Mai 1990 - kurz nach Vöths Ausscheiden. Darüber hinaus war seine Amtszeit geprägt von einem fünfjährigen Ringen um eine neue Gebührenerhöhung, die zum 1. Juli 1983 endlich durchgesetzt wurde.

Vöth hatte zudem von Anfang 1980 bis Ende 1983 den ARD-Vorsitz inne. Abweichend von der ARD-Satzung, die eine einmalige Wiederwahl vorsieht, wurde Vöth viermal mit der Geschäftsführung beauftragt. Intendant Hans Bausch vom Süddeutschen Rundfunk hatte zuletzt den Wahlvorschlag bei der Hauptversammlung eingebracht, um eine verstärkte Kontinuität in der Leitung der ARD im Hinblick auf die damalige medienpolitische Situation zu gewährleisten.

Vöth wurde zu einer Instanz in der ARD. Viele Jahre verantwortete er das wichtige Gebiet des Finanzausgleichs zwischen den Rundfunkanstalten der ARD und führte die Verhandlungen um Sportübertragungsrechte. Und er hat in schwierigen Zeiten »diesen ungeheuer komplizierten Haufen« zusammengehalten, so Karl Otto Saur, der als Chef der SZ-Medienseite Reinhold Vöth fast während seiner gesamten Intendantenzeit kritisch begleitete.

Trotz des klaren Bekenntnisses zur ARD - auch hier nicht immer im Einklang mit der Bayerischen Staatsregierung, welche den BR lieber außerhalb als innerhalb der ARD sah - war Vöth immer auch Föderalist und nahm sich föderale Freiheiten heraus: »Es muß möglich sein, es war in der Vergangenheit möglich, es muß auch in der Zukunft möglich sein, daß immer dann, wenn eine Situation sich ergibt, wo der verantwortliche Programmdirektor oder Intendant glaubt, die Verantwortung für eine Sendung eines anderen Senders, die er aber ausstrahlt im Bayerischen Rundfunk, nicht tragen zu können, eine Verantwortung, die er ja kraft Gesetz trägt, daß er dann diese Sendung absetzt.« Dreimal blendete sich der BR aus dem laufenden Gemeinschaftsprogramm aus. Zum Beispiel 1982, als Reinhold Vöth eine »Scheibenwischer«-Sendung zum Thema Rhein-Main-Donau-Kanal beanstandete, noch bevor Beschwerden von außen vorlagen. Seiner Meinung nach verletzte die Sendung die »Regeln einer sach- und formgerechten Darstellung und des publizistischen Anstandes«.

Vöth vertrat seine Meinung ebenso vehement wie er sein Haus und seine Mitarbeiter/innen gegen Angriffe von außen verteidigte, was viele offene Briefe und Stellungnahmen im Archiv belegen. Das Amt des Intendanten hat er einmal folgendermaßen beschrieben: »Es besteht zur Hälfte aus Ärger, zu einem Sechstel aus Administration, zu einem weiteren Sechstel aus politischer Auseinandersetzung und schließlich zu einem Sechstel aus der eigentlichen Aufgabe, nämlich das Programm anzuregen, zu gestalten und dafür verantwortlich zu sein.« Reinhold Vöth war nie ein CSU-Intendant, schreibt die SZ in ihrem Nachruf. Vöth opponierte oft gegen die eigene Partei, legte sich im Rundfunkrat mit Edmund Stoiber an. Doch den typischen Programm-Intendanten, wie beispielsweise sein Kollege Hans Bausch vom SDR, verkörperte er auch nicht. So war in der Presse zu lesen und von Kollegen zu hören, daß ihm detailliertes Interesse für das Programm oder die Kraft und Lust zu inhaltlichen Impulsen gefehlt habe. Er selbst verstand sich eher als »Verwaltungsintendant«. Schwächen wurden ihm auch in der Personalpolitik angekreidet. Dem CSU-Einfluß im Rundfunkrat habe er sich zu wenig entgegen-

gestellt. Zwar war die CSU unter »allen Konfektionsgrößen immer noch die passendste«, doch bestand er darauf, »ein eigenwillig denkendes Parteimitglied« zu sein. Vöths eigene Überlegungen zur Rundfunkpolitik und vor allem seine ablehnende Haltung gegenüber den privaten Rundfunkanbietern brachten ihn weit vom offiziellen CSU-Kurs ab. Aber mit seinem liberalen Konservatismus eckte er auch bei Sozialdemokraten und Liberalen an, nicht nur, wenn er eine Live-Sendung der »Münchner Lach- und Schießgesellschaft« wegen »mangelnder Qualität« absetzen ließ.

Bei der Personalbesetzung konnte Vöth seine Vorstellungen von leitenden Mitarbeitern nicht immer durchsetzen und mußte sich, zum Beispiel 1987, den Vorschlägen des Rundfunkratsmitglieds Edmund Stoiber - wie sie in einem öffentlich bekannt gewordenen Brief vorlagen - beugen. Wenig glücklich verlief die Personalangelegenheit mit Franz Schönhuber. Vöth hatte den einst nach links tendierenden Journalisten selbst ins Haus geholt und ihn bis zum Vize-Chefredakteur aufsteigen lassen. Als der Skandal um Schönhubers Buch »Ich war dabei« eskalierte, kündigte Vöth ihm aber fristlos. Der Konflikt im Hause und in der Öffentlichkeit habe das Ansehen des BR in der Öffentlichkeit schwer geschädigt, hieß es in der Presseerklärung von 1982. Das Vertrauensverhältnis sei »unheilbar« gebrochen.

Generell aber fallen die Beurteilungen Reinhold Vöths als Intendant, ARD-Vorsitzender und als Mensch bei Kollegen, Gegnern und Freunden überraschend positiv aus. Aus vielen Mosaiksteinen läßt sich das Porträt einer vielschichtigen Persönlichkeit zusammensetzen: streitbar, couragiert, parteilich, aber die Interessen anderer akzeptierend, geistreich, wußte immer Auswege, nie verlegen, reagierte schnell, energisch, offen und ehrlich, durchsetzungsstark, kompromißbereit, pragmatisch, humorvoll, menschlich, sehr sozial, sehr christlich, er haßte Unaufrichtigkeit, Intrigen, Lügen, ein Mann der Integration und des Ausgleichs, ein Konservativer, wie er sein sollte, ein fränkisches Temperament.

Vöth genoß nicht nur bei den Mitarbeitern, sondern auch im Kollegen- und Politikerkreis hohes Ansehen. »Er ist ein Mann von außergewöhnlichem Format und seit Rudolf von Scholtz der erste Intendant, der enge Beziehungen zu seinem Haus und zu seinen Mitarbeitern hat«, urteilte ein langjähriger BR-Redakteur. Als Intendant war er Ansprechpartner für alle, bei Fahrern, Kameraleuten, Redakteur/innen gleichermaßen beliebt. Ein Intendant, der gerne auch einmal (und öfter) zur Gitarre griff, Volkslieder sang und damit seine Liebe zur Volksmusik demonstrierte. Ein gemütlicher und überzeugter

Franke. Ein »fränkisch Herz in Altbaiern« sei er. Obwohl er die meiste Zeit seines Lebens außerhalb der fränkischen Grenzen verbracht habe - Vöth wohnte im oberbayerischen Murnau - sei er mit seinem Wesen immer Franke geblieben.

Sein Nachfolger Prof. Albert Scharf setzt seit 1990 das Lebenswerk Reinhold Vöths fort. In seiner Grabrede in Murnau am 4. April 1997 faßte Scharf noch einmal zusammen, was seinen Vorgänger vor allem auszeichnete: »eine unverrückbare, unverbiegbare Haltung im Grundsätzlichen, ein untrügliches Gespür für das Wesentliche, aber auch ein aus reicher menschlicher und politischer Erfahrung gereiftes kluges Wissen um die Kunst des Möglichen, um das Gewicht des Details, zumal wenn es um das Schicksal von Menschen ging, eine christliche Verantwortung für das Soziale und Humane in der Gesellschaft.«

Bettina Hasselbring, München

David Berger (1915-1997)

Der langjährige Vertreter des ARD-Hörfunks in den Vereinigten Staaten, David Berger, ist am 2. Februar 1997 im Alter von 81 Jahren in New York gestorben. David Berger war gebürtiger Berliner. Er emigrierte 1939 in die Vereinigten Staaten und kehrte nach Beendigung des Krieges in amerikanischer Uniform nach Deutschland zurück, um im Auftrag des US-Außenministeriums den Aufbau demokratisch organisierter Rundfunkstationen in der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands mitzugestalten. In späteren Jahren arbeitete Berger als Kommentator des politischen und kulturellen Geschehens für die »Stimme Amerikas«. Sein Ziel war es dabei, dem amerikanischen Radiopublikum der 50er und 60er Jahre das Bild des neuen demokratischen Deutschlands zu vermitteln. Seinem neuen Heimatland galt seine Botschaft, die amerikanischen Public Stations wurden sein Medium.

Der Vermittlung vor allem der europäischen Musik mit Hilfe der von ARD-Rundfunkanstalten neu produzierten Aufnahmen diente die von Berger begründete und redaktionell mehr als 30 Jahre betreute Sendereihe »Music from Germany«. Mit diesem Programm - von den Schwetzingen Festspielen bis zu den Tagen Neuer Musik aus Donaueschingen - erhielt Berger eine für amerikanische Verhältnisse erstaunlich hohe Hörerresonanz. Über 70 amerikanische Rundfunkstationen übernahmen und verbreiteten nach und nach die (kostenfreien) Angebote dieser Sendereihe. Selten aufgeführte Werke früherer Epochen und Neuentdeckungen aus allen

musikalischen Gattungen bestimmten ihren Inhalt. David Berger gelang es dabei, seinen eigenen Qualitätsanspruch mit einem sicheren Gefühl für Publikumswirkung zu verbinden. Für Anregungen und Hinweise hatte er stets ein offenes Ohr. »Music from Germany« wurde von den ARD-Rundfunkanstalten unter Federführung des Süddeutschen Rundfunks (SDR) kostenlos mit Kopien versorgt und vom Auswärtigen Amt finanziell gefördert. David Bergers journalistischem und musikalischem Wissen verdankte diese Sendereihe wesentliche Anregungen. Ihm oblag dabei sowohl Auswahl und Zusammenstellung der Werke als auch die Herstellung der von ihm selbst gesprochenen Kommentare. Auch »Germany today«, eine weitere Rundfunksendereihe David Bergers, die in den USA vor allem von den universitären Rundfunkstationen übernommen wurde, war überaus erfolgreich.

Der SDR wurde zum jährlich besuchten deutschen »Heimatsender« für David Berger. In ihm besaß die Rundfunkanstalt einen kompetenten Gesprächspartner, der uns über die Kulturszene in den USA ständig auf dem laufenden hielt. Neben seinen redaktionellen Aufgaben übernahm er für den SDR bereitwillig auch eine Fülle von Recherchewünschen in den USA (weltweite Datenbanken für Archiv- und Rechercheaufgaben waren noch nicht verfügbar, und das »world wide web« stand noch in den Sternen). Auch das Anknüpfen vielfältiger Kontakte innerhalb der USA übernahm er gern und mit Erfolg.

David Berger beeindruckte stets durch seinen weltoffenen und intellektuell anspruchsvollen, nachfragenden Arbeitsstil und zugleich durch Hilfsbereitschaft und persönlichen Charme. Der Rundfunk in Deutschland ist David Berger zu Dank verpflichtet.

Ulf Scharlau, Stuttgart

Reinhard Schneider (1922 - 1997)

Reinhard Schneider, Sprecher der Fachgruppe Technik im Studienkreis Rundfunk und Geschichte von 1985 bis 1987 und Mitglied des Vereins seit 1973, ist am 27. März 1997 in München gestorben. Schneider war lange Jahre Leiter der Abteilung »Technische Information« in der Technischen Direktion des Bayerischen Rundfunks. Geboren am 16. September 1922, begann er nach einem Studium der Physik seine Rundfunkstätigkeit noch bei Radio München. In den frühen 50er Jahren baute er dann die genannte Abteilung auf, bei der sich nicht nur die Hörer, sondern auch der Fachhandel und die Fachpresse Ratschläge in allen rundfunktechnischen Fragen holen konnten. Das war damals

bei der Einführung des UKW-Rundfunks und wenig später des Fernsehens ebenso wichtig wie heute angesichts neuer technischer Entwicklungen in Richtung Multimedia. Schon in den 60er Jahren war er in (rundfunk-)technikgeschichtlichen Aktivitäten seines Hauses beim Deutschen Museum und beim Rundfunkmuseum in Berlin involviert. Von 1980 bis 1985 war er mit dem Vorsitz der ARD/ZDF-Arbeitsgruppe »Geschichte der Rundfunktechnik« betraut, den er mit seinem Eintritt in den Ruhestand am Jahresbeginn 1985 aufgab. Zahlreiche Publikationen vor allem in Zeitschriften und Fachkorrespondenzen stammen aus seiner Feder, größere Veröffentlichungen waren »Die Widerstand-Kondensator-Schaltung« (1953 und sechs weitere Auflagen), die »Sendertabelle« (1957 und zehn weitere Auflagen) sowie das Standardwerk »UKW-Story« (1989).

EL

Kamerastile im aktuellen Kino Eine Tagung in Marburg

»Der Mann am Objektiv ist das Herz der Fabrik«, schrieb Max Mack 1916 in einer ebenso ironischen wie liebevollen Würdigung des Anteils der Kameraarbeit am Produkt Film. Ein längeres Zitat aus Macks Polemik zu Macht, Verantwortung und Manipulationsvermögen des Kameramanns diente Heinz-B. Heller in seiner Begrüßungsrede als Auftakt für den retrospektiv-historisierenden Blick auf einen Aspekt, der bei der wissenschaftlichen Aneignung des Films weitgehend ausgeschlossen und auch dem Zuschauer in der Regel verborgen bleibt. Die Marburger Tagung des Faches Medienwissenschaft der Philipps-Universität Marburg, des Bundesverbandes Kamera (BVK) und der Gesellschaft für Film- und Fernsehwissenschaft (GFF) am 8./9. März 1997 zu Kamerastilen im aktuellen Kino sollte diesem Mißstand Abhilfe schaffen und das Bewußtsein auf seiten der Filmwissenschaft für die Schlüsselposition der Kameraleute im filmischen Produktionsprozeß sensibilisieren. Und sie sollte den in Scharen angereisten Kameraleuten, Regie-Assistenten und Beleuchtern eine Ahnung davon vermitteln, wie die Medienwissenschaft deren Produkte perspektiviert. Da mit Jost Vacano (»Das Boot«, »Die unendliche Geschichte«, »Total Recall«) und Robby Müller (»Alice in den Städten«, »Dead Man«, »Breaking the Waves«) zwei echte Stars der Kamera-Szene anwesend waren, glich die Veranstaltung eher einem Festival der Kameraleute als einem wissenschaftlichen Symposium. Auch zeigte sich im

Verlauf der Tagung, daß die Sichtweisen von Wissenschaftlern und Praktikern auf den Gegenstand Film in einigen Punkten inkompatibel sind, daß aber zumindest die Praktiker mit einer Perspektive konfrontiert wurden, die viele von ihnen so nicht gekannt zu haben schienen und die sie höchst interessiert zur Kenntnis nahmen. Ein wesentlicher Dissens, der gelegentlich die Verständigung erschwerte, aber auch die Diskussion anheizte, bestand in den unterschiedlichen Auffassungen darüber, was in die Bilder zum Zeitpunkt ihrer technischen Realisation an Bedeutung bewußt hineingelegt wurde und welche ästhetischen Potentiale andererseits tatsächlich in ihnen verborgen sind.

Wie bereits erwähnt: Für viele der Praktiker - das zeigten sowohl die Diskussionen als auch zahlreiche angeregte Pausengespräche - stellte die Tagung eine echte Bereicherung dar. Die Ausführungen der Kameramänner (es waren ausschließlich Kameramänner, die referierten) widmeten sich - mit einer Ausnahme - weitgehend dem technisch-praktischen Produktionsprozeß und den diesem vorausgehenden Überlegungen: Benedict Neuenfels (»Bis ans Ende der Welt« [2. Kamera], »Die fliegenden Kinder«, »Frau Bu lacht« [Tatort]) sprach über die Verbindung von Beobachtung, Analyse und Intuition, die am Beginn der visuellen Interpretation einer Situation stehen müßten. Stilbildung erfordere die Kenntnis vorhandener Stilelemente und die Reflexion stilistischer Möglichkeiten; zudem betonte er, daß der Kameramann bereits bei der Aufnahme weitere mögliche ästhetische Eingriffe und Parameter - Montage, Dialog, Musik, Erzählperspektive etc. - mitberücksichtigen müsse. Zum Schluß übte Neuenfels noch herbe Kritik an den Forderungen der Privatsender nach einem einheitlichen »Look«, die die kreative Arbeit der Kameraleute erheblich einschränkten.

Robby Müllers Beitrag fiel - wohl aus Mangel eines Manuskripts - zugunsten eines Gesprächs mit dem Kameramann ganz aus. Jost Vacano verglich in einem improvisierten Vortrag detailliert deutsche und US-amerikanische Produktionsbedingungen - vor allem unter technischen und ökonomischen Gesichtspunkten. Auch wenn er seine Einschätzung, filmische Ästhetik sei zum allergrößten Teil das Resultat praktischer und finanzieller Prämissen, in der Abschlußdiskussion relativierte, so ist doch offensichtlich, daß eine solche Sichtweise für die analytische Auseinandersetzung mit dem Gegenstand letztlich unbrauchbar ist; denn Filmwissenschaft orientiert sich nun mal in erster Linie am fertigen Produkt, hinter dem der Herstellungsprozeß - zu Recht oder Unrecht - verschwindet. Andererseits sind die interessantesten Filme zugleich jene,

die ihr Medium und dessen Darstellungskonventionen selbst einem Reflexionsprozeß unterziehen. Unter diesem Blickwinkel kann es als ausgesprochener Glücksgriff gewertet werden, daß »Breaking the Waves« (Lars von Trier) der Tagung als ästhetisches Gravitationsfeld diene (zwei der sieben Vorträge sowie das Gespräch mit Robby Müller widmeten sich diesem Film, der am Samstagabend auch in einem Marburger Kino aufgeführt wurde).

Es erstaunt schon, daß Ansätze zu einer Problematisierung des Bildbegriffs - am Beispiel eben von »Breaking the Waves« - ausgerechnet von einem Praktiker, dem Kameramann und Geschäftsführer des BVK, Michael Gööck, geleistet wurden. Die Erwähnung der Selbstverständlichkeit nämlich, daß Photographie und Film nicht Abbildung von »Wirklichkeit« sind, sondern mögliche Perspektiven auf und Interpretationen von bestimmten Aspekten der Realität offerieren, schien angesichts der - häufig technisch und emotional bestimmten - Diskussionen durchaus angebracht; auch, daß der Film ein Zeichensystem ist, daß Bilder willkürlich und intentional sind und folglich nicht als Wiedergabe einer - wie immer definierten - »Wirklichkeit« behandelt werden können. In Anlehnung an Kracauer, Barthes und Flusser entwarf Gööck eine fragmentarische semiotische Skizze, die zweierlei zeigen sollte: zum einen die Präfiguration der Wahrnehmung durch die konventionalisierte Rezeption (und Darstellung) visueller Zeichen, zum anderen die Determination des Bildermachens selbst durch die den Bildapparaten eingeschriebenen technischen Codes. Das Bild des Photographen oder Kameramanns zeigt also eine sowohl technisch-apparativ als auch durch die subjektive Perspektive determinierte Sicht auf die Welt. Gegen diesen manipulativen (und nicht selten eben ideologischen) Mechanismus wende sich »Breaking the Waves«, indem der Film sich einer Methode des kalkulierten Zufalls bediene und das Korpumpierungsniveau der Bilder etwa nach Art des Hollywood-Mainstreams gezielt unterschreite: Gegen die perfekte Illusion setze er »professionellen Dilettantismus« (eine Vokabel aus dem Auditorium), indem er die Kontrollinstanz der Kamera teilweise außer Kraft setze (unkontrollierte, »verwackelte« Kamera, Unschärfen, »falsche« Kadrage etc.). Da vieles in »Breaking the Waves« nur ein einziges Mal gedreht und der Kameramann auf Anweisung des Regisseurs von den Proben ausdrücklich ausgeschlossen wurde, habe von Trier das Zufällige, nicht Geplante, Randständige integriert und das Spiel der Schauspieler zu einer Intensität und Unmittelbarkeit gesteigert, die »Authentisches« aufscheinen lasse. (Diese fragwürdige Kategorie ist fester Bestandteil medienwissenschaftlicher Re-

flexion und Gegenstand vieler Symposien und Publikationen vor allem zum Dokumentarfilm; es ist dem Referenten angesichts des zeitlichen und thematischen Rahmens nachzusehen, daß er sie nicht eigens problematisierte und metaphorisch als Gegenpol zu Strategien der perfekten Illusionierung verstanden wissen wollte.)

Zugleich führte Gööck eine Differenzierung ein, die, wie ich finde, der wissenschaftlichen und praktischen Seite zur beiderseitigen Verständigung sehr nützlich sein kann; gegen die Vokabel des »Stils« setzte er die wesentlich stärker objektivierbare der »Methode«. Denn dem Stil haftet als unsichtbares Präfix immer das Attribut des Individuellen, Originären und Originellen an, das man in der Regel dem Regisseur resp. Autor zuzuschreiben gewohnt ist, und das zunächst mit Recht: »Down by Law« trägt ebenso sehr die unverwechselbare Handschrift Jim Jarmuschs, wie »Breaking the Waves« diejenige Lars von Triers und »Alice in den Städten« diejenige Wim Wenders, auch wenn alle drei von Robby Müller - mit drei verschiedenen Methoden - photographiert wurden. Andererseits ist der Kameramann alles andere als austauschbar, er ist, wie Vaccano mehrfach bekräftigte, der erste, der das Bild so zu Gesicht bekommt, wie es auf der Leinwand erscheinen wird und insofern die primäre qualitative Kontrollinstanz des Sichtbaren.

Vieles über den arbeitsteiligen Prozeß während der Dreharbeiten war von den Kameraleuten zu erfahren, mit dem mageren Erkenntnisgewinn, daß der Anteil der Kameraleute am Film nicht verallgemeinerbar ist und regional wie individuell stark differiert. Für die Medienwissenschaft stellen sich daher zwei Fragen: 1. Ist dieser schwer zu spezifizierende Anteil der Kameraarbeit am fertigen Film eine relevante Analyse-kategorie, und - daraus folgend - 2. Wie läßt sich - unter Berücksichtigung der am fertigen Produkt schwer nachweisbaren Arbeitsteilung - der Moment der Belichtung (denn um nichts anderes handelt es sich ja) konzeptualisieren?

Diese spezifischen Fragestellungen rücken bei einer Tagung, die sich den »Kamerastilen im aktuellen Kino« widmet, automatisch in den Fokus der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit, und es ist interessant, ob und wie die Referenten in ihren Vorträgen hierauf reagierten. Karl Prümm, verantwortlich für Planung und Konzeption der Veranstaltung, plädierte für eine Lektüre, die filmische Bildwelten ins Zentrum der Analyse stellt, ohne eine auf die Kameraarbeit gemünzte »Politique des Auteurs« betreiben zu wollen. Das Konstruktive des Stilbegriffs sieht er - der potentiellen Gefahr der Beliebigkeit bewußt - in seiner interdisziplinären Zugriffsmöglichkeit: Ein Bild - auch ein Filmbild - entsteht nicht aus dem

Nichts, sondern muß in seinem historischen Kontext und vor dem Hintergrund eines tradierten visuellen Vokabulars gelesen werden (oder, wie Gilles Deleuze allgemeiner formulierte: »Es gibt kein Kunstwerk, das nicht seine Fortsetzung oder seinen Ursprung in anderen Künsten hat«). Anhand einiger Filme des Kameramanns Eugen Schüfftan entwickelte Prümm dann vier Ebenen von dessen filmischer Stilbildung, die die Anverwandlung und Reflexion sowohl photographischer als auch genuin filmischer Bildstrategien erkennen lassen: die an Ruttmanns Stadtbildern orientierte Kadrage, die das Periphere, Zufällige betone, der dokumentarische Gestus der Kamera, der sich in der Distanz zu den Protagonisten äußere, das spezifische Interesse an geometrisch durchgestalteten, quasi-photographischen Bildtableaus und die expressive Komposition der Oberfläche aus Licht und Schatten, die das Interesse an Stilisierung über jenes an »reinem« Abbild-Dokumentarismus stelle. Anschließend bezog Prümm diese destillierten Stilmerkmale auf aktuelle Arbeiten Gernot Rols, die sich in Bildausleuchtung, Kadrage und Raumin szenierung an jenen Schüfftans orientierten. Während einige Kameraleute einwandten, daß ihre Bildkompositionen instinktiv und assoziativ entstünden und eine Reflexion historischer Mittel im Grunde die Ausnahme sei, zielte Prümms Analyse - völlig zurecht - gerade auf die Eigendynamik bildgebender Traditionen. Hatte Benedict Neuenfels aus der Sicht des Praktikers ganz ähnlich argumentiert, so zeigte sich Jost Vacano amüsiert über die vermeintlich wissenschaftlich oktroyierten Inhalte und betonte stattdessen ein weiteres Mal die technisch-ökonomischen Determinanten bei der Bildfindung und -realisation.

Norbert Grobs Vortrag im Stil einer monumentalen Filmkritik widmete sich dem Œuvre des - auf der Tagung ebenfalls anwesenden - Kameramanns Axel Block. Schillernd und blumig referierte er Blocks bio-filmographische Vita, angereichert mit raumgreifenden und nicht immer einsichtigen Zitaten von Balazs über Bazin bis hin zu Jean Marie Peters und attestierte der Kamera dieses »Fanatikens der Füße« die »Kontrastierung alles Thesenhaften«, einen »breitströmenden Bilderfluß« (Grob) und anderes mehr. Grob wies hin auf die Funktion der Kamera als wahrnehmungskonstituierende Instanz und schlug eine zwar pragmatische, jedoch auch einengende Spezifizierung des Stilbegriffs hinsichtlich der Filmgeschichte vor: Nicht an der globalen, kulturgeschichtlichen Epochenbildung, sondern an filmgeschichtlichen (von Filmhistorikern und -kritikern abstrahierten) Kategorien wie Neorealismus, Nouvelle Vague oder Free Cinema solle sich der kinematogra-

phische Stilbegriff orientieren. Und weiterhin plädierte Grob für die Einstufung des Kameramanns eher als konstruktiven Mitarbeiter der Regie denn als stilistischen Individualisten. Allerdings unterstellte er dann gerade Blocks Kameraführung doch wieder eine ganz eigenständige, interpretatorische Komponente.

Klaus Kreimeier analysierte einige Sequenzen aus Romouald Karmarkars Film »Der Totmacher« (Kamera: Fred Schuler): ein multiperspektivisch erzähltes Kammerspiel, das durch den ständigen Wechsel der Blickachsen innerhalb einer Konstellation von drei Protagonisten (zu denen sich die Kamera als vierter gesellt) unsere Wahrnehmung konfiguriert: Der authentische Fall des Massenmörders Haarmann, dessen Verhandlung in den 20er Jahren sich innerhalb einer festgefügtten Hierarchie staatlicher Gerichtsbarkeit abspielte, wird im »Totmacher« medial derart aktualisiert, daß sich dem Zuschauer der sichere Rückzug auf eindeutige Positionen konsequent verweigert. Stattdessen bezieht die Kamera den Zuschauer - mal als Beobachter, mal als Beobachteten und mal als Beteiligten - in das Spiel der Blicke mit ein, macht ihn gleichermaßen zum Komplizen wie zum Richter Haarmanns und beraubt ihn einer wertenden Instanz. Häufig nimmt die Kamera die Rolle einer »Trabantin des Innenraums« (Kreimeier) ein, umkreist die Figuren und hebt so die Differenz zwischen Richter und Täter tendenziell auf. Insofern kontrastiert und interpretiert sie das der »historischen Wirklichkeit« entnommene Material und zeigt, wie Menschen etwas sehen (können).

Am offensichtlichsten trat die Divergenz zwischen Theorie und Praxis in Lars-Olaf Beiers Vortrag zu »Breaking the Waves« zutage. Nach der obligatorischen Positionierung des Films im Gesamtœuvre des Regisseurs beschrieb Beier zunächst die Struktur des Films und verwies auf die Funktion der stark elliptischen Erzählweise, die in Verbindung mit Reißschwenks ein ganzes Set an unterschiedlichen Emotionen komprimiert zur Darstellung bringe. Zur Verifizierung dieser These zeigte er eine Sequenz, die er »Deflorationszene« nannte und in der er alle in »Breaking the Waves« auffälligen Kameraoptionen vereint sah: Blick in die Kamera, Reißschwenk, indirekter Kamerablick durch Spiegelung, verwackeltes Bild und Unschärfen; die Leidenschaft, so Beier, lasse hier selbst der Kamera die Sinne schwinden. Abgesehen davon, daß die Unschärfen dieser Szene - wie Robby Müller erläuterte - zufällig zustandekamen (oder, wie oben beschrieben: durch kalkulierten Zufall), handelt es sich bei Beiers Deutung um eine krasse Verwechslung zwischen Interpretation und Analyse: Die Methode der Kamera, wie

Gööck es nannte, macht - in Verbindung mit dem Spiel von Emily Watson alias Bess McNeill - die Szene völlig offen für Interpretationen und - wie das Beispiel zeigt - (sexuelle) Projektionen: Wenn sich im Gesicht der Darstellerin irgend eine emotionale Regung zeigt, dann distanzierte Neugier und Verblüffung darüber, was gerade geschehen ist. Die neue Qualität von »Breaking the Waves« vermittelt sich durch die Differenz des Films zu jenen künstlichen Bilderwelten perfekter Fiktionen, die paradoxerweise »Realität« simulieren. Der Film tut wirklich alles, um zu zeigen, daß er ein Film ist. Eine Gratwanderung für den Zuschauer: Einerseits wollen wir eintauchen in die Fiktion des Plots, andererseits indizieren die unermüdlich bewegte Kamera, die Unschärfen, die Reißschwenks ständig das Selektive der filmischen Darstellung. Von Trier unterstreicht damit, daß es sich nur um eine Möglichkeit des Zeigens handelt, die anderes auspart. Die Bilder wirken »unvollständig«, »unfertig« und weisen so über ihre Ränder hinaus auf ein zu Erinnerndes, das vom Bild alleine nicht eingeholt werden kann; in ihnen ist etwas nicht Sichtbares aufgehoben, das der Zuschauer gleichwohl imaginiert und das sich eben als vermittelte authentische Erfahrung umschreiben ließe. Die zweite Bildebene, die den Film in Form tableauhafter, digital verfremdeter Landschaften mit Kapitelüberschriften durchsetzt, kontrastiert die Handlung folglich auch nicht, wie Beier glaubt, sondern reiht sich strukturierend ein in ein Ensemble selbstreferentieller Strategien.

Fazit: Die Vorträge boten einige interessante Ansatzpunkte für Diskussionen. Doch die thematische Einengung auf den Anteil des Kameramanns am ästhetischen Prozeß stand solchen Diskussionen eher im Wege, als daß sie sie befördert hätte. Immer wieder drängten sich kameratechnische Fragestellungen von seiten der Praktiker oder praktisch interessierter Studenten in den Vordergrund - was unter anderem auch daran lag, daß sich die wissenschaftliche Seite bei den Diskussionen leider weitgehend zurückhielt.

Zwar wurden die Vertreter der Filmwissenschaft möglicherweise dafür sensibilisiert, den Aspekt der Kameraarbeit bei der Filmanalyse stärker zu berücksichtigen - doch was heißt das letztendlich, wenn eine Konzeptualisierung bereits an dem Versuch scheitert, diesen Aspekt auf eine abstrakte Ebene zu heben? Alle theoretisch angelegten Beiträge hätten durchaus auch in einem anderen filmwissenschaftlichen Kontext Sinn gemacht und dort vielleicht sogar eingehender erörtert werden können. Am ehesten auf die Spezifik des Themas zugespitzt war noch der Beitrag von Karl Prümm, der aber ebenfalls

einräumte, daß eine allein am Bild orientierte Filmanalyse dem Gegenstand nicht gerecht werden kann. Die Relevanz des Themas für die Filmwissenschaft steht und fällt mit der Frage, wie bedeutsam die während des Produktionsprozesses geleistete Arbeit der Kamera in dem Moment ist, wenn es im Kino dunkel wird und sich der Vorhang hebt. Und diese Frage wurde, so finde ich, auf der - insgesamt anregenden und unterhaltsamen - Tagung nicht befriedigend beantwortet.

Matthias Kraus, Marburg

»Bildstörung - Grenzphänomene des Dokumentarischen Films« Eine Tagung in Stuttgart

Es ist eine Binsenweisheit, daß trotz der Aura des mimetischen Realismus der Fotografie und damit auch des Dokumentarfilms - hier vorläufig als Aufzeichnung nichtfiktionalen Geschehens vor der Kamera definiert -, Fotos und Dokumentarfilme »Realität« nicht einfach abbilden. Andererseits geht das Alltagsverständnis erst einmal davon aus, und der auf die »Wahrheit« der Bilder angewiesene gesellschaftliche Verständigungsprozeß verläßt sich auf diese Aura bzw. die jahrzehntelang konventionalisierten Verfahren der »Abbildung« von Wirklichkeit. In letzter Zeit sind gerade auch auf diesem scheinbar gesicherten Terrain des fotografischen bzw. filmischen Dokumentarismus erhebliche Verunsicherungen eingetreten (stichwortartig seien erwähnt: die Probleme der Berichterstattung über den zweiten Golfkrieg, der Fall Michael Born, die Diskussionen um die erheblich erweiterten Manipulationsmöglichkeiten bei digitalisierter Aufzeichnung und Speicherung bildlicher Darstellungen), die der Frage nach der Wahrheit bzw. der Authentizität der Bilder neue Bedeutung geben. Dabei ist kaum zu übersehen - und dies machte die Tagung über die Grenzphänomene des Dokumentarischen auch deutlich -, daß die erwähnten Verunsicherungen durchaus mit den Einwänden in Zusammenhang stehen, die von Insidern schon immer gegen eine unreflektierte Gattungsdefinition des Dokumentarfilms und den Versuch einer Kanonisierung bestimmter Verfahren vorgebracht worden sind.

Nun gibt es verschiedene Wege, die gängigen Darstellungs- bzw. Abbildungs- wie auch Rezeptionskonventionen als solche sichtbar und auch für die Rezipienten erfahrbar zu machen, sie zu unterlaufen bzw. Ansätze dazu bereits im Produkt quasi mitzuliefern, so daß es dem Publikum möglich wird, sich ihnen zu entziehen. In

den Künsten wird der Schein des »Realen« durch Thematisierung, durch Offenlegung und teilweise extreme Isolierung der gestalterischen Verfahren, durch Reduzierung auf experimentelle Fingerübungen und bewußt provozierende Grenzüberschreitung der etablierten Gattungsdefinition durchbrochen. In der theoretischen, der wissenschaftlichen Reflexion erweist es sich darüber hinaus häufig als ergiebig, sich mit der Geschichte eines »Mediums« (etwa dem Film, dem Hörfunk oder Fernsehen), einer Gattung und ihren ästhetischen Gebrauchsformen auseinanderzusetzen. Nicht nur, daß manche der in der Gegenwart thematisierten Schwierigkeiten der Gattungsdefinition bereits früher erkannt und formuliert wurden. Die Probleme des Anfanges, das tastende Suchen nach medien- bzw. gattungsspezifischen Fixpunkten geben den Blick frei auf die häufig noch nicht fixierten gestalterischen Verfahren, auf die später nicht mehr bewußten Anleihen bei den Vorgängermedien bzw. »Nachbargattungen«, auf die Prozesse des Einschmelzens in und der Anpassung an neue Gegebenheiten. Ebenso gibt das Aufarbeiten spezifischer Veränderungen bei Umbrüchen und Übergängen der Mediengeschichte, bei einem abrupten wie einem schleichenden Wandel in der Gattungsdefinition den Blick frei für durchaus zeitbedingte Festlegungen, ja Kanonisierungen.

So standen letzten Endes alle Beiträge der Tagung unter der Prämisse, welche neuen Erkenntnisse sich angesichts einer vom »direct cinema« sich lösenden Gattungsdiskussion nun aus den Rand- und Grenzphänomenen für die Praxis des Dokumentarfilms ergeben. Immerhin spielt dieser vor allem in der Form des bei den Machern weithin unbeliebten und ja auch vielfach unbeachteten »Nachrichtenfilms« eine eminente Rolle im Produktionsalltag der Fernsehsender. Der Organisator der Tagung und derzeitige wissenschaftliche Referent des Hauses des Dokumentarfilms, Rolf Bäumer, skizzierte in seinem einleitenden Vortrag den umschriebenen Problemhorizont in seinen wesentlichen Aspekten und wies auf das Dilemma hin: einerseits bedarf es für die kommunikative Alltagspraxis in Herstellung und Rezeption halbwegs gesicherter Gattungsgrenzen, andererseits engen diese immer wieder ein und verführen zu der erwähnten voreiligen Sicherheit darüber, was wahr und authentisch sei.

Heinz B. Heller vertiefte in einem ersten Grundsatzreferat diese Überlegungen. Er bestand einerseits darauf, daß jenseits aller unvermeidbaren Wirklichkeitsverzerrungen durch das fotografische Aufzeichnungsverfahren der Anspruch an die Wahrheit der Bilder bestehen bleibt. Anhand von eingespielten Filmbeispielen belegte er jedoch andererseits, daß den Bildern

selbst die Authentizität des Abgebildeten nicht einfach anzusehen ist. Schon in einer der allerersten Produktionen der Filmgeschichte (eingespielt wurde die kurze Sequenz: »L'arroseur arrosé« der Gebrüder Lumière) ist nicht genau feststellbar, ob sie »wirkliche« oder »inszenierte« Realität wiedergeben. Insofern sei der Dokumentarfilm ein »transitorisches« Phänomen, das immer wieder zwischen abgebildeter »Realität« und gestalteter Wirklichkeitsbearbeitung durch die dem Film zu Gebote stehenden Mittel sowie partiell inszenierter Handlung vor der Kamera hin und her schwankt. Heller präziserte damit noch einmal den Problemhorizont für die Intention der Tagung, dieses Phänomen mit Hilfe der »Bildstörungen« bzw. Grenzphänomene sichtbar zu machen. Wenn der Anspruch der Wirklichkeitsabbildung dennoch nicht aufgegeben werde, dann müßten Verfahren der »Authentifizierung« diesen Beitrag leisten. Heller machte deutlich, daß durch quasi filmexterne Angaben bzw. Verweise auf derartige Beglaubigungen vermittelt werden muß, welchen Grad von Authentizität das Gezeigte erheben darf.

Jan Berg belegte dann in einem weit ausholenden Vortrag, wie schon in der schönen Literatur und »dokumentarischer« Berichterstattung seit den ältesten Zeugnissen aus der Antike Strategien der Authentifizierung angewandt wurden, etwa durch Charakterisierung der Zeugnisse, die gewählte Form der Darstellung, die Qualifizierung der Zeugen und Gewährsleute etwa auch in der Weise, daß sie z.B. viel zu naiv seien, um nicht die Wahrheit zu sagen.

Eindrucksvoll an dem Vortrag von Werner Dütsch war, daß er in Ergänzung der Ausführungen von Heller wiederum an drei verschiedenen Fassungen des ältesten Filmdokumentes »La sortie d'usine« der Gebrüder Lumière belegte, inwiefern das einfache »Draufhalten« der Kamera trotz der damals zweifellos gegebenen Attraktion der »authentischen« fotografischen Fixierung und ihrer Reproduzierbarkeit als nicht ausreichend empfunden wurde. Mit der Veränderung der Kameraeinstellung in der Weise, daß nun ein Hund in die aus dem Fabriktor strömende Menge hineinläuft und fast einen Fahrradfahrer umwirft, wird ein komisches Element in den Ausschnitt integriert und bereits dem Bedürfnis nach Narration entsprochen. Außerdem, das machte eine dritte Fassung deutlich, bewirkt die unterschiedliche Aufteilung der Raumsegmente durch die unterschiedlichen Kamerastandorte, daß vom reinen, authentischen Abbild, nicht mehr gesprochen werden kann. Und so geschieht es bis heute bei jedem »gestalteten« Dokumentarfilm. Denn der »Bilderstrom« einer fixierten oder nur wenige Einstellungen ermöglichenden Überwachungskamera ist kein »Film«.

Sofern Vergleichbares doch unternommen wird, wie in Andy Warhols »Sleep« oder »Empire«, können diese Werke eindeutig als experimentelle »Bildstörungen« bezeichnet werden, die in dieser Form kaum für den »Alltagsgebrauch« der Gattung geeignet scheinen. Sie können jedoch die Sehgewohnheiten verunsichern. Dies wurde in einem Vortrag der Experimentalfilmerin Birgit Hein anhand von weiteren Beispielen solcher »dokumentarischer« Experimentalformen eindrücklich demonstriert.

Allerdings erschöpfte sich dann für den weniger kundigen Beobachter die Tagung im weiteren Verlauf vielfach darin, anhand immer neuer Beispiele die These von der Vermischung von authentischer Realität und inszenierter Fiktion - wenn auch zuweilen sehr eindrucksvoll - zu belegen. So wurde im Rückgriff auf die Geschichte des Dokumentarfilms gezeigt, daß die Konvention, am authentischen Ort authentisches, nicht inszeniertes Geschehen aufzuzeichnen, für die älteren Beispiele der Gattung nicht galt. Im Schweizer Dokumentarfilm des Eisenstein-Kameramanns Edouard Tissé aus dem Jahr 1929 zur Abtreibungsfrage »Frauennot - Frauenglück« sind zahlreiche inszenierte Passagen als Spielhandlung oder »nachgestelltes« reales Handeln eingeschoben. Dieser Film war aus historischer Perspektive eine interessante Ergänzung zu dem auf den Dokumentarfilmfestivals stark umstrittenen englisch-ukrainischen Film »Kennst Du kein Leid - verlieb Dich in mich« von 1996. Die tödlich endende Liebesaffäre zwischen einem Massenmörder und einer Justizbeamtin wird sowohl in dokumentarischen Interviews wie in nachgestellten Gerichtsszenen erzählt. Auch in Stuttgart löste der Film Befremden und kontroverse Diskussionen aus. Am Beispiel von Alexander Kluge verdeutlichte Werner Barg das inzwischen im Spielfilm häufiger anzutreffende Phänomen einer »Grenzüberschreitung«, wenn in Spielhandlungen Splitter authentischen Materials integriert werden. Auf ein weiteres Phänomen machte Ulrich Wegenast in seinem Vortrag über »Found Footage« aufmerksam: »Klassisches« dokumentarisches Material erhält in künstlerisch gestalteten Verfremdungen (z. B. Überblendungen, in sich ablösendem und wiederholtem Vorwärts- und Rückwärtslauf) eine ganz neue Dimension, durch die der Realitätsgehalt ins Wanken gerät. Man erinnerte sich: Manch älteres Beispiel aus der Dokumentarfilmgeschichte enthielt durchaus Elemente dieser künstlerischen Bearbeitung des Bildmaterials.

Leider war dann in einigen weiteren Vorträgen und Podiumsgesprächen nicht klar erkennbar, welche Schlußfolgerungen aus den vorgestellten »Bildstörungen« für den Dokumentarfilm der Gegenwart zu ziehen sind. Weitgehend her-

metisch für den Außenstehenden und im Unverbindlichen verlor sich eine Runde mit den Dokumentarfilmfestival-Leitern. Wenig Klarheit brachte auch eine Schlußrunde, doch zeigte die immerhin die Schwierigkeiten auf, Grenzphänomene, »Bildstörungen«, in die Alltagsgepraxis des Dokumentarfilms - den Nachrichtenfilm oder auch die Langformen der Gattung - zu integrieren. Die Vertreter von Fernsehanstalten (ARTE, ZDF), die Dokumentarfilme an ein breiteres Publikum distribuieren, hatten sich mit einer engagierten Vertreterin - Brigitte Hein - des dokumentarischen Experimentalfilms auseinandersetzen. Dabei standen sich die Standpunkte einigermaßen unversöhnlich gegenüber. Hier der ein breites Programmspektrum verantwortende Programmmanager (Klaus Wenger von ARTE), der einen engagierten Programmauftrag mit persönlichen Vorlieben für Formen des »direct cinema« identifizierte (da er die Tagung nicht miterlebte hatte, war in seinen Äußerungen von den angesprochenen Verstörungen nichts zu spüren), dort die Experimentalfilmerin, die vom »Fernsehen« gar nichts mehr wissen will. Anknüpfend an diese unausgetragene Spannung müßten die Ergebnisse der Tagung gründlicher für die dokumentarfilmische Alltagspraxis ausgewertet werden.

Edgar Lersch, Stuttgart

Fernsehen im Helldunkel

Eindrücke von der Ausstellung

»Der Traum vom Sehen« in Oberhausen

Weihevoll diffus scheint das Licht durch die engen Luftöffnungen 100 Meter hinab ins Schwarz des Zylinders. Unwillkürlich meint man den Geruch von Weihrauch zu verspüren, der vom tiefen Grund des Oberhausener Gasometers aufzusteigen scheint. Wie in einer Kathedrale der Technik sind dort unten die Fetische der Unterhaltungsgesellschaft versammelt. Während sich oben, auf der Aussichtsplattform, ein gänzlich unmediatisierter Fernblick über das Ruhrgebiet bietet, versucht man sich unten, auf dem Scheibenboden des Industriedenkmal, an einer Nahaufnahme des Leitmediums unserer Zeit: des Fernsehens.

Auf einer Ausstellungsfläche von über 4 700 Quadratmetern, verteilt auf vier Ebenen, präsentiert die Projektentwicklungsgesellschaft Triad Berlin in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Technikmuseum Berlin mehr als 500 Objekte aus rund 100 Jahren Fernsehgeschichte. Die Ausstellung richtet sich an alle interessierten Fernsehzuschauer, will aber besonders Jugendlichen

den Zugang zu neuen Medien und zur Medienkunst erleichtern.¹

I

Am Anfang des »kulturbeschichtlichen Spazierganges« im Gasometer empfängt den Besucher ein Fernrohr Galileo Galileis, dessen Vision vom Griff nach den Sternen, vom Fern-Sehen, der Ausstellung vorangestellt ist. Auf den nächsten Metern wird der Versuch unternommen, die Vorläufer des Traumes vom Sehen im 19. Jahrhundert aufzuarbeiten. Der Einstieg ist psychoanalytisch: Freuds »innerer Blick« der Traumdeutung trifft den Titel der Ausstellung, dürfte aber für die meisten Besucher zu akademisch daherkommen, präsentiert er sich doch in puristischer Form - als Schrifftafeln. Anschaulicher ist da das gute Dutzend kinetischer Objekte, das mit seinen Sinnestäuschungen zum Spielen mit den eigenen Augen einlädt. Hörbilder von Thomas Mann, Franz Kafka und anderen werden dem Besucher in schallisolierten Kapseln präsentiert - ein Rückgriff auf die »Camera-Eye«-Technik der Literatur. Doch wenn schon dieser Hinweis auf die Literatur erfolgt, warum spart die Ausstellung dann Querverweise auf die zwar unterschiedliche, aber doch parallel verlaufene Geschichte der Reihenphotographie und des Films aus? Sicher, schnell kann sich Beliebigkeit einstellen, doch ohne Bezüge wie diese wirkt die Auswahl der Objekte an dieser Stelle unvollständig und willkürlich, bleibt der kulturhistorische Spaziergang ein recht kurzer Sprint - reichlich freie Fläche wäre im Untergeschoß des Gasometers noch vorhanden.

Weitere auf dieser Ebene versammelten Exponate widmen sich der »Verkabelung der Welt« oder illustrieren die technische Grundlagenforschung. Sehr stimmig auf riesigen Kabeltrommeln angeordnet, finden sich Apparaturen vom Telegraphen bis zum zeitgenössischen Lichtwellenleiter, die ein »Verschwinden der Ferne« bewirkten. Anhand von Karten und Bildmaterial läßt sich die Entwicklung der weltumspannenden - in einem inzwischen fast verschütteten Sinne - »Kommunikationswege« von der Verlegung erster Seekabel Mitte des 19. Jahrhunderts (New York - London, 1857) bis in die Gegenwart verfolgen. Auch die technischen Entwicklungen der zahlreichen Pioniere des Fernsehens (etwa von John Logie Baird, Wladimir Zworykin oder dem unlängst verstorbenen Manfred von Ardenne) werden mit Originalgeräten dokumentiert. Ein Höhepunkt dürfte die Rekonstruktion einer mechanischen Personenabtaster-Anlage von 1935 sein: Wer die legendäre Nipkow-Scheibe noch nie funktionsfähig erlebt hat, kann hier sein eigenes Bewegtbild abtasten lassen.

Die Statik und die hehre Ernsthaftigkeit der historischen Exponate werden durchgängig - und dies ist ein wesentliches Merkmal der gesamten Schau - durch zahlreiche Kunstobjekte aufgelockert - stellvertretend seien hier nur Künstler wie Edward Kienholz, Richard Serra und Nam June Paik genannt. Ihre Videoskulpturen und -installationen sind häufig erst auf den zweiten Blick als Kunst im klassisch-musealen Sinne zu erkennen. Sie demonstrieren, wie stark das Medium Fernsehen und seine Bilderwelt bereits unsere Wahrnehmung geprägt haben und auch als Artefakte gewohnte Begleiterscheinungen geworden sind. Vielleicht mögen das Vertraute des Mediums und seiner alltäglichen Produkte in diesem Kontext gar Barrieren vieler Ausstellungsbesucher zur modernen Kunst abbauen helfen.

II

Auf der zweiten Ebene, dem »Scheibenboden« des Oberhausener Gasometers, wird teils chronologisch, teils in Themenblöcken der Fernsehgeschichte des 20. Jahrhunderts nachgegangen. Ein erster Abschnitt versammelt Exponate zur Entwicklung des Fernsehens in den 30er und 40er Jahren (»Wir senden Frohsinn. Fernsehen vor 1945«). Dabei wird der Bogen geschlagen von den frühen Versuchssendungen über die Übertragung der Olympischen Spiele 1936 bis zum Fernsehen im Zweiten Weltkrieg. Exponate wie die erste elektronische Fernsehkamera (die Telefunken-»Fernsehkanone« von 1936), die Dokumentation einer Olympia-Fernsehstube für den Gemeinschaftsempfang und die Darstellung der Instrumentalisierung von Fernsehtechnik als Waffensystem (Versuche mit Kameras als Mittel der Geschößlenkung bei deutschen Kampfflugzeugen) verdeutlichen eindringlich die propagandistischen und militärischen Verwertungsurspünge des Fernsehens in der nationalsozialistischen Diktatur. Daß diese Präsentation ohne eine Überdidaktisierung des Materials gelingt, ist um so erfreulicher.

Mit der Zäsur des Kriegsendes beginnt der für die meisten Besucher sicher vergnüglichs-te Teil der Ausstellung. Diese selbst schlägt hier den Bogen vom (im psychoanalytischen Sinne) »Unheimlichen« der militärisch-propagandistischen Nutzung zum »Heimlichen« - oder besser: Heimeligen - des Unterhaltungsfernsehens. Fünf Ensembles mit jeweils einem zeitgenössischen Fernsehgerät, einem typischen Wandausriß und exemplarischen Sendungen gehen dem Lebensgefühl der jeweiligen Epoche nach. Vielfältige Themeninseln vertiefen unter anderem Formen der TV-Werbung im Wandel der Zeit, geschlechtsspezifische Wahrnehmungsmuster (»Männerblicke/Frauenblicke«), das Fernsehen

der DDR (»Fernsehen nach Plan«), Zuschauerforschung (»Galerie der Quoten«), ökonomische Verflechtungen der Sender, Talkshows, Rate-sendungen (hier ist besonders das »Robert-Lembke-Memorial« zu erwähnen), exemplarische kontroverse Produktionen (etwa die US-Serie »Holocaust« samt Zuschauerkorrespondenz) oder die »Geburt der Privaten« (mit reichlich Eigenwerbung von Ausstellungs-Mitinitiator RTL - insofern war der weiter oben vermeintlich wahrgenommene Weihrauchgeruch nicht gar so fiktiv). In einem kleinen Studio können sich Besucher als Moderator der »heute«-Nachrichten versuchen, an anderer Stelle sämtliche in Deutschland empfangbare Programme gleichzeitig bestaunen. Ein »Fernsehimmel«, dessen einfach-effektvolle Bizarrerie eine beinahe psychedelische Anmutung besitzt. Mutiert der »Traum vom Sehen« zum Alptraum? Die Schau läßt jedem Besucher genügend Raum, hierauf eigene Antworten zu finden.

Da paßt es gut, daß an mehreren Orten überdimensionierte Sofas zum entspannten Verweilen und Gucken einladen. Und zu sehen gibt es dichtgedrängt eine wahre Plethora von Reliquien und Höhepunkten (auch: Tiefpunkten) der TV-Geschichte, die versuchen, das Transitorische des Mediums erlebbar, be-greifbar zu machen: Walter Sparbiers Postbotenuniform aus dem »Großen Preis«, die legendäre Torwand aus dem »Aktuellen Sportstudio«, die Wandlungen des »Tagesschau«-Designs von 1952 bis heute, die besten Gags von Wigald Boning, Talkshoweklats, Text-, Ton- und Bilddokumente - beinahe mehr, als man selbst in vier Stunden Verweilzeit verdauen kann. Den Besuchern wird nicht nur reichlich Unterhaltendes angeboten, sondern auch Gelegenheit zur individuellen Schwerpunktsetzung gegeben. Damit spiegelt die Ausstellung selbst ein Stück moderner Fernsehwirklichkeit wider: Die vielen Bruchstücke ergeben ein Ganzes, das mehr ist als die Summe seiner Teile. Form und Inhalt der Schau stimmen demnach überein: Der Besucher wird animiert, museal zu »zappen«. Was anderenorts als Mangel einer Ausstellung kritisierbar wäre, ist hier folgerichtiges Prinzip. Fernsehen total, in der Nahsicht alle Sinne erfassend.

Eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem zunehmend multisensorischen Charakter neuerer Medien schließt den Rundgang ab. Dem kanadischen Medientheoretiker Marshall McLuhan, der in den 60er Jahren mit Thesen von der Formung des menschlichen Sinneshaushaltes durch das relativ junge Medium Fernsehen enorme Popularität erlangte, ist als Überleitung in die Multimedia-Zukunft des Fernsehens in der dritten Ebene des Gasometers, der »Galerie«, ein eigener Ausstellungsteil gewidmet. Auf vier

große elliptische Hohlkörper, die an Stahlseilen von der Decke hängen, werden fortlaufend Bilder projiziert, die sensorisch von den Bewegungen der Besucher gesteuert werden: die »McLuhans-Maschine. Resonanz der Sinne«, eine Installation von Andreas Strecker und Joachim Schäfer. Mit McLuhans bekanntestem Diktum als Aufhänger, wonach das Medium die Botschaft sei, versuchen die beiden Künstler, ein »interaktives Wahrnehmungsfeld« zu kreieren, das die »Vernetzung der Sinne erfahrbar« macht. Der Bezug dieses Objekts zu McLuhans analytischen Reflexionen bleibt indes mehr als rätselhaft. Indem die Installation ihr Sujet banalisiert und mystifiziert, ist sie mehr als enttäuschend. Die umgebende »Netzwerk-Manege« (mit zahlreichen Terminals zur freien Nutzung durch die Besucher) hätte statt dessen mehr Platz verdient.

III

Alles in allem hält die Ausstellung im Gasometer Oberhausen die Balance zwischen historischer Aufarbeitung und - dem Medium angemessen - spielerischer Unterhaltung und ist insofern gelungen. Weniger befriedigend sind dagegen die meist recht sparsamen Erläuterungstafeln. Die Ausstellung spekuliert offensichtlich mehr auf den schauenden als auf den lesenden Besucher - auch dies ganz im Sinne des elektronischen Zeitalters, das die (ebenfalls von McLuhan beschriebene) »Gutenberg-Galaxis« bekanntlich ablösen soll. Wer die alte Kulturtechnik des Lesens noch nicht verlernt hat, dem sei das Begleitbuch zur Ausstellung empfohlen - mit vielen Bildern.²

Was bleibt von dieser Ausstellung? Bietet sie Aufklärung, oder leistet sie der Verrätselung und Mythisierung ihres Gegenstandes Vorschub? Während die Vor- und Frühgeschichte des Mediums bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges kompakt aufgearbeitet wird, verlagern sich die Ausstellungsbereiche zur jüngeren TV-Geschichte mit ihrer Überfülle an Exponaten und optischen Stimuli größtenteils ins Fragmentarische und Assoziative. Es dominiert die Oberfläche: ein schöner Schein der Nostalgie. Die Ausstellung reflektiert, wie das Fernsehen vor der Gefahr steht, im Spiegel seiner Spiegel narcissusgleich nur noch sich selber zu sehen. Kaum hinterfragt wird: Was heißt Fernsehen, was bedeutet es? Denn Fernsehen ist mehr als nur Technik, Programm und Ökonomie. Fernsehen ist genauso individuelles und kollektives Handeln, soziale Synthesis, ein Prozeß der Sinnstiftung - und damit stets Ausdruck der Verfassung einer Gesellschaft. Solche Makroperspektiven mögen außerhalb der sich mit Medien beschäftigenden Wissenschaften gegenwärtig möglicher-

weise nicht opportun oder sonderlich populär sein, interessant wäre es dennoch gewesen, sie in der Ausstellung näher berücksichtigt zu sehen.

Insofern ist der Oberhausener Gasometer als Präsentationsort symbolisch für die Herangehensweise der Ausstellung: Das Fernsehen verharrt dort im Clair-obscur der Erkenntnis. Die helle Oberfläche der Relikte und Reliquien überstrahlt dunkle Leerstellen der Bedeutung, die aufzufüllen eine solche Schau allerdings auch ungeeignet sein kann. Typisch Fernsehen: Es kommt darauf an, was man auswählt, was man sieht. In der Oberhausener Ausstellung (und im Alltag) kann und soll das durchaus Spaß machen.

In einem anderen Sinne ist der Gasometer auch paradigmatisch für die gegenwärtige Fernsehnostalgie: Das noch führende Massenkommunikationsmittel scheint bereits museumsreif geworden zu sein. Eine Fernsehausstellung in einem Industriedenkmal - bereits die Retrospektive eines Leitmediums der Vergangenheit?

Oliver Zöllner, Baden-Baden

¹ Vgl. RuG Jg. 23 (1997), H. 1, S. 47f. Siehe auch das Internet-Angebot <<http://www.traum-vom-sehen.de>>.

² Vgl. Peter Paul Kubitz: Der Traum vom Sehen. Zeitalter der Televisionen. Mitarbeit: Doris Erbacher. Hrsg. v. Peter Hoenisch und Triad Berlin. Amsterdam/Dresden 1997, 239 Seiten.

Britisches Truppenfernsehen mit neuem Namen Kleiner Aufriß seiner Geschichte

Das auch in Deutschland zu empfangende britische Truppenfernsehen »SSVC Television« ist am 1. März 1997 in »BFBS Television« umbenannt worden. Mit dieser Maßnahme will der Veranstalter »Services Sound and Vision Corporation« (SSVC) (mit Sitz in Chalfont St. Peter, England) erreichen, daß sein Fernsehangebot beim Publikum stärker mit den etablierten Markenzeichen des Hauses, den Hörfunkprogrammen BFBS 1 und BFBS 2, identifiziert wird. Die Umbenennung geht auf die Umstrukturierungen innerhalb der SSVC-Firmengruppe zurück, die ihre gewinnorientierten Geschäftsbereiche organisatorisch von der gemeinnützigen, vom britischen Verteidigungsministerium subventionierten Veranstaltung des Militärrundfunks getrennt hat.

BFBS-TV trug bereits zwischen 1975, seinem Sendestart, und 1983, nach der Gründung der SSVC, diesen Namen. Das Programm wird

größtenteils in Großbritannien produziert und per Satellit nach Deutschland, Gibraltar, Zypern und den Falkland-Inseln überspielt, wo jeweils regionale Programmfenster eingefügt werden. Das Sendezentrum für Deutschland ist in Herford angesiedelt. In den Stationierungsorten wird BFBS Television verschlüsselt über Sender mit geringer Reichweite ausgestrahlt. Empfangsberechtigt sind laut NATO-Truppenstatut ausschließlich die Angehörigen der britischen Streitkräfte.

Ein eigenes Fernsehprogramm für die britischen Streitkräfte stand seit Ende der 50er Jahre auf der Wunschliste der Soldaten vor allem in Deutschland, dem größten Stationierungsgebiet - schließlich hatte das Medium auch im Vereinigten Königreich längst die Wohnzimmer erobert. Zusätzlich führte der Bürgerkrieg in Nordirland ab 1969 dazu, daß in Deutschland stationierte britische Einheiten routinemäßig mehrmonatige Einsätze in dem Krisengebiet absolvieren mußten, während ihre Familien in den deutschen Garnisonsorten zurückblieben und sich nicht nur sorgten, sondern auch langweilten.¹ Den Ehefrauen stand während der längeren Trennung von ihren Partnern an englischsprachigen Medienangeboten außer Zeitungen, Zeitschriften und den Truppenkinos seinerzeit nur ein BFBS-Hörfunkprogramm zur Verfügung. Diese Angebotspalette entsprach nicht länger dem aus dem Mutterland gewohnten Standard.

Zwar hatte die Bundesrepublik Deutschland auf diplomatischer Ebene bereits um 1970 zu verstehen gegeben, daß sie keine Einwände gegen ein britisches Militärfernsehen auf ihrem Hoheitsgebiet geltend mache, doch der Mangel an Frequenzen, technische und juristische Probleme sowie die fehlende Finanzierung standen der Einführung bis Mitte der 70er Jahre im Wege.²

Die zuständige Deutsche Bundespost war nicht in der Lage, drei Hochleistungsfrequenzen zur Verfügung zu stellen, die die wichtigsten britischen Stationierungsgebiete in Deutschland abgedeckt hätten. Da eine Programmdistribution per Kabelanlagen aufgrund der Verstreutheit der britischen Truppen in Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen und Berlin nicht praktikabel war, mußte sich der BFBS mit den von der Bundespost zugewiesenen Niedrigleistungsfrequenzen für lokale Umsetzer zufriedengeben. Dies machte beim damaligen Stand der Fernmeldetechnik den Aufbau einer Richtfunkverbindung vom Sendezentrum in London über Belgien nach Deutschland erforderlich - ein äußerst kostspieliges Unterfangen.³ Mit den britischen und den deutschen Verwertungsgesellschaften stimmte der BFBS zur Lösung von Urheberrechtsproblemen überein, die britischen Truppen in Deutschland als eine Erweiterung der britischen Zuschauerschaft zu betrach-

ten, sofern sichergestellt sei, daß Zivilisten vom Empfang ausgeschlossen blieben.⁴

Am 18. September 1975, 7.00 Uhr, wurde in Celle die erste Sendung des BFBS-TV ausgestrahlt. Die Moderatoren Hilary Osborn und Stephen Withers verlasen die Eröffnungsansage:

Osborn: »Seven o'clock on September 18th, 1975. A historic moment for us at BFBS as we open up our first television service. BFBS has been broadcasting radio programmes to the British Forces all over the world for over thirty years. But this is our very first television transmission. Each day I or Stephen Withers will be here to tell you about our programmes.«

Withers: »To begin with, we have to record them all in London from the BBC or ITV and transport the tapes to Germany for transmission from our mobile control room initially based at Celle. And it's at Celle that we have our first transmitter. But in the next two years or so over a hundred are to be built - to bring our programmes to all main groups of British Forces and dependents in Western Germany.«⁵

Celle war mit Bedacht ausgewählt worden: In den »entertainment deserts of Northern Germany«⁶ gab es die wenigsten Zerstreumöglichkeiten. Das Sendegebiet erstreckte sich nur auf einen Umkreis von wenigen hundert Metern und deckte kaum mehr als das britische Kasernengelände ab.⁷ So war gewährleistet, daß deutsche Zaungäste außen vor blieben. Sämtliche Sendungen waren in dieser Frühphase des britischen Truppenfernsehens Bandaufzeichnungen, die über die Richtfunkleitung nach Deutschland überspielt wurden. Dazu gehörten nicht nur Filme, Serien und Shows, sondern auch Ansagen und Nachrichten. Die Ausstrahlungszeiten des BFBS-TV begannen am Mittag und endeten meist gegen Mitternacht. Das Programmangebot bestand aus den erfolgreichsten Sendungen der Fernsehkanäle BBC 1, BBC 2 und des Independent Television (ITV).

Wie sich herausstellte, hatte die Einführung des Fernsehens Auswirkungen auf das Sozialverhalten des Celler Zielpublikums. Lehrer der britischen Schulen fanden in Aufsätzen ihrer Schüler die Namen von Sendungen wieder, Soldaten hatten bei Fahrten zum deutschen Schnellimbiss um die Ecke tragbare Empfänger dabei, um Fußballübertragungen zu sehen, die Militärärzte registrierten einen signifikanten Rückgang trivialer Konsultationen nach Dienstschluß und mußten auch weniger verängstigte junge Mütter behandeln. Zudem sollen innerhalb der Celler Garnison typische alkoholbedingte Delikte wie Schlägereien und Autofahrten in trunkenem Zustand ebenfalls deutlich zurückgegangen sein.⁸

Ab 1975 wurde von Celle aus die Kette der Umsetzer in südwestlicher Richtung erweitert, hin zum Hauptquartier der britischen Streitkräfte in Mönchengladbach-Rheindahlen. Eine annähernde

Vollversorgung der British Forces Germany mit BFBS-TV konnte 1981 erreicht werden. Die Entwicklung der Satellitentechnik hat das ursprüngliche Richtfunknetz inzwischen obsolet werden lassen.

Seit dem Golfkrieg von 1991 beginnt BFBS Television seinen Sendetag am frühen Morgen (ca. 5.00 Uhr), beendet ihn jedoch nach wie vor meist kurz nach Mitternacht. Die Zahl der Eigenproduktionen ist seit 1975 erhöht worden; als Programmlieferanten sind außerdem Channel 4 und die Sky-Gruppe hinzugekommen. Die Satellitentechnik ermöglicht nun problemlos auch Live-Ausstrahlungen. Mit seinen populären Sendungen erreicht BFBS-TV beim militärischen Zielpublikum heute einen Bekanntheitsgrad von nahezu 100 Prozent und ist mit täglichen durchschnittlichen Spitzensehbeteiligungen um 60 Prozent Marktführer.⁹

Die Einführung von BFBS Television war kein bloßes rundfunktechnisches Experiment, mit dem eine Hörfunkanstalt ihr Programmangebot erweitern wollte. Vielmehr steht das Militärfernsehen in genau definierten sozialen und militärischen Funktionszusammenhängen. Wie auch der BFBS-Hörfunk soll BFBS-TV die Truppenangehörigen informieren, unterhalten und - in weitaus geringerem Maße - bilden, zudem die Verbindung der Truppe zur Heimat aufrechterhalten und die Truppenmoral (lies: Kampfmoral) fördern.¹⁰ BFBS-TV verweist somit auf die spezifischen Funktionen des Militärrundfunks insgesamt.

Oliver Zöllner, Baden-Baden

¹ Vgl. British Forces Germany. Seventh Report from the Expenditure Committee etc. In: Parliamentary Papers. Session 22 Vol. XXIII - Reports etc. Vol. 18, No. 472. London 1975, S. XIV; Alan Grace: This is the British Forces Network. The Story of Forces Broadcasting in Germany. Stroud 1996, S. 159ff.

² John Harrison: Television for the British Troops in West Germany. In: Television. Journal of the Royal Television Society Vol. 20 (1980), March/April, S. 25ff.; Oliver Zöllner: BFBS: »Freund in der Fremde«. British Forces Broadcasting Service (Germany) - der britische Militärrundfunk in Deutschland. Göttingen 1996, S. 52ff.

³ Vgl. British Forces Germany (wie Anm. 1), S. 31f.; Mel Lambert: British Forces Broadcasting Service. In: Broadcasting Systems and Operation Vol. 1 (1978), H. 4, S. 27-34, hier S. 28.

⁴ Harrison (wie Anm. 2), S. 25.

⁵ Dokumentiert in: Richard Astbury/Ian Woolf: Forces Gold. 50 Years of Forces Broadcasting. Hörfunkproduktion, auf Audiocassette vertrieben durch SSVV (1993).

- ⁶ Doreen Taylor: *A Microphone and a Frequency. Forty Years of Forces Broadcasting*. London 1983, S. 195.
- ⁷ »Britisches Fernsehen in Celle zu empfangen«. In: *Die Welt* Jg. 30 (1975), Nr. 13, S. 14.
- ⁸ Grace (wie Anm. 1), S. 167.
- ⁹ Vgl. Zöllner (wie Anm. 2), S. 250ff.; BFBS Audience Research. Brief, BFBS, Herford, 21. 11. 1996.
- ¹⁰ Vgl. Zöllner (wie Anm. 2), S. 78ff.

»Echo der Schweiz«

Eine Rundfunkausstellung in Schwyz

75 Jahre nach den ersten Radiosendungen in der Schweiz, in Lausanne, sind in diesem Land zwei Rundfunkausstellungen zu sehen. Die eine, unter dem Titel »Radio mon Amour« in Montreux, bietet vor allem einen Einblick in die Apparatwelt und Impressionen von der Rezeption des Mediums. Ein Besuch lohnt sich schon wegen des originellen Museums in einer prächtigen Umgebung. Die andere ist derzeit und noch bis zum 7. September 1997 im Forum der Schweizer Geschichte, einer Außenstelle des Schweizerischen Landesmuseums, in Schwyz zu sehen.

Der Titel der Schwyzer Ausstellung »Echo der Schweiz - Radio macht Geschichte« ist nicht bloß ein Wortspiel, das mit einer der langlebigsten Sendungen Europas getrieben wird. Das Radio wird vielmehr vorgestellt als Spiegel, bzw. Resonanzkörper, der etwas von der Schweizer Geschichte wiedergibt. Mit der Ausstellung soll gezeigt werden, daß der Rundfunk in den 30er Jahren in weiten Teilen der Schweiz zum Massenmedium geworden ist und Beträchtliches in den Köpfen und im Lebensstil verändert hat. Gerade den Bergregionen brachte das Radio unerhörte Neuigkeiten. Es war einer der Vorreiter der Modernisierung, damit auch Standardisierung des Gemeinschaftslebens, des Schulunterrichts, der Haushalte und der Mentalitäten. Vor allem trug das Radio zum schweizerischen Zusammengehörigkeitsgefühl über die Sprachgrenzen hinweg bei. Darum ist die Ausstellung, von Ausnahmen wie Zitaten abgesehen, auch konsequent dreisprachig gestaltet. Auf Rätoromanisch, wiewohl 1938 als vierte Landessprache anerkannt, wurde in der Ausstellung verzichtet, obwohl sie für Teile der Bündner Bevölkerung eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte, außerhalb dieser Region aber im Radio kaum genutzt wurde.

Daß der Rundfunk am Anfang der Entwicklung zur heutigen Informationsgesellschaft steht, macht die Ausstellung anhand von Texten, Fotos, Filmen, Objekten und Tönen deutlich. Es wird aber auch darauf hingewiesen, daß Radio zwar ein wichtiges, aber eben nur eines der Medien war, die die Modernisierung ausgelöst und gestützt haben. Die anderen sind Film und Printmedien, ergänzt um rasante Entwicklungen auf den Gebieten Transport, Massenveranstaltungen, Werbung und Telefon. Auch das Fernsehen gehört dazu, das aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ausgeblendet bleibt. Zeitlich endet die Ausstellung mit den späten 50er Jahren, als das Fernsehen in der Schweiz zum Massenmedium wurde und das Radio zwar nicht verdrängte, aber grundlegend veränderte. Damals begann allerdings auch ohne Fernsehen sich das Radio zu wandeln - die Transistortechnik erlaubte eine Individualisierung des bis dahin eher gemeinschaftlichen Empfangs, die Ultrakurzwellentechnik ermöglichte die Regionalisierung des Programmangebots. Durch das Aufkommen der (regionalen) Privatradios schließlich gingen die nationalen Bezugspunkte, die mit dieser Ausstellung hervorgehoben werden sollen, weiter zurück.

Da die Ausstellung auch zum Hören anregen soll, stehen historische Tondokumente, die aus den Archiven des Schweizer Rundfunks kurz vor dem Zerfall herausgeholt und auf moderne Tonträger überspielt wurden und heute in der Schweizerischen Landesphonothek in Lugano aufbewahrt werden, im Vordergrund. Eine kleine Auswahl an Tondokumenten ist zur Ausstellung auf einer CD publiziert worden.

Die Schwyzer Rundfunkausstellung wird ab 3. Oktober 1997 im Museum für Kommunikation in Bern und ab Dezember 1997 in der Villa Sardi in Lugano zu sehen sein.

Theo Mäusli, Lugano

Memory of the World

Projekt der UNESCO zur Erhaltung des Weltdokumentenerbes

Auf der Tagesordnung einer von der Deutschen UNESCO-Kommission einberufenen Konferenz für Medienfachjournalisten und Experten zum Thema »Die UNESCO und die Informationsgesellschaft«, die am 4. und 5. Juni beim Hessischen Rundfunk in Frankfurt am Main stattfand, stand neben Problemen der weltweiten Medienentwicklung sowie ethischen Fragen des Informationszeitalters das UNESCO-Projekt »Memory of the World«. Analog zu den UNESCO-

Programmen zum Schutz des Weltkultur- sowie des -naturerbes widmet sich diese neueste Initiative der Sonderorganisation der Vereinten Nationen für Kultur, Wissenschaft und Bildung schriftlichen Dokumenten sowie der audiovisuellen Quellenüberlieferung. Die mehr als 180 Mitglieder der UNESCO sind aufgerufen, solche Dokumente, aber auch schützenswerte Sammlungen zu benennen und, falls sie in die entsprechende UNESCO-Liste aufgenommen sind, dafür zu sorgen, deren Inhalte in digitalisierter Form auch weltweit zugänglich zu machen.

In Deutschland befaßt sich eine Arbeitsgruppe des Fachausschusses Kommunikation, Informationswissenschaft und Informatik mit der Erarbeitung einer Vorschlagsliste, die die aus deutscher Perspektive relevanten Dokumente enthalten wird. Deren Vorsitzender, Dr. Joachim-Felix Leonhard, Vorstand der Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main - Berlin, thematisierte in seinem Eröffnungsreferat anläßlich der Frankfurter UNESCO-Konferenz mit etwa 50 Teilnehmern die Schwierigkeiten, Auswahlkriterien für solche Dokumente zu finden, diese in Zukunft zu sichern, verfügbar und öffentlich zugänglich zu halten. Er plädierte dafür, bei der Auswahl pragmatisch vorzugehen ähnlich einem Ausstellungsmacher, dem bei einer begrenzten Ausstellungsfläche nur eine paradigmatische Dokumentation seiner auszustellenden Objekte übrig bleibt.

In der nachfolgenden Sektionssitzung wurde die Meinung vertreten, daß diesem UNESCO-Programm eher eine propagandistische als eine reale Bedeutung zukomme, könnten doch so Archivare und Bibliothekare die Öffentlichkeit zusätzlich für ihre vorwiegend konservatorischen Probleme sensibilisieren. Dennoch entstand spontan eine Liste mit rund einem Dutzend für eine internationale UNESCO-Übersicht relevanten Dokumenten, die internationale Verträge zur europäischen Geschichte beinhaltet: vom Vertrag zu Verdun 843 zur Teilung des Frankenreiches bis zum Zwei-plus-Vier-Vertrag 1990 zur (Wieder)Vereinigung der beiden deutschen Staaten.

Die deutsche Arbeitsgruppe wird ihre Vorschläge bis Herbst 1997 präzisieren und der Deutschen UNESCO-Kommission zur Prüfung und möglichen Weiterleitung an die UNESCO übermitteln.

AD

Molotow im Rundfunk am 22. Juni 1941 Eine Ergänzung

Die »erstmalig in deutscher Sprache« in »Rundfunk und Geschichte« Jg. 22 (1996), H. 1, S. 48ff. abgedruckte Rundfunkrede zum Kriegsbeginn war in Deutsch - allerdings in einem nicht identischen Wortlaut - bereits wenige Wochen nach Ende des Zweiten Weltkriegs publiziert worden. Am 22. Juni 1945, dem vierten Jahrestag des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion, wurde der Text dieser Rede um 19.30 Uhr im Programm des Berliner Rundfunks in deutscher Sprache ausgestrahlt, wie das im Deutschen Rundfunkarchiv Berlin erhaltene Sendemanuskript ausweist, verlesen von einem Rundfunksprecher namens Stamm, abgezeichnet von einem Kontrolloffizier Rosanow. Das Manuskript verzeichnet auch die Quelle, das KPD-Organ »Deutsche Volkszeitung« Nr. 9/1945. Bei dieser wahrscheinlich ersten deutschen Veröffentlichung handelt es sich um eine gekürzte Fassung, in der Passagen aus dem in »Rundfunk und Geschichte« dokumentierten Entwurf und der Umformulierung entnommen wurden. Gleichzeitig ist diese Fassung der Rede vermutlich eine Rohübersetzung.

IP

Rezensionen

Horst J. P. Bergmeier / Rainer E. Lotz
Hitler's Airwaves.

The Inside Story of Nazi Radio Broadcasting
and Propaganda Swing.

New Haven / London: Yale University Press 1997,
368 Seiten.

»Hitlers Ätherwellen« befaßt sich keineswegs mit dem gesamten Spektrum der nationalsozialistischen (Auslands-)Rundfunkpropaganda, konzentriert sich viel mehr auf die reichsdeutschen Sendungen in englischer Sprache während des Zweiten Weltkriegs. Aus diesem Grund ist das Buch auch in englischer Sprache erschienen, obwohl die beiden Autoren im deutschen Sprachraum angesiedelt sind: Bergmeier als Chronist des Musiklebens während der Weimarer Republik, Lotz als (Mit-)Herausgeber der Deutschen Nationaldiscographie.¹

In ihrer Studie befassen sich die beiden Autoren zunächst knapp mit der Errichtung des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, von ihnen verkürzt als »Ministry of Propaganda« bezeichnet, sowie mit dem Rundfunk als Phänomen zur Durchsetzung außenpolitischer Ziele. Sodann widmen sich zwei ausführliche Kapitel der Kurzwellenpropaganda nach Nordamerika bzw. den Sendungen über Mittelwelle nach Großbritannien. In beiden Abschnitten stehen die Protagonisten dieser Propaganda - US-Amerikaner bzw. Briten in deutschen Propagandadiensten - im Mittelpunkt, vor allem William B. Joyce, besser bekannt unter seinem Pseudonym Lord Haw Haw. Thematisiert werden außerdem die unterschiedlichen Musikfarben der Rundfunkprogramme für das Reich und das Ausland während des Zweiten Weltkriegs - letzteres mit starken Anklängen an Swing und Jazz, vertreten durch die Gruppe Charlie and his Orchestra. Zum Schluß gehen die Autoren noch knapp auf die Kontroverse zwischen Propagandaministerium und Auswärtigem Amt ein, die sich gegenseitig die Kompetenzen für die Auslandspropaganda streitig zu machen suchten, und beschreiben den Unterschied zwischen der sogenannten »schwarzen« Propaganda, die Sender verbreiteten, die angeblich in Feindesland stationiert waren, und der »weißen« Propaganda der offiziellen Rundfunkstationen.

Angereichert durch mehrere Dutzend Fotos, etliche Grafiken, eine annotierte Diskographie der in den Auslandsprogrammen gesendeten Lieder und Instrumentalstücke, Transkripte der Propagandagedichte sowie eine beigegebene CD mit 22 Aufnahmen vor allem der Sendungen von Lord Haw Haw und von Charlie and his Orchestra bietet das Buch vor allem einem interessierten angelsächsischen Publikum viele ihm sicher bisher so nicht geläufige Zusammenhänge und Einsichten in die Propagandastrategie des deutschen Rundfunks während der Jahre des Dritten Reiches. Bei den Anmerkungen wäre es wünschenswert gewesen, mehr über einzelne Dokumente zu erfahren, auf die sich die Autoren stützen, als nur den lapidaren Hinweis auf Archiv, Bestand und Aktenband nachlesen zu können. Auch fehlt im Quellen- und Li-

teraturverzeichnis eine Übersicht der überhaupt ausgewerteten Archivbestände.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

¹ Vgl. Rainer Lotz u.a.: Discographie der deutschen Sprachaufnahmen. Bonn 1995. Rezension in: RuG Jg. 22 (1996), H. 1, S. 90.

Konrad Dussel

Die Interessen der Allgemeinheit vertreten.

Die Tätigkeit der Rundfunk- und Verwaltungsräte von Südwestfunk und Süddeutschem Rundfunk 1949 bis 1969 (= Südwestfunk-Schriftenreihe: Rundfunkgeschichte, Bd. 5).

Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 1995. 531 Seiten.

Nach 1945 wurden unter maßgeblichem Einfluß der alliierten Besatzungsmächte die Medien in Deutschland wieder aufgebaut, durfte keine Zeitung ohne Lizenz erscheinen, standen die Rundfunkstationen zunächst gar ganz im Dienste der Besatzungspolitik. Bei den Überlegungen, wie der Rundfunk in den westlichen Zonen künftig unter deutscher Verantwortung organisiert werden sollte, schied das schon in der Weimarer Republik, erst recht in der Zeit des Dritten Reiches in Verruf geratene Modell des Staatsfunks aus, besaß aber auch die von den Vereinigten Staaten her bekannte Organisation des Privatfunks keine Chance. Am Vorbild der öffentlichen British Broadcasting Corporation orientiert, entstanden 1948/49 sechs voneinander unabhängige und mit Selbstverwaltungsbefugnissen ausgestattete öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten. Damit sollte erreicht werden, daß das elektronische Medium weder einer noch einzelnen Gruppen oder gar Personen ausgeliefert wird, sondern daß in ihm alle gesellschaftlichen Kräfte zu Wort kommen. Über die Gebote der Staatsferne und Meinungsvielfalt sollten pluralistisch zusammengesetzte Gremien wachen: die Rundfunk- und die Verwaltungsräte.

Es ist schon erstaunlich, daß es zwar eine Unzahl juristischer Literatur gibt, die sich bisher mit der rechtlichen Konstruktion der für die Rundfunkaufsicht bestellten Gremien befaßt hat, aber bisher kaum jemand deren tatsächlicher Arbeitsweise und Einfluß auf den Rundfunk nachgegangen ist. Konrad Dussel gebührt deswegen das Verdienst, eine Pioniertat geleistet zu haben, wofür ihm die Akten der beiden untersuchten Rundfunkanstalten uneingeschränkt zur Verfügung standen. Und er kann mit fraprierenden Ergebnissen aufwarten: Gremien, die in ihrer Zusammensetzung und in der Legitimation der dorthin Entsandten eher ständestaatlichen Kammern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ähneln, kamen ihrem Auftrag, die Interessen der Allgemeinheit zu vertreten, das Wechselverhältnis zwischen Rundfunk und Gesellschaft zu kanalisieren, jedenfalls besser nach als die - wegen der damals üblichen Wahl durch die Länderparlamente - parteipolitisch dominierten Aufsichtsorgane des Norddeutschen und des West-

deutschen Rundfunks. Da die gesetzlichen Grundlagen sich aber darüber ausschwiegen, wie diese Bestimmung inhaltlich auszufüllen war, eröffnete sich ein breiter Gestaltungsspielraum. Entgegen der Annahme, der Rundfunkrat sei vor allem seiner vom Gesetz übertragenen vornehmsten Aufgabe, der Beratung des Intendanten in Programmfragen, nachgekommen, kann Dussel ganz andere Prioritäten feststellen: Die meiste Zeit verwandte er auf die Beratung von Personalia, an zweiter Stelle standen Fragen der Organisation, Technik sowie Finanzen und erst am Schluß - weit abgeschlagen - Probleme des Programms. Besonders deutlich wird dies bei der Einführung des Fernsehens, das die Gremienmitglieder Anfang der 50er Jahre eher beiläufig zur Kenntnis nahmen, ohne zuvor Diskussionsbedarf über das eventuelle Für und Wider des neuen Mediums anzu-melden.

In den trotz vieler Gemeinsamkeiten konstatierten Abweichungen bei der Arbeit der untersuchten Rundfunkgremien - bedingt durch abweichende Organisationsstrukturen der beiden Rundfunkanstalten und unterschiedliche Temperamente der hauptsächlichlichen Akteure - sieht Dussel einen der Vorzüge des föderalistischen öffentlich-rechtlichen Rundfunksystems, dem die vom Gesetz gebotene Binnenpluralität eine faktische Außenpluralität zur Seite stellte. Nirgendwo wurde dies deutlicher als bei den kontroversen Diskussionen um einzelne Beiträge im bundesweit ausgestrahlten (Ersten) Deutschen Fernsehprogramm der ARD-Rundfunkanstalten.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Hans-Ulrich Wagner

»Der gute Wille, etwas Neues zu schaffen«.

Das Hörspielprogramm in Deutschland 1945 bis 1949 (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 11).

Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1997, 400 Seiten.

Die Zeit war geprägt vom Mythos des Neubeginns, stilisiert durch persönliche Erinnerungen der Beteiligten, vor allem der des legendären Nordwestdeutschen Rundfunks: Axel Eggebrecht, Peter von Zahn und Peter Bamm;¹ die Quellenlage schien schlecht, weil bei den Rundfunkanstalten das historische Bewußtsein unterentwickelt war und sich deren Archive, soweit überhaupt vorhanden, in einem desolaten Zustand befanden. Der wissenschaftlichen Betrachtung schließlich galten jene vier Jahre zwischen Kriegsende und Gründung der beiden deutschen Staaten nebst höchst eigenständigen Rundfunklandschaften allenfalls als Vorgeschichte einer »Blütezeit« des Hörspiels in den 50er Jahren. Erst in jüngster Zeit hat sich hier einiges geändert, sowohl was die Quellenlage als auch das wissenschaftliche Interesse anbelangt. Im Zentrum stehen dabei zumeist Fragen nach Kontinuitäten und Diskontinuitäten, die Frage nach der »Stunde Null«. So auch bei Hans-Ulrich Wagner.

Je größer die Distanz zum Kriegsende 1945, desto deutlicher treten Historikern und Literaturgeschichtsschreibern die Kontinuitäten vor Augen, die häufig genug allein im Biographischen begründet lagen. Rundfunkerfahrung und gleichzeitige Ferne vom

Nationalsozialismus ließen sich in Deutschland nur schwer vereinen, schließlich gab es zum nationalsozialistischen Staatsrundfunk keine Alternative. Zu recht legt Wagner daher einen Schwerpunkt seiner Arbeit auf die Kommunikatorgeschichte, wenn er die Biographien von Hörspielleitern, -dramaturgen und -regisseuren ebenso untersucht wie die der Autoren und Bearbeiter. Auch bei der Betrachtung der Spielpläne jener Jahre zieht er einen historisch umfassenderen »sozialfunktionalen« dem engeren literaturgeschichtlichen Ansatz vor. Er untersucht sie nicht nach literarischen Spitzenleistungen, sondern anknüpfend an Uwe-Karsten Ketelsen nach ihrer Funktion »im Kontext gesellschaftlicher Kommunikation« (S. 19), untersucht also die Themengebiete, die bevorzugt behandelt oder ausgeklammert wurden und deren ideologische Hintergründe. Dazu hat er über 1 000 Manuskripte und ca. 350 Tonträger ausgewertet.

Erstmals in der Hörspielhistoriographie versucht Wagner die Entwicklung in allen Teilen Nachkriegsdeutschlands zu beschreiben, in der amerikanischen, britischen und französischen sowie der sowjetisch besetzten Zone, was Querverweise und Vergleiche erlaubt. Am Beginn eines jeden Kapitels steht ein kurzer Überblick über die Rundfunkpolitik der jeweiligen Besatzungsmacht, ehe eine Darstellung des Hörspielprogramms des jeweiligen Senders folgt, die wiederum von einem Abriss der Personalentwicklung und biographischen Angaben zu den Mitarbeitern am Hörspielprogramm eingeleitet wird. Dabei werden durchaus charakteristische Unterschiede in der Personalpolitik der vier Siegermächte deutlich, die sich jedoch im Spielplan selbst weit weniger offensichtlich widerspiegeln, wie häufige Übernahmen von Produktionen über Zonengrenzen hinweg belegen. Die Gemeinsamkeiten in der Personal- wie der Spielplanentwicklung erlauben es Wagner schließlich, seine Ergebnisse in acht Thesen zusammenzufassen. Es zeigt sich dabei, daß eine überraschend große Zahl von Hörspielmitarbeitern über ausgesprochene Rundfunkerfahrung aus der Zeit vor 1945 verfügten, die sie durchaus programmprägend einsetzten: Peter Huchel, Karl Block und Alfred Braun im Berliner Rundfunk, Rudolf Rieth und Erich Paetzmann in Frankfurt am Main, Hans Sattler in Stuttgart, Harald Braun in München und Artur Georg Richter in Baden-Baden. Sie sorgten nicht nur für eine personelle, sondern auch eine ästhetische Kontinuität im Hörspiel nach 1945, der die jüngeren Mitarbeiter wenig entgegensetzen hatten. Darunter war eine nicht geringe Zahl rundfunkunerfahrener junger Männer mit Theater-Ambitionen oder ersten Erfahrungen auf diesem Gebiet, wie Peter Kehm und Gerhard Prager in Stuttgart, Walter Ohm und Kurt Wilhelm in München, Christian Boehme und Karl Peter Biltz in Baden-Baden sowie publizistisch erfahrene Mitarbeiter wie Axel Eggebrecht, Peter von Zahn und Ernst Schnabel, die allerdings ebenfalls über keine spezifischen Rundfunkkenntnisse verfügten. Ihre Orientierung am Hörspiel als einer akustischen Form des Dramas ließ sie unbewußt an einem Hörspielbegriff anknüpfen, der bereits seit 1930 von Richard Kolb² geprägt worden war und über das Dritte Reich hinweg seine Gültigkeit behielt bis in die 60er Jahre und der ausgehend vom »Wort als zeugende Kraft«³ und dem

»magischen Wort«⁴ die »innere Bühne«⁵ zum Ort des Hörspiels bestimmte.

Der Versuch eines Neuanfangs, wie ihn die Siegermächte forderten, ließ sich wohl noch am ehesten über die Rezeption von Werken der internationalen Theaterliteratur verwirklichen; hier konnte der literarische Nachholbedarf durchaus befriedigt werden. Allerdings kam es den Dramaturgen und Regisseuren auch dabei eher auf die Vermittlung des dichterischen Wortes an, als auf aktuelle Bezüge. Diese sollten junge Autoren liefern, die von allen Sendern händeringend gesucht wurden. Jedoch zeigt sich hier das gleiche Bild wie bei den Dramaturgen und Regisseuren. Der Anteil der nach dem Ersten Weltkrieg geborenen Schriftsteller am Hörspielprogramm der ersten Nachkriegsjahre blieb äußerst gering, die älteren nichtemigrierten, nichtnationalsozialistischen, aber rundfunkerfahrenen Autoren beherrschten das neu zu bestellende Feld des Original-Hörspiels: beispielsweise Hans Sattler, Christian Bock, Walter Erich Schäfer, Georg von der Vring, Walter Bauer. Im Dritten Reich emigrierte Schriftsteller schrieben so gut wie gar nicht für das Hörspiel, allenfalls ihre im Exil entstandenen Werke wurden adaptiert. Die Moderne fand im Hörspiel ebensowenig statt, wie eine sozialpolitisch fundierte Auseinandersetzung mit Gegenwart und jüngster Vergangenheit.

Hans-Ulrich Wagners Befunde sind fundiert und solide recherchiert. Beeindruckend die Materialfülle, die der Autor präsentiert, einschließlich der Aufführung sämtlicher Hörspielsendeadaten, auch die der nichtbehandelten Sender Radio Bremen, Deutschlandsender und RIAS im Anhang. Nicht ganz einsichtig ist allerdings, warum das Bremer Hörspielprogramm keiner detaillierten Analyse wert schien, einen Sonderstatus wie Deutschlandsender und RIAS besaß es nicht und hätte gerade durch seine Lage als amerikanische Enklave in der britischen Zone, in der Nähe des Nordwestdeutschen Rundfunks, durchaus Interesse beanspruchen können. Am Gesamturteil hätte das jedoch nichts geändert, ebensowenig wie der Hinweis, daß sich entgegen Wagners Annahme, daß sich lediglich ein Brief zu Ernst Schnabels Hörspiel »Der 29. Januar« erhalten habe (S. 249, Anm. 107), ein ganzer Ordner mit Originalzuschriften im Norddeutschen Rundfunk befindet,⁶ der durchaus Zweifel daran aufkommen lassen kann, daß Schnabel die Hörerbriefe »wortgetreu« verwandte.

Doch das sind Kleinigkeiten in einer Studie, die als grundlegend gelten kann, was Rundfunk- wie Hörspielgeschichtsschreibung angeht.

Wolfram Wessels, Mannheim

¹ Vgl. Axel Eggebrecht: Der halbe Weg. Zwischenbilanz einer Epoche. Reinbek 1981; ders.: Meine Umwege zum Rundfunk. NDR 17.9.1973. Peter von Zahn: Stimme der ersten Stunde. Erinnerungen 1913-1951. Stuttgart 1991. Peter Bamm: Eines Menschen Zeit. Zürich 1972.

² Vgl. Richard Kolb: Das Horoskop des Hörspiels. Berlin 1932.

³ Richard Kolb: Das Wort als zeugende Kraft im Hörspiel. In: Bayerische Radio-Zeitung Jg. 7 (1930), Nr. 46, S. 1, 3.

⁴ Friedrich Hock: Vom Hörspiel und seiner Dramaturgie. In: Radio Almanach Jg. 1 (1947), H. 18, S. 3 u. 22.

⁵ Erwin Wickert: Die innere Bühne. In: Akzente Jg. 1 (1954), S. 505-514.

⁶ Darunter eine des Hörspielautors Walther Gottfried Klucke, der damit gleichzeitig seine Mitarbeit als Autor anbot, zu der es aber augenscheinlich nicht kam. Dieser Ordner befindet sich im Keller der Hörspielabteilung des NDR.

Jacques Semelin

La liberté au bout des ondes.

Du coup de Prague à la chute du mur de Berlin.
Paris: Belfond 1997, 348 Seiten.

»Diese Regime (...) haben durch das Wort gelebt und sind durch das Wort umgekommen.« Dieses dem Text vorangestellte Zitat aus Timothy Garton Ashs Buch¹ faßt das vorliegende Werk präzise zusammen. Jacques Semelin, Historiker und Mitarbeiter der Abteilung »Laboratoire Communication et politique« des nationalen Forschungszentrums CNRS in Paris, geht es nämlich darum, die Beziehungen zwischen audiovisuellen Medien und Widerstandsbewegungen in den ehemals kommunistischen Ländern Osteuropas von 1948, als die Tschechoslowakei zu einem sowjetischen Satellitenstaat wurde, bis zum Fall der Berliner Mauer 1989 zu analysieren. Er will zeigen, wie Individuen, Gruppen, manchmal sogar die gesamte Bevölkerung dank der westlichen, aber auch der nationalen Medien sich von ihrer Angst befreien, wie wieder eine öffentliche Meinung entstand, die sich dem Regime widersetzte, es zeitweise bedrohte und schließlich zur Selbstauflösung brachte.

Das Buch gliedert sich in drei große Komplexe. Im ersten Teil stellt Semelin die Akteure dies- und jenseits des Eisernen Vorhangs dar. Bei den westlichen Auslandssendern unterscheidet er zutreffend zwischen den »Vertretungssendern« Voice of America, Radio France Internationale, BBC und Deutsche Welle, die die im Ausland lebenden Mitbürger mit dem Heimatland verbinden, aber auch die Interessen und Werte des Staates, den sie vertreten, bei einer breiteren Hörerschaft verbreiten sollen - wobei noch klarer zu unterscheiden wäre zwischen den Sendern, die Sprachrohr des sie finanzierenden Staates sind, und denjenigen, die auf ihre Unabhängigkeit achten -, und den »Ersatzsendern« RIAS Berlin, Radio Free Europe und Radio Liberty, deren Zweck es war, ein Alternativprogramm zur kommunistischen Propaganda anzubieten und potentielle Widerstandsbewegungen zu fördern. Trotz dieses Statusunterschieds betrieben beide Sendertypen durchgängig eine Medienintervention im Osten. Für die Empfängerseite erläutert der Autor, wie die kommunistischen Regierungen den Empfang der westlichen Sender erschwert haben, über welche Mittel diese Sender verfügten, um Informationen über ihre gezwungenermaßen schweigenden Hörer zu erhalten und schließlich, was die Hörer von ihnen erwarteten. Bis Stalins Tod galten Voice of America, die BBC und Radio Free Europe - wie auch RIAS Berlin - als die einzige freie Informati-

onsquelle. Danach entwickelte sich in manchen Ländern allmählich wieder eine öffentliche Meinung.

Im zweiten und dritten Teil des Buches befaßt sich Semelin vergleichend mit fünf Krisen, die die Staaten des Warschauer Pakts erschütterten und bei denen die wiedererstandene interne Kommunikation ein entscheidender Faktor war, nämlich dem Aufstand vom 17. Juni 1953 in Berlin und Ostdeutschland, dem Aufstand in Ungarn 1956, dem Prager Frühling bzw. dessen Niederschlagung 1968, dem Danziger Werftenstreik und der Gründung der Gewerkschaft Solidarnosc in Polen 1980 sowie dem Fall der Berliner Mauer 1989. Er untersucht zum einen, welche Rolle die ausländischen Hörfunk- bzw. Fernsehsender damals spielten, zum anderen, welche Bedeutung die audiovisuellen Medien im Widerstandsprozeß überhaupt hatten.

Die drei ersten Krisen sind ohne aktive Beteiligung der westlichen Medien verlaufen: 1953 weigerte sich z. B. RIAS Berlin, die Streikenden an die Mikrophone zu lassen. Besonders hervorzuheben ist die Analyse der Rolle von Radio Free Europe bei der ungarischen Tragödie 1956: Gleich nach der militärischen Niederschlagung des Aufstands war Radio Free Europe vorgeworfen worden, zum Kampf gegen die sowjetischen Truppen aufgerufen und bei vielen Ungarn die Hoffnung geweckt zu haben, sie würden von den westlichen Ländern Unterstützung erhalten; indem Semelin den Aufstand in den damaligen internationalen Kontext stellt, zeigt er aber, daß der Sender eigentlich nur die Widersprüche der Politik der Vereinigten Staaten widerspiegelt hat, die in den Jahren zuvor immer wieder gegen den wachsenden Einfluß der Sowjetunion auf Osteuropa protestiert hatten, ohne in Wirklichkeit intervenieren zu wollen. Bei den beiden letzten Krisen haben die Westmedien eine bedeutende Rolle gespielt: Der Danziger Streik wurde u. a. dadurch erfolgreich, daß ausländische, bei den Werften anwesende Journalisten ihn in ein Weltereignis umgewandelt haben. Welche Wirkungen die westlichen Hörfunk- und Fernsehstationen mit ihren hohen Einschaltquoten in der DDR hervorriefen und wie Hanns-Joachim Friedrichs am 9. November 1989 in den Tagesthemen die Öffnung der DDR-Grenze verkündete und damit unzählige Berliner zur Bornholmer Straße lockte, ist bekannt (dabei hat sich eine einzige Ungenauigkeit eingeschlichen, nämlich daß Karl Eduard von Schnitzler Karl von Schnitzler genannt wird).

In früheren Studien hat sich Semelin mit den zivilen Widerstandsbewegungen im von den Nationalsozialisten beherrschten Europa während des Zweiten Weltkriegs und im kommunistischen Osteuropa nach dem Krieg befaßt.² Das ermöglicht ihm nun, den Anteil des Rundfunks am Widerstand anschaulich zu machen und dadurch einen Teil der Geschichte der Staaten des Warschauer Pakts neu zu beleuchten. Nach Semelins Meinung wandelten sich die Methoden des Widerstands von unkontrollierten gewaltsamen Krawallen in nicht-provokatorische, um Medienutzung zentrierte Aktionen: In Ungarn waren die regionalen Freiheitssender nur eine Form des Widerstands unter vielen anderen wie Plakaten oder Straßenkämpfen. In der Tschechoslowakei fand der Kampf weniger auf der Straße als im Äther statt; die Journalisten des nationalen, Dubcek treu geliebte-

nen Rundfunks waren die Fürsprecher des sich im ganzen Land entwickelnden Widerstands. In Danzig verzichteten die Streikenden sogar darauf, auf der Straße zu demonstrieren, und bemächtigten sich stattdessen des werfteigenen Lautsprecher-systems, um darüber ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen und die Verhandlungen mit der Werftleitung live zu übertragen. Schließlich versuchten die DDR-Bürger, die 1989 das Land verlassen wollten, nicht einmal, zu demonstrieren, sondern sie flohen, während die bundesdeutschen Kameras direkt übertrugen.

Insgesamt ist ein informatives Buch entstanden, das sich auf Gespräche mit Zeitzeugen und erst kürzlich zugänglich gewordene Quellen stützt und nicht zuletzt wegen seiner klaren Sprache spannend zu lesen ist. Zwar ist in Deutschland eher als in Frankreich bekannt, inwieweit die westdeutschen Rundfunkanstalten sowohl lang- als auch kurzfristig zur Destabilisierung der DDR beigetragen haben; darüber hinaus wurde z. B. die Rolle von RIAS Berlin 1953 und von Radio Free Europe 1956 bereits in einem 1977 erschienenen Buch³ skizziert. Meines Wissens handelt es sich aber bei Semelins Werk um die erste länderübergreifende Darstellung der Rolle der audiovisuellen Medien von den Volksaufständen in den 50er Jahren bis zur Auflösung des Ostblocks 1989. Eine baldige Übersetzung ins Deutsche ist also allen nichtfranzösischsprachigen Lesern dringend zu wünschen.

Muriel Favre, Frankfurt am Main / Paris

- 1 Hier zitiert nach der deutschen Ausgabe: Timothy Garton Ash: Ein Jahrhundert wird abgewählt. Aus den Zentren Mitteleuropas 1980 - 1990. München 1990, S. 458f.
- 2 Vgl. Jacques Semelin: Sans armes face à Hitler. La résistance civile en Europe (1939-1943). Paris 1989 und ders. (Hrsg.): Quand les dictatures se fissurent... Résistances civiles à l'Est et au Sud. Paris 1995.
- 3 Vgl. Willi A. Boelcke: Die Macht des Radios. Weltpolitik und Auslandsrundfunk 1924 - 1976. Frankfurt am Main 1977.

Gerald Diesener / Rainer Gries (Hrsg.) Propaganda in Deutschland.

Zur Geschichte der politischen Massenbeeinflussung im 20. Jahrhundert. Darmstadt: Primus Verlag 1996, 288 Seiten.

Erstaunlicherweise hat die wissenschaftliche Beschäftigung mit politischer Propaganda im Zeitalter elektronischer Medien bisher wenig Aufmerksamkeit gefunden. Es ist deshalb der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu danken, daß sie den beiden Herausgebern des hier vorzustellenden Sammelbandes, Gerald Diesener und Rainer Gries, die Möglichkeit einräumte, sich diesem Desiderat zuzuwenden.

15 in- und ausländische Autoren beschäftigen sich einschließlich der Herausgeber mit 16 einzelnen Aspekten der deutschen Propagandageschichte. Die Schwerpunkte liegen dabei in der politischen Massenbeeinflussung während der nationalsozialisti-

schen Diktatur sowie in der DDR. Eingeleitet wird die Publikation mit einem Aufsatz, der sich mit der Entstehung der Propaganda im deutschen Liberalismus während des 19. Jahrhunderts befaßt. Im letzten Teil werden Aspekte der Propaganda in der Bundesrepublik dargestellt.

Traditionell wird das nationalsozialistische Herrschaftssystem mit einer weitgehend perfekten Propaganda unter der Leitung von Goebbels gleichgesetzt. Bilder von Aufmärschen und Fackelzügen sowie das »product placement« des Hakenkreuzes waren nicht nur für die Zeitgenossen charakteristische ästhetische Elemente des Dritten Reichs, auch heute begegnen sie uns immer wieder in Filmen und Büchern über die Zeit nach 1933. Randall L. Blytwerk stellt dieses traditionelle Verständnis nicht in Frage, zeigt aber am Beispiel der nationalsozialistischen Versammlungspraxis vor 1933 die Schwierigkeiten der nationalsozialistischen Parteiführung, die Propagandamaschinerie aufzubauen. Er kommt zu dem Schluß, daß sich das Rednersystem nicht planmäßig entwickelte, sondern »eher das Ergebnis von praktischen Problemlösungen« war, das trotz seiner Mängel funktionierte. Die professionellen Strategien der visuellen Kommunikation deckt die Arbeit von Sabine Behrenbeck über Hitler als politischen Markenartikel auf. Sie beschreibt in ihrem Beitrag die planmäßige Umsetzung einer der jeweiligen politischen Situation angepaßten Vermarktungsstrategie des Führers vor und nach 1933.

Die Artikel zur Propaganda der DDR und die Antwort der Bundesrepublik spiegeln ein Stück deutsche Nachkriegsgeschichte unter den Bedingungen des Kalten Krieges, deren Qualität unterschiedlich ist. Diesener beleuchtet in seinem Beitrag das fünfteilige Fernsehepos »Krupp und Krause«. Eine deutsche TV-Geschichte«, das Ende der 60er Jahre vom Deutschen Fernsehfunk mehrfach ausgestrahlt wurde. Nach einer insgesamt sehr ansprechenden Darstellung unterschiedlicher Aspekte des Fernsehfilms ist lediglich der Schluß etwas plakativ geraten. Dort wird dem Leser suggeriert, die Beziehungen des DDR-Außenhandels zur Essener Firma Krupp habe die weitere Ausstrahlung des Films verhindert. Die eigentlichen Gründe liegen jedoch tiefer. Fernsehepen dieser Art waren in den 60er Jahren mehrfach produziert worden - neben dem hier vorgestellte Film beispielsweise »Wege übers Land«. Auf die Drehbücher dieser Filme hatte Ulbricht, der sich bereits mit seiner mehrbändigen »Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung« auch als »Historiker« profiliert hatte, intensiv Einfluß genommen. Honecker aber bevorzugte eine andere Art der Geschichtsaufarbeitung durch das DDR-Fernsehen. Insofern war die Kontaktaufnahme zu Krupp sicher nicht der einzige Grund, »Krupp und Krause« nicht zu wiederholen.

Eine etwas genauere Analyse hätte ich mir im Beitrag von Rainer Gries »Meine Hand für mein Produkt«. Zur Produktionspropaganda in der DDR nach dem V. Parteitag des SED« gewünscht. Sicher ist es schwierig, in einem Aufsatz das Besondere von Produktionspropaganda nach dem V. Parteitag herauszuarbeiten, da diese in verschiedenen Formen im Zeitraum zwischen der Rekordschicht von Adolf Hennecke 1948 und dem Wettbewerbsaufruf zum nicht mehr stattgefundenen XII. Parteitag der SED 1990

zumindest formal den Arbeitsalltag in den DDR-Betrieben bestimmte. Von daher wäre es für das Verständnis der hier vorliegenden Ausführungen sinnvoll gewesen, die Rolle des Parteitages innerhalb der DDR-Geschichte genauer zu beschreiben und die Quellen intensiver heranzuziehen. Letzteres bezieht sich etwa auf DDR-Dissertationen, die zu diesem Thema bereits existieren und - wenn auch unter einem sehr beschränkten Blickwinkel - auch einige Hintergrundinformationen liefern, die beim Autor fehlen. Dazu zählt nicht nur der verstärkte Aufbau der Grundlagenindustrie, sondern vor allem auch die Kehrseite des Beschlusses, die Investitionen für die Konsumgüterproduktion weitgehend zurückzufahren, der die beschriebene Kampagne wesentlich galt. Insofern wurde mit dem Aufruf zur besseren Qualität der Erzeugnisse zum Teil auch versucht, über die ideologische Einflußnahme den Mangel an finanziellen Ressourcen auszugleichen. Eine Auswertung der Aktenbestände des FDGB und seiner Einzelgewerkschaften, die formal für die Durchführung der Produktionspropaganda zuständig waren, hätte sicher noch weitere Zusammenhänge zwischen der ökonomischen Lage der DDR und dem Aufruf zum sozialistischen Wettbewerb verdeutlicht. Zu fragen wäre etwa, ob die starke Reduzierung des Wohnungsbaus nach dem V. Parteitag - die Baukapazitäten wurden vor allem für industrielle Großprojekte benötigt - sich auf die Kampagne auswirkte oder nicht.

Von den unübersehbaren Schwächen im Detail abgesehen, regt das Buch durch die angeführten Beispiele an, über die ideologische Beeinflussung im 20. Jahrhundert intensiver als bisher nachzudenken. Insofern ist es ein wichtiger Beitrag für diese Facette der Geschichtswissenschaft.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

Siegfried J. Schmidt / Brigitte Spieß

Die Kommerzialisierung der Kommunikation.

Fernsehwerbung und sozialer Wandel 1956-1989. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag 1997, 381 Seiten.

Daß Werbung zugleich Abbild und Vorbild gesellschaftlicher Phänomene und Prozesse sein könne, daß Werbung kollektives Lebensgefühl produziere und zugleich reproduziere, wie der Augsburger Psychologe Hans A. Hartmann schrieb, dürfte nicht nur bei den Medienwissenschaftlern, sondern mittlerweile auch in anderen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen weithin akzeptiert sein. Wenn es also eine »Beziehung« zwischen »Werbung« und »Gesellschaft« gab und gibt, die überdies durchaus nicht als eine kommunikative Einbahnstraße zu beschreiben ist, so könnte man flugs weiter formulieren, kommt es nur noch darauf an, das Regelwerk dieser Interaktionen aufzudecken, zu systematisieren und schließlich zu instrumentalisieren. Dies nicht nur, um zu Aussagen über das »Teilsystem Werbung« im Beziehungsgeflecht übergeordneter und gleichgeordneter Sozialsysteme gelangen zu können, sondern auch, um auf dem Umweg über das eine Aussagen über das andere »System« machen zu können. Wenn »Werbung« als »Spiegelbild« und »Resonanzkörper« fungiert, kann die Wissenschaft sich werbli-

che Äußerungen zu Nutzen machen. Und das gilt nicht nur für die Gegenwart: auch für die Geschichtswissenschaft können Werbeproduktionen hervorragenden Quellenwert gewinnen.

Der Grundthese, »daß Werbung als erfolgsorientierte ökonomische Unternehmung immer im gesellschaftlichen Trend liegen muß, um die Aufmerksamkeit möglichst vieler Kunden zu treffen«, »daß Werbung sehr rasch und genau gesellschaftliche Entwicklungen aufgreifen und unter den Bedingungen verarbeiten muß, die für ihre Ziele wichtig scheinen«, ist also voll und ganz zuzustimmen. Mit anderen Worten: »Werbung ist notwendig eng eingebunden in den gesellschaftlichen Wandel und spielt eine wichtige Rolle in bzw. für diesen Wandel, das heißt sie kann als Faktor wie als Indikator gesellschaftlicher Entwicklungen« beobachtet werden (S. 32f.). Die Probleme freilich beginnen spätestens mit der Erarbeitung des methodischen Rüstzeuges, um valide Zugriffe auf das Regelwerk, auf Strukturen und Produktionen der Werbebranche zwischen Kommerz und Kommunikation ermöglichen zu können.

Der hier anzuzeigende Band unternimmt den ausgreifenden Versuch, zunächst zentrale Elemente des Sozialsystems Werbung (S. 35-52) herauszuarbeiten, sodann das Für und Wider der von den Autoren gewählten großen Beobachtungsparadigmen »Moderne« versus »Postmoderne« zu diskutieren (S. 53-104), um schließlich die Entwicklung der Fernsehwerbung in der Bundesrepublik nachzuzeichnen (S. 105-347). Überdies werden die sogenannte Krise der Werbung in den 90er Jahren und die Zukunftsoptionen der Werbung thematisiert (S. 9-34 und S. 358-361). Der Bogen ist also weit gespannt. Die Publikation versteht sich als abschließender Bestandteil einer Trilogie, welche die Arbeitsergebnisse des Forschungsprojektes »Der kommerzielle deutsche TV-Werbespot als Indikator sozialen Wandels« präsentiert.¹ Das Projekt war von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen des an der Universität-Gesamthochschule Siegen installierten Sonderforschungsbereiches »Ästhetik, Pragmatik und Geschichte der Bildschirmmedien« mit dem Schwerpunkt zur Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland gefördert worden.

Wenn man das mehr als 200 Seiten umfassende Hauptkapitel des Werkes überblickt, das dem Leser die Entwicklung der Fernsehwerbung über nahezu vier Jahrzehnte bundesdeutscher Geschichte nahebringen möchte, scheint der Bogen des Bandes doch nicht nur ausgedehnt, sondern geradezu überdehnt: Dekadenweise wird der Leser in die allgemeine Geschichte, in die Geschichte des Fernsehens und in die Geschichte der Werbespots eingeführt. Für die 50er, 60er, 70er und die 80er Jahre werden in jeweils eigenen, zusammenfassenden Kapiteln zunächst die zentralen Themen der Politik-, der Wirtschafts-, der Gesellschafts-, der Technik-, der Alltags- und der Kulturgeschichte referiert und aufgelistet. Daran schließt sich die Darstellung der Technikgeschichte und der Programmgeschichte des Fernsehens an. Die »äußere« Werbegeschichte beschäftigt sich sodann mit den spezifischen Bedingungen des Werbespots in der aktuell behandelten Dekade. Ein kleines Kapitel, das die jeweiligen »Entwicklungstendenzen« auch der »inneren«, der Strategie-, Kampagnen- und

Themengeschichte der Werbung aufgreift und komprimiert, bildet regelmäßig den Übergang zu einem abschließenden Beitrag, in welchem ausgewählte Werbefilme dargestellt und kurz analysiert werden. Leider sind es dann nur jeweils eine Handvoll Spot-Beispiele, die ein ganzes Jahrzehnt repräsentieren sollen und die hier aufgrund eines gut nachvollziehbaren »Beobachtungsrasters« und Bewertungsschemas in die Kategorien »Mainstream«, »Trendsetter« und »Exoten« eingeordnet werden (S. 152ff.). Die Auswahl der Beispiele basiert auf den Beständen des Forschungsprojektes, während sich die Bewertung »auch auf das Urteil erfahrener Persönlichkeiten der Werbebranche« stützt (S. 105f.) - eine methodisch nicht unproblematische Vorgehensweise.

Die vorgestellten Ergebnisse zeitigen zumindest hinsichtlich der gesellschaftlichen Implikationen der Werbebotschaften keine Überraschungen, sondern bestätigen Charakterisierungen, die bereits aus der Analyse von Printwerbung destilliert worden waren (S. 160): Die Werbespots der 50er Jahre, so die Autoren, transportierten das Normen- und Wertesystem der Adenauer-Ära; »Politik, soziale Probleme und die Schattenseiten der primär auf ökonomische Erfolge abgestellten Modernisierung der Gesellschaft wurden konsequent ausgeblendet« (S. 170). Die 60er Jahre bringen Bewegung in die Gesellschaft und die bekannten Symbolfiguren auf die Mattscheibe: schon früh Frau Antje aus Holland (1961), Käpt'n Iglo und Tante Tilly (1966) und die längst reanimierte Klementine von Ariel (1968) (S. 229), nicht zu vergessen natürlich die Nonnen im Afri-Cola-Rausch von Charles Wilp (1969) (S. 222f.). Gleichwohl habe die sogenannte 68er Revolution in der Werbung nicht stattgefunden, denn die ausblendende Werbung zeichne eben »nur Fortschrittsgeschichten der Modernisierung« auf (S. 234). Bis 1970 war die Bundesrepublik zum zweitgrößten Werbemarkt der Welt avanciert: »Lebensgefühl, Selbstinszenierung, emotionaler Mehrwert des Produkts: Das neue soziale Klima schlug sich in den qualitativ verbesserten Spots der 70er Jahre nieder, die auf Emotionalisierung (...), prägnante Ideen und humorvolle bis maßlos übertreibende Geschichten setzten. Information und die Überzeugung der mündigen Verbraucher traten an die Stelle von Belehrung und Überredung« (S. 281). In den 80er Jahren werde in vielfältigen, fast unüberschaubaren Formen die Entfaltung der »Multioptionsgesellschaft mit extrem diversifizierten Konsumbedürfnissen und wachsenden Individualitätsansprüchen« erzählt; neue Geschlechts- und Rollenbilder seien zu besichtigen, ebenso wie die Doppeltendenz zur Europäisierung wie zur Regionalisierung (S. 345f.).

Der Band vermittelt eine theoretisch fundierte, hilfreiche Gesamtschau und Gesamtanalyse der Geschichte der Fernsehwerbung in Westdeutschland. Es mag freilich paradox klingen, aber bei allem Reichtum an Details hätte man sich mehr Details gewünscht: Es ist nämlich ein langer Leseweg von der Aufzählung so vieler Einzelheiten der allgemeinen Geschichte bis zur Geschichte der Fernsehwerbung; mehr Beispiele hätten einem auch sinnlich nachvollziehbaren Verständnis dieser Werbegattung gutgetan. »Die Werbung« findet sich jedoch nicht im Zentrum, sondern am Schluß der jeweiligen Dekaden-

Präsentationen wieder, vielfach mutet ihre Vorstellung und Erörterung geradezu wie hinzuaddiert an.

Rainer Gries, Jena

¹ Bislang sind u.a. erschienen: Siegfried J. Schmidt/Brigitte Spieß (Hrsg.): Die Geburt der schönen Bilder. Fernsehwerbung aus der Sicht der Kreativen (Teil I). Opladen 1994. Dieselben (Hrsg.): Werbung, Medien und Kultur (Teil II). Opladen 1995.

**Hermann Fünfgeld / Claudia Mast (Hrsg.)
Massenkommunikation.**

Ergebnisse und Perspektiven. Gerhard Maletzke zum 75. Geburtstag.

Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 375 Seiten.

Der Sammelband, herausgegeben von dem Intendanten des Süddeutschen Rundfunks (SDR), Hermann Fünfgeld, und der Leiterin des Lehrstuhls für Kommunikationswissenschaft und Publizistik an der Universität (Stuttgart-)Hohenheim, Claudia Mast, ist dem renomierten Psychologen und Kommunikationswissenschaftler Gerhard Maletzke, der viele Jahre lang in Sachen Theorie und Praxis des Rundfunks tätig war (u.a. als Medienreferent beim SDR), zum 75. Geburtstag gewidmet. Die Beiträge reflektieren auf eine Reihe von wichtigen Gesichtspunkten des seit den 60er Jahren von Maletzke im transdisziplinären Diskurs wesentlich mitgeprägten Terminus' der »Massenkommunikation«.

Zunächst werden »Entwicklung und Stand der Medien- und Kommunikationsforschung« geschildert. Kurt Koszyk gibt einen historischen Überblick über die Zeitungskunde bzw. -wissenschaft in der Weimarer Republik. Er zeigt, mit welchen Schwierigkeiten der Aufbau eines einheitlichen Faches von der ersten Errichtung eines Instituts bis hin zur Instrumentalisierung der Wissenschaft durch die Nationalsozialisten verbunden war. Dem folgt eine Darstellung Hans Bohrmanns, der die Entwicklung der Kommunikationswissenschaft nach 1945 nachzeichnet. Ein Akzent liegt hierbei auf dem veränderten Verständnis des Faches seit Ende der 60er Jahre.

Im Kapitel »Kommunikationswissenschaftliche Theorie und Forschungen zur Medienpraxis« stellen Roland Burkart und Walter Hömberg einige wichtige Anwendungen und Weiterentwicklungen des Maletzkeschen »Feldschemas der Massenkommunikation« vor, das insbesondere Wechselbeziehungen des Kommunikationsprozesses betont. Im Kontext mit den entgrenzten Kommunikationsstrukturen der interaktiven, digitalen sowie netzwerkgestützten Medien diskutiert Claudia Mast, ob und inwieweit Konzepte der Massen- durch die der Individualkommunikation ersetzt werden müssen. Michael Schenk analysiert vorherrschende Wirkungsbegriffe in der Massenkommunikation. Als bedeutsame Indikatoren der »Medienwirkung« nennt er Selektivität, interpersonale Kommunikation und Aktivität (Involvement).

Ein weiterer Teil untersucht »Politik, Recht und Organisation im Medienbereich«. Otfried Jarren und Patrick Donges identifizieren vordringliche Probleme der Medienpolitik an der Schwelle zur »Informationsgesellschaft« und präsentieren erste Ansätze zur

Gewährleistung öffentlicher Kommunikation unter veränderten Voraussetzungen. Hinsichtlich der Umbrüche in der Medienordnung des letzten Jahrzehnts formuliert Wolfgang Hoffmann-Riem einige Thesen zur Relevanz des Rundfunkrechts und des öffentlich-rechtlichen Rundfunks im dualen Medienmarkt. Er fordert eine bessere Abstimmung unterschiedlicher Rechtsgebiete ein.

Im Abschnitt »Medienpädagogik und -psychologie« integriert Christian Doelker Strukturierungsprinzipien der Medienpädagogik in ein komplexes Lernsystem, das primär auf eine Stärkung der Medienkompetenz abzielt. Jo Groebel interpretiert die neuen Medienangebote Internet, Multimedia sowie Virtual Reality als erweiterte Kommunikationsmöglichkeiten für Mediennutzer. Die singulären Medienofferten, in Technik und Funktion äußerst verschieden, faßt er in ein Schaubild »grundlegender Dimensionen künftiger Kommunikation« zusammen.

Der letzte Teil beschäftigt sich mit Entwicklungen in der »Internationalen Kommunikation«. Reinhard Keune macht grundlegende Veränderungen im Medienbereich von Entwicklungsländern in der letzten Dekade aus und gibt Denkanstöße, was Entwicklungsländer bzw. (westliche) Industrieländer zur Schaffung demokratischer Kommunikationsstrukturen beitragen können. Richard Dill tritt für ein verstärktes Engagement mit und durch Medien beim Zusammenwachsen der Nationen ein. Ein Anhang mit Angaben zu Person und Werk Gerhard Maletzkes beschließt den Band.

Aufs Ganze gesehen zeigt der Sammelband, daß der Begriff der »Massenkommunikation« im Sinne Maletzkes in seinen zahlreichen Reaktualisierungen und Adaptionen kaum an Bedeutung und Einfluß verloren hat. Das Konzept nimmt sich in der geschichtlichen wie auch in der sachlichen Betrachtung als wandlungs- und ergänzungsfähig aus, was etliche Beiträge aus den Bereichen der Kommunikationswissenschaft, der Medienwirkungsforschung sowie der Medienpsychologie unter Beweis stellen.

Die Beiträge befassen sich mit einem breiten Spektrum des Ansatzes; dabei richtet sich ihr Augenmerk nicht nur auf theoretische und methodische, sondern auch auf praktische und programmatische Aspekte. Somit erweist sich der Sammelband als eine durchaus aufschlußreiche Bestandsaufnahme der Massenkommunikation am Ende der 90er Jahre als eines produktiven Prozesses sich ausdifferenzierender Erklärungs- und Geltungsansprüche, an dem Gerhard Maletzke zweifelsohne großen Anteil hat.

Christian Filk, Köln

Sabine Jungk (Hrsg.)

Zwischen Skandal und Routine?

Rechtsextremismus in Film und Fernsehen
(= Rechtsradikalismus und Fernsehen,
Materialien III).

Marburg: Schüren Presseverlag 1996, 224 Seiten.

Die Berichterstattung in den Medien - und somit auch die öffentliche Meinung - folgen überwiegend oberflächlich der Ereignishaftigkeit rechtsextremistischer Gewalt und unterlassen häufig die hintergründige Aufklärung über deren Ursachen. Die Beiträge des

Sammelbandes, herausgegeben von der Germanistin Sabine Jungk (Adolf-Grimme-Institut, Marl), befassen sich mit diesem Thema. Der Band geht aus einem vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie geförderten Projekt zu »Rechtsradikalismus und Fernsehen« des Adolf-Grimme-Instituts hervor.

Vertreterinnen und Vertreter aus den Bereichen Journalismus, Regie, Medienwissenschaft, -kritik und -pädagogik untersuchen und bewerten in übergreifenden Darstellungen bzw. in beispielhaften Studien historische und aktuelle Film- und Fernsehproduktionen, die Formen des Rechtsextremismus' problematisieren. Darüber hinaus werden wichtige Gesichtspunkte der Medienwirkungsforschung und -pädagogik erläutert.

Die Beiträge gewähren aufschlußreiche Einblicke in die Konzeption, Produktion und Rezeption von Film- und Fernsehbeiträgen. Sie beschränken sich nicht darauf, lediglich Trends und Tendenzen in den journalistischen, dokumentarischen und fiktionalen Genres und Sujets medien- und gesellschaftskritisch zu betrachten, sondern sie lassen zudem die Journalisten und Regisseure einzelner Filme sowie Fernsehsendungen selbst zu Wort kommen. Somit wird eine Sichtweise auf das Mediengeschehen, auf persönliche Motivationen, Positionen sowie Interessen - auch hinsichtlich des Publikums - ermöglicht, die ansonsten eher verstellt ist. Die Autorinnen und Autoren erschließen ein breites Spektrum der Film- und Fernsehwirklichkeit: angefangen von der Entwicklung des Film- und Fernsehdokumentarismus in Ost- und Westdeutschland über Dokumentationen, Reportagen und tagesaktuelle Berichterstattung bis hin zu Fernsehspielen, Talkshows und Sportsendungen.

Zu einer Einordnung in umfassendere Zusammenhänge tragen die Übersichtsbeiträge über die Berichterstattung zum Rechtsextremismus, zur Wirkungsforschung, zur Mediennutzung sowie zur praktischen und reflektierenden Medienpädagogik bei. Alles in allem bietet der Sammelband zahlreiche Hilfestellungen bei der Auseinandersetzung mit dem Thema Rechtsradikalismus in Film und Fernsehen und eignet sich insbesondere für die Zwecke der politischen, journalistischen sowie medienpädagogischen Fort- und Weiterbildung.

Christian Filk, Köln

**Ursula E. Koch u.a. (Hrsg.)
Hörfunk in Deutschland und Frankreich /
La radio en France et en Allemagne.**

Journalisten und Forscher im Gespräch /
Un dialogue entre journalistes et chercheurs.
München: Verlag Reinhard Fischer 1996, 354 Seiten.

»Wie man hört - und wie Peter Voß es in seinem Grußwort ins Gedächtnis zurückruft - (...) ist das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland nicht ganz frei von Irritationen« (S. 25). Deswegen sollte jedes Unternehmen gelobt werden, das darauf zielt, diese Irritationen zu verringern bzw. Mißverständnisse zwischen beiden Ländern auszuräumen. Dies geschieht durch deutsch-französische Medienkolloquien, deren erstes 1989 stattfand, nachdem deutsche und französische Kommunikationswissenschaftler

und -fachleute festgestellt hatten, daß Forschung und Lehre in beiden Ländern parallel, aber auch in Unkenntnis der Medienwelt des jeweiligen Nachbarn verliefen. 1990 hatten Ursula E. Koch, Professorin für Kommunikationswissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, und Pierre Albert, Medienhistoriker und ehemaliger Leiter des Pariser Institut français de Presse, die Vortragstexte des ersten deutsch-französischen Medienkolloquiums herausgebracht, das sich als eine allgemeine Einführung in beide Medienlandschaften verstand, 1992 diejenigen des zweiten, das den von den Massenmedien beider Länder über das Nachbarland verbreiteten Klischees gewidmet war.¹ Bei der vorliegenden Publikation, bei dem Detlef Schröter, Leiter des Münchner Transferzentrums für Publizistik und Kommunikation, und Rémy Rieffel, der derzeitige Leiter des Institut français de Presse, mitgewirkt haben, handelt es sich um die Texte der Vorträge des dritten, 1993 in München organisierten Kolloquiums zum Thema Hörfunk.

Das zweisprachige Buch vereint 27 Beiträge von Wissenschaftlern und Radiofachleuten. Im ersten Teil werden die historischen und gesellschaftlichen Grundlagen des Mediums vorgestellt: Ursula E. Koch und Pierre Albert bieten einen guten Überblick über die Geschichte des Rundfunks im jeweiligen Land von den Anfängen bis heute; die »gesellschaftliche Kontrolle des Radios« in Deutschland bzw. in Frankreich sowie der Rechtsstatus der französischen Rundfunkstationen werden von drei weiteren Referenten (Wolf-Dieter Ring, Roland Faure, Emmanuel Derieux) erörtert. Im zweiten Teil wird die Radiopraxis thematisiert: Rémy Rieffel zeichnet die jüngere Entwicklung des französischen Radiojournalismus nach; drei Journalisten (Matthias Holtmann, Henryk Jarczyk, Ivan Levai) überlegen ihrerseits, welche Journalisten der heutige Hörfunk braucht bzw. welche Rolle er im allgemeinen spielen soll. Der dritte Teil gilt den Trends im Programmalltag; neben allgemeinen Gedanken über die Entwicklungen in der ARD und beim französischen staatlichen Hörfunk (Ernst Emrich, Claude Norek) werden in kurzen Portraits mehrere Sender vorgestellt: B 5 Aktuell (Wolfgang Aigner), OK-Radio (Ingo Borsum) und Deutsche Welle (Dieter Weirich) auf deutscher Radio Dreyeckland (Christian Laemmel) sowie die staatlichen Lokal- und Überseesender (Jean-Pierre Farkas, Yves Rambeau) auf französischer Seite. In einem letzten, heterogenen und vom vorigen nicht sehr klar zu unterscheidenden Teil werden sowohl die heutigen Trends der Radioforschung auf beiden Seiten des Rheins und deren Ergebnisse hinsichtlich der Radionutzung von Jugendlichen (Walter Klingler, Fabrice Carlier, Florence Bazaugour-Chambon) als auch der lokale Hörfunk in Deutschland (Stefan Sutor), die zwei Rundfunk- bzw. Mediengesellschaften SOFIRAD und CLT (Jean Charron, Hervé Rony) und schließlich die Beziehungen zwischen Presseverlagen bzw. Nachrichtenagenturen und Hörfunk (Hermann-Dieter Schröder, Michel Mathien, Henri Pigeat) dargestellt.

Das Ziel der Herausgeber war es, durch eine zweisprachige Dokumentation die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Frankreich und Deutschland im Hörfunk-, aber auch im kulturellen Bereich deutlich zu machen. Es ist leider nicht ganz erreicht

worden. Das Buch enthält nämlich zu ungleichgewichtige Beiträge: Interessant sind vor allem die wissenschaftlichen, die ein Thema systematisch untersuchen (wie die von Ring, Rieffel und Schröder), sowie die meisten Einzeldarstellungen, die zahlreiche Informationen über Entwicklung, Betrieb und Programm des jeweiligen Senders liefern. Nicht selten ist aber bei den von Fachleuten beigeordneten Texten zu bedauern, daß es ihnen an (selbst-)kritischen Analysen mangelt. Faure beschränkt sich beispielsweise darauf, die Tätigkeit der Medienaufsichtsbehörde Conseil Supérieur de l'Audiovisuel (CSA), der er damals zugehört hat, im Hörfunkbereich zu beschreiben; viel anregender wären Überlegungen über die Beziehungen zwischen dem CSA und der Regierung am Beispiel des Hörfunks gewesen: Ist eine zentralistische Struktur der Rundfunkkontrolle wesentlich stärker als eine föderalistische Struktur politischen Einflüssen ausgesetzt - wie Ring es behauptet (S. 84)?

Aufmerksamkeit verdienen die Beiträge, in denen die deutsche und die französische Situation verglichen werden, nämlich Bazaugour-Chambons Untersuchung der Hörgewohnheiten der deutschen und französischen Jugendlichen - die ähnlich sind - und Ronys Bericht über »die CLT und RTL aus französischer und deutscher Sicht«. Frappierend ist bei letzterem, daß die CLT jenseits des Rheins zwar seit Jahrzehnten den meistgehörten, eher konservativen Sender RTL betreibt, dieseits aber erst seit Anfang der 90er Jahre z.B. mit RTL Berlin präsent ist. In parallelen Darstellungen werden die Eigenheiten beider Systeme skizziert. Nicht nur die bekannte gegenteilige Struktur des öffentlich-rechtlichen bzw. staatlichen Hörfunks (Föderalismus gegen Zentralismus) wird anschaulich gemacht, sondern auch die sehr unterschiedlichen Beziehungen zwischen Presseverlagen und kommerziellem Hörfunk: In Deutschland waren die Zeitungsverleger die treibende Kraft bei der Einführung des kommerziellen Rundfunks und noch heute ist die Kapitalverflechtung in Bundesländern wie Sachsen-Anhalt oder Nordrhein-Westfalen besonders stark. Im Gegensatz dazu hat die französische regionale Tagespresse die Abschaffung des staatlichen Rundfunkmonopols bekämpft; ihr Versuch, sich an lokalen Sendern zu beteiligen, nachdem diese doch genehmigt wurden, ist außerdem zu einem Fiasko geworden. Weitere nationale Eigentümlichkeiten sind schließlich auf französischer Seite der Starkult um manche Rundfunkjournalisten, die neben ihrem Radioengagement auch in anderen Medien als Autoren oder Kommentatoren auftreten, und auf deutscher Seite die Verbreitung der Pop-Service-Programme, ob öffentlich-rechtlich oder privat.

Es fehlen dennoch einige wesentliche Hinweise und Erklärungen, die eine wirklich vergleichende Lektüre ermöglichen könnten: Daß Médiamétrie, das Thema von Carliers langem Beitrag, das französische Pendant zur GfK² ist oder daß der von Faure erwähnte und in Frankreich selbstverständliche Begriff der »Quotenregelung« in Deutschland undenkbar ist, hätte man erläutern müssen. Wünschenswert wäre auch ein Beitrag über die Tätigkeit der 1963 ins Leben gerufenen deutsch-französischen Hörfunk-Kommission gewesen. Alles in allem vermittelt das

vorliegende Werk durch die Vielfalt der Beiträge zwar ein gutes, aber eher impressionistisches Bild von beiden Hörfunklandschaften. Man vermißt über deren juristische, wirtschaftliche und soziologische Grundlagen einen einleitenden komparativen Überblick - den Albert und Koch nur andeuten. Dem unkundigen Leser wäre daher zunächst eine Einführung in die französische Medienlandschaft zu empfehlen,³ erst dann läßt sich dieses Buch mit Gewinn lesen.

Muriel Favre, Frankfurt am Main / Paris

- 1 Vgl. Pierre Albert u. a. (Hrsg.): *Allemagne - France, deux paysages médiatiques / Frankreich - Deutschland, Medien im Vergleich*. Frankfurt am Main 1990; Ursula E. Koch u. a. (Hrsg.): *Deutsch-französische Medienbilder / Images médiatiques franco-allemandes*. Journalisten und Forscher im Gespräch / *Un dialogue entre journalistes et chercheurs*. München 1992.
- 2 Gesellschaft für Konsum-, Markt- und Absatzforschung.
- 3 Wie z. B. die obengenannten Vortragstexte des ersten deutsch-französischen Medienkolloquiums oder das Kapitel über das Rundfunksystem Frankreichs im vom Hans-Bredow-Institut herausgegebenen Internationalen Handbuch für Hörfunk und Fernsehen.

Susanne Pollert

Film- und Fernseharchive.

Bewahrung und Erschließung audiovisueller Quellen in der Bundesrepublik Deutschland (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 10). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1996, 473 Seiten.

Susanne Pollert hat am inzwischen abgewickelten Lehrstuhl für Archivwissenschaft der Humboldt-Universität die Archivierung der Überlieferung »bewegter Bilder« - sie spricht aus vielerlei wohlwogenen Gründen meist von »Moving Images« (MI) - im Rahmen ihrer Dissertation umfassend beschrieben und analysiert. Die Arbeit enthält neben ausführlichen Begriffsbestimmungen (Teil 2, S. 29ff.) die Vorstellung öffentlicher Filmarchive als Endarchive (Teil 3, S. 63ff.). Die Verfasserin behandelt dabei insbesondere die Einrichtungen des Kinemathekenverbundes der (alten) Bundesrepublik und das ehemalige Staatliche Filmarchiv der DDR (jetzt Bundesarchiv/Filmarchiv). Sie beschreibt die Arbeitsabläufe und die Bestände der Fernseharchive der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten als Produktions- und Zwischenarchive mit endarchivischer Kompetenz und bezieht dabei auch die Bestände des Fernsehens der ehemaligen DDR ein, die heute vom Deutschen Rundfunkarchiv an seinem Berliner Standort betreut werden (Teil 4, S. 133ff.). Anschließend werden die für die Erschließung der Überlieferung relevanten bzw. wichtigsten »informationswissenschaftlichen Termini, Methoden und Regelwerke« (Teil 5, S. 269ff.) vorgestellt, Ausführungen, die durch einen umfangreichen Anhang (Teil 7, S. 351ff.) mit Regel-

werken, Normen, Organigrammen und Erschließungsbeispielen illustriert und ergänzt werden. Ihre eigene Konzeption einer historisch-archivarischen Erschließung, die mit Recht von einer programmbezogen-dokumentarischen zumindest partiell unterschieden werden muß, stellt die Verfasserin im Abschnitt »Erschließung bewegt-bildlicher Aufzeichnungen als Quelle« (Teil 6, S. 305ff.) vor.

Die Verfahrens- und Darstellungsweise der Arbeit ist »induktiv-konkret« (S. 22). Sie beschreibt ausführlich die Entstehung und historische Entwicklung, den heutigen organisatorischen Aufbau sowie die Arbeitsmethodiken von MI aufbewahrenden und erschließenden Einrichtungen. Im Teil 4 hätten die Ausführungen wesentlich gestrafft und auf die sich letztlich wiederholenden Grundmuster reduziert werden können. Die für eine ausführliche Behandlung des Themas erforderlichen film- und fernsehwissenschaftlichen, geschichtswissenschaftlichen bzw. mediengeschichtlichen Zugänge sowie die archivfachlichen, bibliothekarischen bzw. dokumentarischen Methoden werden umfassend zusammengestellt. Gleiches gilt für die Besonderheiten der »Inhalte«, die wesentlich durch die technische Aufzeichnungsapparatur für die Herstellung bewegter Bilder verursacht sind. Die Verfasserin beschreibt die im Laufe der Jahrzehnte entwickelten unterschiedlichen Genres und die damit zusammenhängenden Rezeptionsformen in Kino und Fernsehen. Angeschnitten werden auch die Probleme der materiellen Überlieferung, d.h. die schwierigen konservatorischen Fragen, die sich von der dem Archivar und Historiker vertrauten schriftlichen Überlieferung (Akten, Bücher oder anderen schriftlichen Aufzeichnungen) nun einmal erheblich unterscheiden. Zuzustimmen ist dabei der Feststellung, daß die hohen Anforderungen an die Betreuer von Film- und Fernseharchiven offensichtlich dazu beitragen, daß andere archivfachliche und dokumentarische Problemstellungen zurücktreten mußten und bisher nicht ausreichend behandelt wurden.

Vorsichtig bis zuweilen unkritisch sind die Urteile der Verfasserin über die in Deutschland gefundenen Lösungen zur dauerhaften Sicherung von MI im Vergleich zu den in anderen Ländern geltenden Regelungen. Härter ins Gericht geht sie mit der u.a. durch den Kulturföderalismus und die Verschränkung mit kommerziellen Interessen erzwungenen starken Zersplitterung der Filmarchivierung in der (alten) Bundesrepublik. Unkritisch steht sie dagegen der Situation in den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten - die Überlieferung der kommerziellen Fernsehveranstalter wird von ihr nur gestreift - gegenüber. In der Tat erscheint gegenwärtig eine Alleinverantwortung der öffentlichen Hände für die Rundfunküberlieferung - etwa im Sinne einer Pflichtabgabe aller oder eines Teils der Eigenproduktionen - angesichts der vor einigen Jahren kaum vorstellbaren Finanznöte von Bund und Ländern weniger praktikabel und sinnvoll denn je. Koordination und Kooperation von Produktionsarchiven und Endarchiven, die die nicht mehr oder kaum noch programmrelevante Überlieferung zu historisch-archivischen Zwecken sichern, dürften vermutlich die effizienteren, weil Synergieeffekte beinhaltenden Lösungen sein. Es muß jedoch immer wieder betont werden, daß die Selbstverpflichtung der Rundfunk-

anstalten zur Endarchivierung nach der UNESCO-Empfehlung von 1981 keinen rechtsverbindlichen Charakter hat. Sie birgt damit letzten Endes erhebliche Risiken für eine dauerhafte Sicherung der nicht mehr programmrelevanten Überlieferung. Hier vertraut die Autorin allzu blauäugig der von manchen Archivaren der Rundfunkanstalten verbreiteten Rhetorik, daß alles im Lot sei. Eine dauerhafte Sicherung könnte z.B. durch rundfunkrechtliche Regelungen (Verpflichtung zur Archivierung) oder praktisch nicht mehr rückholbare, sinnvolle Kooperationsvereinbarungen zwischen Rundfunkanstalten, Landesarchivverwaltungen (denkbar wären z.B. gemeinsame Stiftungen) erreicht werden.

Die Verfasserin versucht auch, eigene Maßstäbe für die Überlieferungssicherung bzw. die Erschließung zu entwickeln. Danach sind »aus der Sicht einer Historikerin und Archivarin die historisch-archivarische Sicherung bewegt-bildlicher Aufzeichnungen von einer gegenwartsorientierten bibliothekarischen oder dokumentarischen Nutzbarmachung abzugrenzen« (S. 22). In der Tat müssen hinsichtlich der Überlieferungsbildung (z.B. bei der Kassation) und vor allem der Erschließung für nicht programmbezogene Zwecke andere Kriterien gewählt werden. Ohne daß diese archivfachlichen Fragen hier in extenso behandelt werden können, sind dennoch einige Prämissen der Verfasserin kritisch zu befragen. Dies betrifft einmal die Frage der Provenienz. Pollert ist zuzustimmen, daß, anders als bei Schriftgutrecherchen, ein Auffinden auch ohne den unilinearen Zugriff über die Provenienz und innerhalb dieser über den Überlieferungszusammenhang sinnvoll und häufig auch gar nicht anders möglich ist. Deshalb sind auf der Ebene der archivisch-dokumentarischen Nachweise MI durchaus sinnvoll als Einzeldokumente »beschreibbar«, doch nicht »zunächst auch aus sich selbst heraus erklärbar- und interpretierbar« (S. 319). Dazu muß immer der Produktionskontext und damit auch der Provenienzzusammenhang (in einem weiten Verständnis) herangezogen werden. Die klassisch-historische bzw. -archivische Sicht degradiert die Medienüberlieferung meist zur allenfalls illustrierenden Ergänzungsdokumentation, weil es bis heute nicht gelungen ist, ihren genuinen Quellenwert genauer zu bestimmen. Umgekehrt gewinnt man den Eindruck, daß die Verfasserin die mit dem »Produkt« in engstem Zusammenhang stehende Kontextüberlieferung wie das produktionsbegleitende Schriftgut der die MI herstellenden Einrichtungen allenfalls als Ergänzungsdokumentation sehen möchte. Die spezifischen Produktions- und Distributionsweisen der Filmindustrie, die chaotischen Zeitläufte und die von der Verfasserin selbst belegte Archivierungspraxis trugen in den vergangenen 100 Jahren in allzu vielen Fällen dazu bei, die Kontextüberlieferungen zu zerstören. Die Folgen lassen sich in jeder seriösen filmhistorischen Arbeit besichtigen, von der permanenten Klage der Autoren über fehlendes Schriftgut einmal abgesehen. Es ist bedauerlich, daß die Notwendigkeit einer umfassenderen historisch-archivischen Überlieferungsbildung etwa in den öffentlich-rechtlichen Rundfunkunternehmen, wo Produkt- und Kontextüberlieferung noch vereint sind, nicht weiter thematisiert wird.

Interessant und ein Stück weiterführend, wenn auch nicht ausgereift und damit in ihrem deskriptiven Ansatz verharrend, sind die Überlegungen für eine historisch-archivarische Erschließung. Zu Recht zeigt sie die Grenzen der in den Archiven der Rundfunkanstalten fast ausschließlich praktizierten Beschreibung »anonymer Bildmotive« zum Zweck der Wiederverwertung auf. Der im historisch-archivischen Kontext MI betreuende Archivar steht vor der jedoch noch weitgehend ungelösten Problematik, angesichts unklarer Nutzungsanforderungen eine sowohl objektivierende wie auch die gegebene Komplexität eines MI-Dokuments erfassende Beschreibung vorzunehmen, und dies mit einem in jedem Fall geringeren Aufwand als in den Produktionsarchiven. Die Verfasserin sieht die Lösung in einem indikativ-informierenden Referat, das »die sach- und bildthematischen Komponenten (...) so umfassend« beschreibt, »daß auf eine Ansicht verzichtet werden kann.« (S.334f.). Wie dies im Zusammenhang mit dem ohnehin meist erheblichen Aufwand zur Erhebung formaler und technischer Daten, die zur effizienten Dokumentenverwaltung angesichts der technischen bzw. materiellen Gegebenheiten und für eine eindeutige Identifizierung notwendig sind (S. 343), zu leisten wäre, bleibt jedoch unerörtert.

Edgar Lersch, Stuttgart

Ralf Koch

»Medien mögen's weiß«: Rassismus im Nachrichtengeschäft.

Erfahrungen von Journalisten in Deutschland und den USA.

München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1996, 277 Seiten.

Formen des Rassismus - in einem weitgefaßten Sinne - sind überall dort anzutreffen, wo über Generationen hinweg stereotyp Minderheiten ob ihrer vorgebliehen Andersheit und Fremdheit stigmatisiert werden. Die in Deutschland verbreiteten Rassismen sind im Vergleich zu denen in Westeuropa und den USA aufgrund des ethnischen und kulturellen Genozids unter der Diktatur der Nationalsozialisten als besondere anzusehen. Auch im wiedervereinten Deutschland der 90er Jahre dürfen rassistische Gefahren als nicht gering erachtet werden. Diesen Sachverhalt verdeutlicht - einmal mehr - eine jüngst erschienene Veröffentlichung.

In seiner narrativ gehaltenen, komparatistisch angelegten Studie »Medien mögen's weiß« untersucht der Hamburger Autor Ralf Koch den Rassismus im alltäglichen Medienbusiness, beispielhaft nachgezeichnet anhand der Erfahrungen von Journalistinnen und Journalisten in Deutschland und den Vereinigten Staaten. Unter Rassismus versteht der Verfasser: »Denkmuster und Haltungen, durch die ›Fremde‹ als genetisch und/oder kulturell als abweichend wahrgenommen werden, diese Abweichung als negativ angesehen wird, wobei dies aus einer Position der Macht geschieht, die dazu befähigt, diese negative Einschätzung auch in Gestalt von ausgrenzenden und diskriminierenden Handlungen zu artikulieren« (S. 253) Die von Koch vorgestellten Journalistinnen und Journalisten, selbst Angehörige von Minoritäten,

berichten aus der eigenen Anschauung über Latenz, Subtilität und Performanz rassistischer Denk-, Sprach- sowie Darstellungsmuster.

Zunächst gibt der Verfasser eine einführende Übersicht über Vorsatz, Entwicklung, Ausbreitung und Wirkung rassistisch intonierter, konnotierter und motivierter Begriffe, wie »Zigeuner«, »Negere«, »Farbige«, »Gastarbeiter« usw. Daraufhin porträtiert er einige in der Bundesrepublik Deutschland arbeitende Journalistinnen und Journalisten, die einen Teilausschnitt der hier lebenden immigrierten bzw. traditionellen Minderheiten repräsentieren. Nach Maßgabe ihres Werdegangs, ihrer Erfahrungen und Feststellungen gewähren die befragten Moderatorinnen und Moderatoren, Redakteurinnen und Redakteure - Ayşim Alpman (WDR), Cherno Jobatey (ZDF), Judith Hart (»Allgemeine Jüdische Wochenzeitung«), Manfred Ladus (»Serbske Nowiny«) und Bjarne Lonborg (»Flensburg Avis«) - bemerkenswerte Einsichten in den Problemkreis Medien, Minoritäten und Rassismus. In einem eigenen Beitrag erläutert Romani Rose, Vorsitzender des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma, von seiner Warte aus diskreditierende und diskriminierende Tendenzen in den Medien.

Sodann erfolgt ein transkontinentaler Perspektivenwechsel: Ein Seitenblick auf die Diskussion der letzten Jahre in den USA zeigt, so die Auffassung Kochs, daß Deutschland erst ganz am Anfang einer (offenen) Auseinandersetzung um Alltag, Medien und Rassismus steht, weshalb vom Beispiel der Vereinigten Staaten durchaus zu lernen sei. In den weiteren Ausführungen geht es um die Lebensgeschichten, Wahrnehmungen und Eindrücke von US-amerikanischen Journalistinnen und Journalisten, namentlich von: Dorothy Gilliam (»The Washington Post«), Gilbert Bailón (»The Dallas Morning News«), Dinah Eng (»Gannett News Service«/»USA-Today«) und Tim Giago (»Indian Country Today«). Diese Medienvertreterinnen und -vertreter beschäftigen sich - als Angehörige der vier großen Minority Groups: als Schwarze, als US-Amerikaner hispanischer, asiatischer und indianischer Herkunft - seit langem sehr genau mit Rassismus in und von Medien.

Der Band »Medien mögen's weiß« ist in mehrerer Hinsicht von trauriger Aktualität: Koch dokumentiert in seinen Porträts, wieweit das Spektrum der Formen des Rassismus im Alltag und in den Medien zu fassen ist. Er vermag subtile Techniken wie die Verwendung von Kollektivsymbolik, von Vorurteils- und Stereotypenbildung zur Stigmatisierung von Migranten, Asylbewerbern und Andersdenkenden in der Berichterstattung der AV-Medien, in Leitartikeln und Dokumentationen herauszustellen. Zudem tragen die Aussagen der interviewten Journalistinnen und Journalisten dazu bei, die sprachlichen Mittel der alltäglichen medialen Diskriminierung auszuwerten und in entsprechende Diskurskontexte zu verorten.

Bei dem Versuch einer Einordnung der Rassismen in größere Zusammenhänge zeigt sich, daß die gängigen Kriterien zur Abgrenzung der einzelnen rassistisch geprägten Diskurse wesentlich genauer zu fassen sind, um zu zuverlässigeren Aussagen zu Alltag, Medien und Rassismus kommen zu können. Aber auch hier geben sich der Verfasser, seine Gesprächspartnerinnen und -partner zu Recht keinen falschen Illusionen hin: Es gibt, so triviale es immer

wieder klingen mag, keine Patentrezepte zur Überwindung und Zurückdrängung des Rassismus in Alltags- und Mediendiskursen. Immerhin werden einige konstruktive Vorschläge unterbreitet, wie sich jeder in seinem eigenen Wahrnehmungs- und Lebenskontext in Sachen Rassismus sensibilisieren und engagieren kann, gerade - dies betont Koch - vor dem Hintergrund einer multikulturellen Gesellschaft.

Es bleibt mithin die - sehr bescheidene - Hoffnung, daß sich aus vielen kleinen Aktionen und Maßnahmen eine vierte Gewalt gegen Rassismus und Diskriminierung und für Toleranz und Solidarität formiert. Die Beispiele Ralf Kochs zeigen, daß am Ende nicht alle Mühe umsonst gewesen sein muß.

Christian Filk, Köln

Josef Häusler

Spiegel der Neuen Musik: Donaueschingen.

Chronik - Tendenzen - Werkbesprechungen.

Kassel: Bärenreiter; Stuttgart/Weimar: Metzler 1996, 495 Seiten.

Nur etwas mehr als zwei Jahre jünger als die Donaueschinger Musiktage ist der Rundfunk. Wie eng die Beziehungen in deren mehr als 70jähriger (gemeinsamer) Geschichte waren, macht das opulente Werk von Josef Häusler deutlich. An vielen Stellen seines mit großer Sachkenntnis geschriebenen Buches wird dies offenbar. 1921 als »Donaueschinger Kammermusikaufführungen zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst« gegründet und vom Hause Fürstenberg gefördert, engagierte sich schon Ende der 20er Jahre der Rundfunk bei der Ausrichtung des Festivals. Zwar nicht bei den ersten Kammermusikaufführungen von 1921 bis 1926 in Donaueschingen selbst, aber bei deren Fortsetzung von 1927 bis 1929 in Baden-Baden, vor allem 1929, als die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft einen Wettbewerb zur »Originalkomposition für den Rundfunk« ausgeschrieben hatte und daraufhin das Hörspiel von Bert Brecht »Der Lindberghflug« mit der Vertonung von Paul Hindemith und Kurt Weill uraufgeführt wurde: einmal wurde das Stück per Kabel aus dem Studio übertragen, am Tag danach eigens vor Publikum erneut aufgeführt. Das ging auf eine Idee Brechts zurück, der glaubte, den Hörer aktivieren zu können, indem er ihm einen bestimmten Part in der Aufführung zuwies: er sollte sich in Lindbergh versetzen und dessen Texte vor seinem heimischen Radiogerät mitsprechen und -singen. Häusler bilanziert: Angesichts der prekären finanziellen Situation, in der sich das Festival befand, »bedeutete es ein Gottesgeschenk, daß sich 1929 die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft finanziell wie organisatorisch - der Südwestdeutsche Rundfunk Frankfurt gab technische Schützenhilfe und schickte sein Orchester unter Hermann Scherchen nach Baden-Baden - an dem Festival beteiligte. Doch die »Mittäterschaft« des Rundfunks, wiewohl unter großem Glockenschlag eingeläutet, erstreckte sich nur auf dieses eine Jahr; möglicherweise als Folge der Weltwirtschaftskrise Ende 1929 wurde eine Fortsetzung abgelehnt.« (S. 111) Einen indirekten Bezug zum Rundfunk hatte jedoch die Folgeveranstaltung 1930 in Berlin, die in den Räumen der Rundfunk-Versuchsstelle der Staatlichen Hochschule für Musik

stattfand und bei der neben Experimenten mit Schallplatten auch das Hörspiel eine Rolle spielte. vor den Augen der Beobachter unter den Kriterien, unter denen sie angetreten waren, das Rundfunkgenre aber keine Gnade fand. Im »Schatten des Hakenkreuzes«, so der Titel eines Buchkapitels, wird die Donaueschinger Festivaltradition 1934 wieder aufgenommen und bis 1939 fortgesetzt - jedoch unter völlig anderen Vorzeichen, wie das erste Konzert geradezu programmatisch anklingen läßt: »Zwei Marschlieder mit Instrumenten für die HJ«.

Mitte 1946 fand das erste Donaueschinger Nachkriegswochenende mit zeitgenössischer Musik statt. Wenige Wochen zuvor war der Initiator der ersten Kammermusikaufführungen von 1921, Heinrich Burkard, als Chef der Musikabteilung beim Berliner Rundfunk eingestellt worden - zur Wochenendtagung konnte er wegen Passierscheinschwierigkeiten jedoch nicht kommen. 1948 wechselte Burkard als Musikchef zu Radio Stuttgart und empfahl 1950 kurz vor seinem Tod, Verbindung mit dem Südwestfunk aufzunehmen. Damit waren die Weichen für einen Neuanfang in Donaueschingen gestellt, und es begann eine intensive Zusammenarbeit vor allem mit Heinrich Strobel, dem selbstbewußten Musikchef des Südwestfunks, dem Dirigenten Hans Rosbaud, dem Chef des seit 1948 im Aufbau befindlichen Sinfonieorchesters des Südwestfunks, und nicht zuletzt mit Intendant Friedrich Bischof, der seine beiden Mitarbeiter großzügig gewähren ließ. Wie eng die Verbindung zum Südwestfunk waren und sind, unterstreichen außerdem zwei Essays, einer von Joachim-Ernst Berendt, dem langjährigen Leiter der Jazz-Redaktion dieser Rundfunkanstalt über »Jazz und Donaueschingen 1954-1994. Versuch eines Rückblicks«, und einer von Hermann Naber, dem Hörspielchef, über »Musik als Hörspiel - Hörspiel als Musik. Akustische Spielformen und der Karl-Sczuka-Preis«.

Die Donaueschinger Festivals haben ohne Zweifel Musikgeschichte geschrieben, haben jungen Talenten zu ersten Auftritten verholfen und Neuerungen angestoßen oder bereits anderswo Erdachtem ein breiteres Publikum geboten. Das Buch stellt in chronologischer Abfolge einzelne Werke vor und dokumentiert in einer Übersicht außerdem alle aufgeführten Stücke mit Komponisten und Interpreten von 1921 bis 1995. Wegen eines differenzierten Werk- und Personenregisters eignet es sich zudem als ein vorzügliches Nachschlagewerk zur zeitgenössischen Musik. Worauf der Autor allerdings nicht mehr eingehen konnte, war die im Jubiläumsjahr 1996 vom Südwestfunk herausgegebene Ankündigung, ab 1998 seinen finanziellen Beitrag um die Hälfte zu reduzieren. Andere Finanziere haben aber verhindern können, daß die Donaueschinger Musiktage künftig nur noch als Biennale weitergeführt werden.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Nordrhein-Westfalen.

Ein Land in seiner Geschichte.

Aspekte und Konturen 1946 - 1996

(= Veröffentlichungen der staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen.

Reihe C: Quellen und Forschungen, Bd. 36).

Münster: Aschendorf 1996, 623 Seiten.

Wolfram Köhler (Hrsg.)**Nordrhein-Westfalen.**

Fünfzig Jahre später 1946 - 1996

(= Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens, Bd. 46).

Essen: Klartext 1996, 140 Seiten.

Zwei ganz und gar, allein vom Volumen aus betrachtet, unterschiedliche Bücher sind anzuzeigen, die allerdings eines gemeinsam haben: Sie sind anlässlich des 50. Jahrestages der Gründung des Bindestrich-Landes Nordrhein-Westfalen erschienen. Am 23. August 1946 gründete die britische Militärregierung durch die Verordnung Nr. 46 in ihrer Besatzungszone Länder, darunter auch Nordrhein-Westfalen durch den Zusammenschluß der preußischen Provinz Westfalen mit den drei nördlichen Regierungsbezirken Aachen, Düsseldorf und Köln der preußischen Rheinprovinz; hinzu kam 1947 noch das bisher selbständige Land Lippe.

Das opulente Werk - die Hälfte seines Umfangs nehmen Faksimiles und Tabellen ein - der staatlichen Archive Nordrhein-Westfalens knüpft bewußt an das 1993 erschienene Lexikon zur Landesgeschichte an.¹ In fünf Kapiteln für die Jahre 1946 bis 1948, 1948 bis 1958, 1958 bis 1966, 1966 bis 1983 und seit 1983 befassen sich mehrere Dutzend Autoren in weit über 100 Abschnitten mit allen Facetten der staatlichen Entwicklung, von Politik und Gesellschaft, der Wirtschaft, von Bildung und Erziehung, von Kunst und Kultur, wie in der Regel die Zwischenüberschriften der Kapitel lauten, um die Themenpalette zusätzlich zu strukturieren. Der Darstellung der Medien wird dabei allerdings nur ein stiefmütterlicher Platz eingeräumt. So befaßt sich Peter Dohms, Mitarbeiter des Hauptstaatsarchivs Düsseldorf, auf drei Seiten mit der Lizenzpresse und dem von der britischen Besatzungsmacht verfolgten Prinzip, eine parteipolitisch gebundene Richtungspressen ins Leben zu rufen, sowie mit den langandauernden Querelen um die Bildung eines Landespresseausschusses, der 1948 die Aufgaben der Lizenzierung der Zeitungen übernahm. Ingeborg Schnelling-Reinicke aus dem gleichen Archiv geht auf zweieinhalb Seiten auf die im Vergleich zum Sender in Hamburg verspäteten Programmbeginn des Nordwestdeutschen Rundfunks in Köln ein, auf die seit 1946 virulent werdenden Bestrebungen, für Nordrhein-Westfalen eine eigene Rundfunkanstalt zu gründen, was dann 1954 mit der Gründung des Westdeutschen Rundfunks (WDR) Köln unter westfälischer regionalpolitischer Begleitmusik gelang. Auf knapp zwei Seiten werden außerdem noch die Pressekonzentration in den 60er und 70er Jahren, auf eineinhalb Seiten die »Neuen Medien« und auf wenigen Zeilen die Einführung des Privatfunks und das neue WDR-Gesetz gestreift.

Nur neun Autoren befassen sich hingegen mit ebenso vielen Themen in dem von Wolfram Köhler herausgegebenen Sammelband. So werden die Parteien und das Parteiensystem, die wirtschaftliche und soziale Entwicklung, die Landesverfassung und die Hochschulen nach dem Zweiten Weltkrieg vorgestellt. Der Herausgeber selbst steuert den Beitrag »Das Land und sein Sender. Die Medien als Handlungsfeld der Politik« bei. Eingehend befaßt er sich mit den Bestrebungen, eine eigene öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt für Nordrhein-Westfalen zu gründen und mit der gleichzeitig aufgekommenen Diskussion über den Status des Rundfunks in einem demokratischen Staat sowie mit den von den sonstigen Regelungen anderer Bundesländer abweichenden äußerst komplizierten Bestimmungen über den Privatfunk. Zum Schluß verdeutlicht eine Statistik den enorm angestiegenen Stellenwert der Medien für die Landespolitik: Der Landtag debattierte über sie in der Wahlperiode von 1970 bis 1975 neun Mal, in der Wahlperiode von 1980 bis 1985 31 Mal und schließlich in der Wahlperiode von 1990 bis 1995 64 Mal. Innerhalb von 20 Jahren versiebenfachte sich damit der Diskussionsbedarf über die Medien im Landesparlament.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

¹ Vgl. Nordrhein-Westfalen. Landesgeschichte im Lexikon. Düsseldorf 1993. Vgl. die Rezension in: Mitteilungen StRuG Jg. 20 (1994), H. 2/3, S. 161.

Stefan Plaggenborg**Revolutionskultur.**

Menschenbilder und kulturelle Praxis in Sowjetrußland zwischen Oktoberrevolution und Stalinismus.

Köln u.a.: Böhlau-Verlag 1996, 393 Seiten.

Der Kulturdiskurs in der Sowjetunion der 20er Jahre umfaßte diverse Bereiche und war bedeutend vielschichtiger als bisher dargestellt. Dies ist ein Ergebnis der umfassenden Untersuchung von Stefan Plaggenborg, der in Jena den Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte innehat. Er beginnt mit einer harschen Kritik an der historischen Sozialwissenschaft. Ihr wirft der Autor vor, den Menschen in der Historiographie über die Sowjetunion bisher weitgehend vernachlässigt zu haben. Mit seiner Arbeit möchte er die wissenschaftliche Literatur um die anthropologische Dimension erweitern. Untersucht wird der Zugriff der neuen Machthaber auf Geist und Körper des Menschen im Jahrzehnt zwischen Revolution und Durchsetzung des Stalinismus. Plaggenborg hat dafür ein überzeugendes Konzept gefunden. So unterteilt er die Bemühungen, den neuen, den sozialistischen Menschen zu formen, in die Einflußnahme auf das Lesen (Presse/ Bücher), das Hören (Rundfunk), das Sehen (Plakat/ Film), das Erfahren (Exkursionen), das Erinnern (Museen und Monumente) sowie das Erleben (Staatsfeste). An den Anfang seines Buches stellt er die Auffassungen über den Menschen und die Versuche, sie umzugestalten. Dafür wählte er die Diskussion über die Arbeitskultur sowie Aspekte der militärischen und der medizinischen Erziehungsideale. In einem Abschlußteil werden Fragen der Religion - Religiosität und Areligiosität der Sowjetbürger sowie

der staatliche Atheismus - behandelt. Sein Blick auf alle diese Themenkreise ist jedoch der »von oben«. Er untersucht nicht die Akzeptanz oder die Resultate der Vorstellungen der neuen Eliten bei der Bevölkerung, sondern die Vorstellungen der Eliten an sich.

Einer möglichen Kritik an seinem Darstellungsteil beugt Plaggenborg in seiner Einleitung gleich vor. »So mögen an dieser Stelle endgültig die Historiker und Historikerinnen aller Richtungen erschreckt sich abwenden: die historischen Sozialwissenschaftler, weil ich keine Theorie habe, mit der ich die Wirklichkeit beuge, die Alltagshistoriker, weil ich keine Mikrohistorie betreibe und »von unten« schreibe, die ethnologisch geschulten Historiker und historischen Anthropologen, weil ich die »dichte Beschreibung« nicht genügend anwende, die Historisten, weil sie mit dem Buch nichts anfangen können« (S. 15). Und etwas später: »Statt dessen möchte sie [die Arbeit] in erster Linie Befunde herstellen, bevor es ans Theoretisieren geht.« (S. 19) Tatsächlich lesen sich in erster Linie die Kapitel mit großem Gewinn, in denen er neue oder wenig bekannte Befunde vorstellt. Dies ist beispielsweise bei dem von der Forschung weitgehend unbeachteten Rundfunk der Fall. Kommt in dem Buch, wie Plaggenborg in der Einleitung verspricht, Lenin - wie überhaupt der Marxismus-Leninismus - wenig vor, so macht das Kapitel über das Radio eine Ausnahme. Denn der Einfluß Lenins auf die Entwicklung und Nutzung der Rundfunktechnik ist nicht zu übersehen. Seine gedanklichen Vorgaben und finanziellen Hilfen förderten das neue Medium. Dennoch, so das Resümee Plaggenborgs, gelang es dem Sowjetstaat nicht, den Rundfunk als ein wirksames Propagandamittel zu nutzen. Von einer flächendeckenden Versorgung konnte keine Rede sein, standen noch 1927 über 90 Prozent der Rundfunkgeräte in den Städten. Die wenigen Geräte, die in den Dörfern zu finden waren, sind in vielen Fällen nach kurzer Zeit nicht mehr einsatzfähig gewesen. Organisatorisch allerdings hatte sich die Partei zu diesem Zeitpunkt den Zugriff auf den Rundfunk gesichert, auch wenn dessen Einfluß letztlich aufgrund der technischen Rückständigkeit nicht genutzt werden konnte.

Spannend zu lesen sind auch die Kapitel über die Praxis der Exkursionen, den Umgang mit der Geschichte oder den Ablauf der Staatsfeste. So erscheinen die Aussagen der »Exkursionstheoretiker« zu dem Nutzen des Anschauungsunterrichtes durch Exkursionen ausgesprochen fortschrittlich und zugleich ideologisch unbelastet. Es ist interessant zu erfahren, daß es eine Tradition dieser Art der Erziehung bereits zur Zarenzeit gab und daß viele ihrer Vertreter sich auch im neuen Staat artikulieren konnten. Daß auch die Museumspolitik in den ersten Jahren von den Bolschewiki kaum reglementiert bzw. diktiert wurde, erstaunt. Dies gehört aber zu den vielen aufschlußreichen Einzelbefunden, die uns der Autor mit großer sprachlicher Gewandtheit, aber auch mit einem leicht spöttischen Unterton präsentiert. Als Resultat bietet uns Plaggenborg die Erkenntnis an, daß die vielfältigen Anstrengungen der neuen Machthaber, die Menschen umzuerziehen, nichts anderes als die Bespiegelung eines auf sich selbst bezogenen Regimes gewesen sind. Aber auch in diesem Diskurs über den Diskurs über den Menschen kommt der konkrete Mensch nur am Rande vor. Lohnend wäre

es nun, der Sicht »von oben«, die Plaggenborg so erschöpfend dargestellt hat, diejenige »von unten« gegenüberzustellen. Die veränderten Forschungsbedingungen sollten es möglich machen.

Carola Tischler, Berlin

Carola Tischler

Flucht in die Verfolgung.

Deutsche Emigranten im sowjetischen Exil - 1933 bis 1945 (= Arbeiten zur Geschichte Osteuropas, Bd. 3).

Münster: Lit Verlag 1996, 277 Seiten.

Im »Vaterland aller Werktätigen«, wie sich die Sowjetunion selbst pries und wie sie sich von Sympathisanten in aller Welt gerne preisen ließ, hielten sich Mitte der 30er Jahre noch nicht einmal 5 000 Emigranten aus Deutschland auf - größtenteils Mitglieder der KPD. Das waren gerade einmal zweieinhalb Prozent (und wahrlich kein »beträchtlicher Teil der KPD-Mitglieder«, S. 222) der mit rund 200 000 im Jahr 1931 angegebenen Mitglieder der Partei, die bei den letzten Reichstagswahlen am 5. März 1933 mehr als 4,8 Millionen Stimmen erhalten hatte. Weitere 2 000 Parteimitglieder hielten sich einem internen Parteibericht zufolge 1936 als Emigranten in westeuropäischen Ländern auf.

Die Sowjetunion war damit nur eines der vielen Zufluchtsländer für die vom nationalsozialistischen Regime Verfolgten, deren Gesamtzahl mit 500 000 für die Jahre von 1933 bis 1945 angenommen wird, - jedoch ein besonderes. Der überwiegenden Zahl der Emigranten, die aus dem Deutschen Reich in die Sowjetunion wechselten, dürfte allerdings nicht bewußt gewesen sein, daß sie die eine Diktatur gegen eine andere eintauschten, obwohl die meisten von ihnen unter dem von Stalin angeordneten Repressionen mit willkürlichen und absurden Anschuldigungen begründeten Verhaftungen und Erschießungen von 1936 bis 1938 litten, aber auch in den Jahren davor und danach von Verfolgungen nicht sicher waren.

Carola Tischler geht in ihrem aus einer von der Gesamthochschule Kassel angenommenen Dissertation hervorgegangenen Buch detailliert auf viele Einzelschicksale ein, stellt sie in den Zusammenhang der sowjetischen Innenpolitik und der sich verändernden deutsch-sowjetischen Beziehungen, die nicht ohne Einfluß auf die Position der KPD-Führung innerhalb der Kommunistischen Internationale und im Verhältnis zur Kommunistischen Partei der Sowjetunion blieben. Ausgehend von den in den 20er Jahren festgesetzten Prinzipien, Asyl denjenigen in der Sowjetunion zu gewähren, die im revolutionären Kampf in ihren Heimatländern straffällig geworden waren, sich damit aber um die Weltrevolution verdient gemacht hatten, schildert die Autorin die bürokratischen Prozeduren, denen Emigranten unterworfen wurden, wenn sie die Grenze in das Exilland Sowjetunion überschreiten wollten. Den politischen Alltag bestimmten, so ist den weiteren Kapiteln zu entnehmen, bis 1941 Parteisäuberungen, Verhaftungen, Erschießungen, Denunziationen, erzwungene oder freiwillige Rückkehr in das nationalsozialistische Deutschland. In den Jahren des deutsch-sowjeti-

schen Kriegen von 1941 bis 1945 kamen Deportationen hinzu, bei denen die Emigranten kaum anders behandelt wurden als die in der Sowjetunion geborenen Deutschen, die nun von der Krim oder der Wolgadeutschen Republik vertrieben oder für die Arbeitsarmee zwangseingezogen wurden, weil man ihnen konterrevolutionäre Aktivitäten zugunsten Deutschlands unterstellte.

Während der zwölf Jahre nationalsozialistischer Herrschaft in Deutschland verfolgte die Sowjetunion als primäres Ziel ureigenste Interessen, denen sich die Interessen der Emigration und diejenigen der KPD-Führung unterzuordnen hatten. Nichts macht dies deutlicher als die erzwungene Wende nach Abschluß des Hitler-Stalin-Pakts im August 1939, nach dem die Leitung der KPD nicht mehr die faschistische Diktatur in Deutschland als primär die kapitalistischen Staaten unter Führung Englands als Feind anzusehen hatte. Die Position der kommunistischen Emigration festigte sich erst ab Mitte 1943 - nach Gründung des Nationalkomitees Freies Deutschland, um die Propaganda an der Front und Richtung Reich zu forcieren, und als erste Vorbereitungen begannen, Personal für die Verwaltung Nachkriegsdeutschlands zu rekrutieren.

Das Buch, das sich auf ein reichhaltiges Quellenmaterial in Moskauer und Berliner Archiven stützt, streift neben den politischen auch kurz die kulturellen Arbeitsfelder, die Emigranten offenstanden. Sie wurden beschäftigt beim Film und Theater, bei Zeitschriften und Verlagen, in Forschungseinrichtungen und Schulen und nicht zuletzt - wie bekannt - beim Rundfunk: zunächst in der deutschsprachigen Redaktion von Radio Moskau, später beim Deutschen Volkssender und beim Sender des Nationalkomitees Freies Deutschland.

Nicht so sehr die »große Politik« hat die Autorin interessiert, sondern welche Auswirkungen diese Politik auf die Lebensverhältnisse für einen Kreis von Personen hatte, der - mit dem Gesicht nach Deutschland - seinen Aufenthalt so kurz wie möglich halten wollte. Voraussetzung für eine Rückkehr war allerdings der Sturz Hitlers, der aber nicht in jedem Fall dazu führte, daß Emigranten auch sofort zurückkehren konnten. Viele von ihnen wurden auch noch nach dem 8. Mai 1945 in Gefängnissen und Arbeitslagern der Sowjetunion festgehalten.

Carola Tischlers Buch leistet einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung der deutsch-sowjetischen Beziehungen, zur Sowjetunion in der Zeit des Stalinismus' sowie zur Emigration während der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Michael Bollé

Die Großfunkstation Nauen und ihre Bauten von Hermann Muthesius.

Berlin: Verlag Willmuth Arenhövel 1996, 64 Seiten.

Deutsche Telekom (Hrsg.)

Nauen sendet.

Festschrift zur feierlichen Präsentation der Sendestelle Nauen, 25. April 1997.

o.O. o.J. [1997], 48 Seiten.

Reinhard Klein-Arendt

»Kamina ruft Nauen!«.

Die Funkstellen in den deutschen Kolonien 1904 - 1918.

Köln: Wilhelm Herbst Verlag 1996, 342 Seiten.

Die Stadt Nauen ebenso wie die Stadt KönigsWusterhausen, beide in der Nähe Berlins gelegen, sind untrennbar mit der Entwicklung der (Rund)Funktechnik verbunden. Zur Funkstation Nauen sind in kurzem Abstand mehrere Publikationen erschienen, die sich auf unterschiedliche Weise dem technikgeschichtlichen Monument nähern: aus denkmalpflegerischer Sicht, aus Gründen der Public Relation und aus der Perspektive der praktischen Nutzenanwendung während eines kurzen Abschnitts der deutschen Geschichte.

Michael Bollé von der Berliner Hochschule der Künste versucht, unterstützt durch rund 70 Fotos und Faksimiles, einem so gut wie unbekanntem Werk des Architekten Hermann Muthesius gerecht zu werden, eben dem Senderhauptgebäude in Nauen, das ab 1916 errichtet und 1920 in Gegenwart von Reichspräsident Friedrich Ebert seiner Bestimmung übergeben wurde. Er vergleicht dieses Gebäude, ursprünglich von Telefunken errichtet, später von der Deutschen Reichspost übernommen, mit anderen von Muthesius und etwa zur gleichen Zeit von seinen Architektenkollegen mit der charakteristischen Klinkeraußenverkleidung konzipierten Bauten im expressionistischen Stil bzw. demjenigen der Neuen Sachlichkeit. Bollé geht dabei ebenso auf die Vorgängerbauten ein - eine Funkstation gab es in Nauen bereits 1906, einen Neubau 1911 - wie auf die Frühgeschichte der Drahtlosen Telegraphie, mit der Muthesius bei einem Engländeraufenthalt als technischer Attaché der deutschen Botschaft bei einem Vortrag von Guglielmo Marconi noch vor der Jahrhundertwende Bekanntschaft machte, sowie auf die weitere Geschichte der Funkstation nach 1920. So wurden beispielsweise für die Radioberichterstattung über die Olympischen Spiele in Berlin 1936 bauliche Erweiterungen vorgenommen, von hier aus sendete ab 1959 der Auslandsdienst der DDR »Radio Berlin International« und ab 1990, nach der deutschen Vereinigung, betrieb die Deutsche Telekom drei Kurzwellensender für die Deutsche Welle (DW). Der Text endet mit dem Hinweis: »Die im Aufbau befindliche Neunutzung des Geländes und der Bauten durch die »Deutsche Telekom« wird auch den Muthesius-Bau mit einbeziehen und ihm als zentrale Schaltstelle seine Referenz erweisen.« (S. 58)

Den Beleg dafür liefert eine kleine zweisprachige - deutsch/englisch - Festschrift der Telekom, erschienen am 25. April 1997 zur feierlichen Präsentation

der Sendestelle Nauen. Nach einem gerafften Überblick über die Vorgeschichte und Geschichte der Station werden die neue in Nauen installierte Sendertechnik und das in die Zukunft weisende Antennenkonzept beschrieben und in anschaulichen Fotos dokumentiert. Zum Schluß kommt DW-Intendant Dieter Weirich in Form eines Interviews zu Wort, in dem er die Stellung des Sendezentrums Nauen in der Kurzwellenstrategie seiner Rundfunkanstalt hervorhebt.

Weniger von Nauen als vielmehr von den Funkstationen in den deutschen Kolonien in Afrika, China und in der Südsee handelt das Buch von Reinhard Klein-Arendt. Mit viel Liebe für Details, die er durch die Auswertung der zeitgenössischen Presse und von Akten des Reichskolonial- sowie des Reichspostamtes ermittelt hat, zeichnet er die Entwicklung der Kommunikation zwischen den Kolonien und dem Mutterland sowie den Kolonien untereinander nach. Zunächst auf die von den Engländern betriebenen unterseeischen Kabelverbindungen angewiesen, emanzipierte sich das deutsche Kaiserreich von ausländischer Hilfe und baute unter militärstrategischen Aspekten die Funkverbindungen aus, die aber auch für zivile Zwecke genutzt werden konnten. Manche Anlage wurde erst kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs fertiggestellt und kurz danach bei der Eroberung der deutschen Kolonien durch Truppen der Ententemächte wieder außer Betrieb gesetzt. Für Klein-Arendt steht fest, daß die Funktechnik dieser Jahre einen enormen Innovationsschub erlebte, ausgelöst nicht zuletzt durch das Großmachtstreben Deutschlands.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Chris Howland

Happy Days?

Erzählungen. Mit einem Vorwort von Elke Heidenreich. Übersetzt von Franca Fritsch und Heinrich Koop.

Köln: Kiepenheuer & Witsch 1995, 255 Seiten.

»Ein Pferd galoppierte und wieherte, die Musik lief an, und eine eigenartige Stimme sagte: »Hello meiner Freundar. Das war mein Ferd Pegasus und ish bin der Scharl-blattern-tschocke mit viele Musik für Sie, Sie und besonders Sie! Sitzen Sie bekwäm? Dann fanger ish arn!« (S. 189). 1952 war dies nicht nur die Eröffnungsmoderation einer neuen Hörfunksendung des Nordwestdeutschen Rundfunks (NWDR), sondern auch der Beginn eines neuen Kapitels einer manchmal wunderlichen Karriere mit Höhen und Tiefen.

John Christopher (Chris) Howland, geboren 1928 in London, in den 50er Jahren Deutschlands erster »Schallplattenjockey« (als ein »Diskjockey« noch zu verwegen gewesen wäre) und bis heute vielen Hörern als radebrechender »Mister Pumpernickel« bekannt, legt mit seinen autobiographisch gefärbten »Happy Days?« kein rundfunkhistorisches Kompendium vor. Dennoch können einige Kapitel dieses Buches dem Rundfunkhistoriker durchaus als Quelle dienen, zumal die Medienpersönlichkeit Howland inzwischen Objekt der Forschung geworden ist.¹ Auf die kritisch zu betrachtende Authentizität der Darstellung weist der Autor durch den Untertitel des Buches

selbst hin: Es handelt sich um »Erzählungen«, also möglicherweise eine Mischung aus Fiktion, Fakt und Erinnerung. Viele Personennamen, speziell bei den etwas deftigeren Geschichten, sind geändert worden. Howland erzählt nicht sein ganzes Leben, sondern beschränkt sich auf einige besonders markante (und amüsante) Lebensphasen und Begebenheiten.

Von größerem rundfunkhistorischen Interesse sind in diesem Zusammenhang die beiden Kapitel »British Forces Network« (S. 115-157) und »Nordwestdeutscher Rundfunk« (S. 183-200). Howland erzählt, wie er als junger Wehrpflichtiger 1948 mehr oder weniger durch Zufall dem britischen Soldatensender BFN in Hamburg zugeteilt wurde.² Hier erhielt er seine journalistische Grundausbildung, wurde Musikredakteur, Filmrezensent und Komoderator der legendären Sendungen »Family Favourites« und »Breakfast Club«. Nicht ohne Selbstironie erinnert sich der Autor an seine Nervosität vor und bei seiner ersten Ansage, die sich im wesentlichen auf das Verlesen der Uhrzeit beschränkte - und prompt schief ging. Neben Anekdoten dieser Art bietet das Kapitel dem Leser Reminiszenzen an prägende Vorbilder und Kollegen, zumindest rudimentäre Beschreibungen der technischen und personellen Ausstattung der Hamburger Musikhalle, des seinerzeitigen provisorischen Funkhauses, sowie einige Einblicke in die unkonventionelle Arbeitsatmosphäre beim Militärrundfunk. »Ich glaube nicht, daß es bei diesem Sender auch nur einen normalen Menschen gab - mit Ausnahme der »normalen« Armeeingehörigen, die uns nicht mochten, weil wir [BFN-Mitarbeiter] nicht dazugehörten« (S. 119). Recht plastisch und eindringlich gelingt Howland das Zeitkolorit: Beschreibungen von Gängen durch das zerstörte Hamburg und der Lebensbedingungen der deutschen Zivilbevölkerung.

Inmitten einer institutionellen Krise des BFN Anfang der 50er Jahre, die auf drastische Mittelkürzungen durch das Londoner Kriegsministerium zurückging, stellte sich Howland, inzwischen demobilisierter Zivilist, aus einer Laune heraus als Plattenaufleger beim NWDR vor. Zu seiner eigenen Überraschung akzeptierte der verdutzte Produzent sein nach damaligen Standards außergewöhnliches Konzept - schließlich galt es, an BFN verlorene deutsche Hörer zurückzugewinnen. Die erste Ausgabe der wöchentlichen Sendung »Rhythmus der Welt« am 1. September 1952 war ein Erfolg, sorgte aber auch teilweise für Verwirrung. Die im wahrsten Sinne des Wortes unerhörte Mischung aus Musik, Geräuscheffekten und einer für hiesige Rezipienten völlig ungewohnt lockeren und persönlich gehaltenen Moderation (wegen mangelnder Deutschkenntnisse von einem phonetischen Transkript abgelesen) kann als ein Vorbote der Pop-Ära in Deutschland bezeichnet werden.³ Howland beschreibt die Reaktion eines Zeitzeugen: »Das wird sich in Deutschland niemals durchsetzen«, sagte einer. »In England und Amerika ist das vielleicht in Ordnung, aber nicht hier. Was sollte das Pferd? Und warum die Witze und das Gelächter?« (S. 190). Hier hat der Autor - und mit ihm Sender wie AFN und BFN, dessen Ziehkind er war - in der Tat Pionierarbeit geleistet: »Der deutsche Rundfunk befand sich auch 1952 noch in der Steinzeit« (S. 183).

Seine weitere Karriere in Deutschland und (kurzfristig) Großbritannien - in Hörfunk, Fernsehen (unter

anderem »Musik aus Studio B«, Norddeutscher Rundfunk, 1961-1969), beim Film und als Sänger - beschreibt Howland nur bruchstückhaft und nicht bis in die Gegenwart; das Buch versammelt eben nur lose verbundene »Erzählungen«. Howlands Mutterwitz und Ironie scheinen dabei auch in der deutschen Übersetzung auf. Der Wert eines solchen Bandes als historische Quelle ist freilich arg limitiert, zumal genauere Titel von Sendungen, Daten und ähnliches größtenteils fehlen.

Oliver Zöllner, Baden-Baden

verschwiegen? Im März 1991 wurden kommerzielle Radiosender zugelassen, und im Juli des gleichen Jahres wurde der Rundfunk per Gesetz zur unabhängigen Einrichtung erklärt. Nachdem im Oktober 1996 der erste kommerzielle Fernsehsender zugelassen wurde, was die Broschüre nicht mehr erwähnen konnte, hatte sich auch in diesem mittel-osteuro-päischen Land der duale Rundfunk auf der ganzen Linie durchgesetzt.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

- ¹ Vgl. Wolfgang Becker: Zeitzeugen-Erinnerung. Der Beitrag der Medien zur Westorientierung der Bundesrepublik Deutschland in den 50er und 60er Jahren. Ein Forschungsprojekt an der Universität Osnabrück. In: RuG Jg. 23 (1997), H. 1, S. 41-44, hier S. 42.
- ² Siehe auch Alan Grace: This is the British Forces Network. The Story of Forces Broadcasting in Germany. Stroud 1996, S. 50 u. 87.
- ³ Vgl. die Titelgeschichte »Heiß vom Plattenteller«. In: Der Spiegel Jg. 6 (1952), H. 51, S. 28ff.

Slovenský rozhlas [Hrsg.]

Slovenský rozhlas.

V jubilejnom roku 1996

(dt: Slowakischer Rundfunk [Hrsg]: Slowakischer Rundfunk. 70jähriges Jubiläum 1996).

o.O. o.J [Bratislawa 1996], 88 Seiten.

Am 2. Oktober 1926 ging die erste Rundfunkstation der Slowakei in Bratislawa auf Sendung. Aus Anlaß des 70. Jahrestages des Sendebeginns wurde im Funkhaus von Bratislawa eine Ausstellung eröffnet und eine Festschrift publiziert, die zwar auch auf die Geschichte des Rundfunks eingeht, vor allem aber den derzeitigen Entwicklungsstand des Radios und des Fernsehens in einem erst seit Anfang 1993 selbständigen Land in Text und Bild dokumentieren will. Dank einer englischsprachigen Zusammenfassung für den des Slowakischen Unkundigen lassen sich die Eckpunkte der slowakischen Rundfunkgeschichte referieren: In der Tschechoslowakei der Vorkriegszeit war er Teil der in Prag beheimateten Gesellschaft Radiojournal und von 1939 bis 1989 mit Ausnahme weniger Jahre Instrument diktatorischer Regime: zunächst des dem nationalsozialistischen Deutschland nahestehenden Prälaten und Regierungschef Josef Tiso und später der Kommunisten. Dazwischen gab es immer wieder Lichtblicke: anläßlich des slowakischen Aufstandes von August bis Oktober 1944 mit den Sendungen des freien slowakischen Radios, vom Juni 1945, nachdem die zerstörten Studios und Sender wieder hergestellt waren, bis Februar 1948, als die Kommunisten mit der Macht im Staat auch die Macht über den Rundfunk übernahmen, und 1968, als sich auch der Rundfunk der Bestrebungen zur Demokratisierung annahm, die sich auf Dauer aber erst ab November 1989 durch die »samtene Revolution« durchsetzen konnten, wenn auch nicht in Bratislawa, sondern vor allem in Prag - oder haben da etwa die westlichen Medien etwas

Bibliographie

Online, Internet und Digitalkultur Zur jüngsten Diskussion um die Informationsgesellschaft

Eine Auswahl deutschsprachiger wissenschaftlicher Literatur

I. Diskursive und programmatische Aspekte

1. Aabe, Alex. Schritt für Schritt ins Internet. Einführung ins Internet. Singen 1996.
2. Ahrweiler, G. u.a. (Hrsg.). Memorandum Forschungs- und Technologiepolitik 1994/95. Marburg 1995.
3. Arnold, Franz (Hrsg.). Handbuch der Telekommunikation. Köln 1994.
4. Benedikt, Michael. Cyberspace. First Steps. Cambridge 1991.
5. Bollmann, Stefan/Christiane Heibach (Hrsg.). Kursbuch Internet. Anschlüsse an Wirtschaft und Politik, Wissenschaft und Kultur. Mannheim 1996.
6. Brauner, Josef/Roland Bickmann. Die multimediale Gesellschaft. Frankfurt am Main, New York 1994.
7. Bruns, Thomas u.a. Das analytische Modell. In: Schatz (Hrsg.). Fernsehen. S. 19-55.
8. Bundesministerium für Wirtschaft (Hrsg.). Die Informationsgesellschaft. Fakten, Analysen, Trends. Bonn 1995.
9. Burda Anzeigen Center GmbH (Hrsg.). Neue Erkenntnisse der Print- und TV-Forschung. Offenburg 1995.
10. Emnid. Media Vision. Akzeptanz, Stand der Technik und Perspektiven ausgewählter Multimediale Anwendungen. Dokumentation der Ergebnisse 1996. Bielefeld 1996.
11. Erbing, L. (Hrsg.). Kommunikationsraum Europa. Konstanz 1995.
12. Europäische Informationsstelle. Statistisches Jahrbuch. Filmindustrie, Fernsehen und neue Medien in Europa 1994-1995. Straßburg 1995.
13. Fegter, Wilfried. Multimedia. Technische Grundlagen - praktische Anwendungen. In: van Haaren/Hensche (Hrsg.). Multimedia. S. 29-42.
14. Filk, Christian. Online, Internet und Digitalkultur. Eine Bibliographie zur jüngsten Diskussion um die Informationsgesellschaft. In: Rundfunk und Geschichte. Nr. 2-3/1996. S. 184-193.
15. Filk, Christian. Zur Medienforschung der 90er Jahre - Ein transdisziplinärer Literaturbericht. In: Meyer (Hrsg.). Medien, Politik, politische Bildung. S. 167-204.
16. Film- und Fernsehwissenschaft. Mitteilungen der Gesellschaft für Film- und Fernsehwissenschaft e.V. Nr. 1/1996.
17. Fünfgeld, Hermann/Claudia Mast (Hrsg.). Massenkommunikation. Ergebnisse und Perspektiven. Opladen 1997.
18. Glowalla, Ulrich u.a. (Hrsg.). Multimedia '94. Grundlagen und Praxis. Heidelberg, Berlin 1994.
19. Glowalla, Ulrich (Hrsg.). Perspektiven multimedialer Kommunikation. Berlin 1996.
20. Groebel, Jo. Medienpsychologie und Medienzukunft. Stabilität und Veränderung des Kommunikationsverhaltens. In: Fünfgeld/Mast (Hrsg.). Massenkommunikation. S. 320-331.
21. Grote, Claudia u.a. (Hrsg.). Kommunikationsnetze der Zukunft - Leitbilder und Praxis. Berlin 1994.
22. Haaren, Kurt van u.a. (Hrsg.). Informationsgesellschaft - Medien - Demokratie. Kritik, Positionen, Visionen. Marburg 1996.
23. Hall, Peter Christian (Hrsg.). Fernsehen im Überfluß. Programme im digitalen Zeitalter. 28. Tage der Fernsehkritik 1995. Mainz 1996.
24. Harms, I. u.a. Interaktiv heißt die Zukunft. In: Medienpsychologie. 6. Jg. (1994). S. 241-251.
25. Hartmann, Frank. Cyber Philosophy. Elemente einer Theorie der neuen Medien. Wien 1996.
26. Hauf, Oliver. Die Informationsgesellschaft. Anatomie einer Lebenslüge. Frankfurt am Main u.a. 1996.
27. Heim, Michael. The Metaphysics of Virtual Reality. New York 1993.
28. Helig, Jörg (Hrsg.). Intermedialität. Berlin 1997.
29. Herget, J. (Hrsg.). Neue Dimensionen in der Informationsverarbeitung. Konstanz 1993.
30. Hooffacker, Gabriele/Peter Lökk. Online Guide Politik & Gesellschaft. Findig reisen in den Netzen. Reinbek bei Hamburg 1997.
31. Jaeckel, Michael (Hrsg.). Mediale Klassengesellschaft? Politische und soziale Folgen der Medienentwicklung. München 1996.
32. Johnson-Laird, Philip. »Der Computer im Kopf.« Formen und Verfahren des Erkennens. München 1996.
33. Kleinsteuber, Hans J. Vom Zwei-Wege-Fernsehen zu den »interactive media«. Der Mythos vom Rückkanal. In: Walter Hömberg/Heinz Pürer (Hrsg.). Medien-Transformation. Zehn Jahre

- dualer Rundfunk in Deutschland. Konstanz 1996. S. 106-118.
34. Kloock, Daniela. Von der Schrift- zur Bild-(schirm)kultur. Analysen aktueller Medientheorien. Berlin 1995.
 35. Koschnick, Wolfgang L. Medien- und Journalistenjahrbuch 1996. Berlin 1996.
 36. Kronenberg, Friedrich. Online Surfing im Internet. Wien 1995.
 37. Kuhlen, Rainer. Informationsmarkt. Chancen und Risiken der Kommerzialisierung von Wissen. Konstanz 1995.
 38. Langenbacher, Wolfgang R. (Hrsg.). Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Wien 1994.
 39. Ludes, P. Medientheorien heute. In: Meyer (Hrsg.). Medien, Politik, politische Bildung. S. 12-30.
 40. Ludes P./A. Werner (Hrsg.). Multimedia aus medien- und kommunikationswissenschaftlicher Sicht. Opladen 1997.
 41. Mast, Claudia (Hrsg.). Markt - Macht - Medien. Publizistik im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlicher Verantwortung und ökonomischen Zielen. Konstanz 1996.
 42. Mast, Claudia. Massenkommunikation - quo vadis? Grenzaufhebungen markieren den Weg nach Multimedia. In: Fünfgeld/Mast (Hrsg.). Massenkommunikation. S. 213-228.
 43. Media Perspektiven. Basisdaten. Daten zur Mediensituation in Deutschland 1995. Frankfurt am Main u.a. 1995.
 44. Meyer, Thomas (Hrsg.). Medien, Politik, politische Bildung. Jahrbuch der Politischen Bildung der Friedrich-Ebert-Stiftung e.V. 1996. Bonn 1996.
 45. Negroponte, Nicholas. Total digital. Die Welt zwischen 0 und 1 oder die Zukunft der Kommunikation. München 1995.
 46. Neubauer, Karl Wilhelm (Hrsg.). Elektronisches Publizieren und Bibliotheken. Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie; Sonderheft 65. Frankfurt am Main 1996.
 47. Nieland, Jörg-Uwe u.a. Veränderungen des Fernsehens. Die medienökonomische Dimension. In: Heribert Schatz (Hrsg.). Fernsehen als Objekt und Moment des sozialen Wandels. S. 75-123.
 48. Noam, Eli M. Cyber-TV. Thesen zur dritten Fernsehrevolution. Zukunft der Medien. Gütersloh 1996.
 49. Nolden, Matthias. Das World Wide Web im Internet. Berlin 1995.
 50. Nolden, Matthias. Internet. Quick & Easy. Düsseldorf 1995.
 51. Paech, Joachim. Intermedialität. In: Medienwissenschaft. Nr. 1/1997. S. 12-30.
 52. Pross, Harry. Der Mensch im Mediennetz. Orientierung in der Vielfalt. Düsseldorf, Zürich 1996.
 53. Ratzke, Dietrich. Lexikon der Medien. Elektronische Medien. 2., erg. Aufl. Frankfurt am Main 1990.
 54. Reibold, Holger. World Wide Web. München 1995.
 55. Reinke, M./Issing, L.J. (Hrsg.). Medienwissenschaft und -praxis. Berlin 1992.
 56. Rheingold, Howard. Virtuelle Welten. Reisen im Cyberspace. Reinbek bei Hamburg 1992.
 57. Ridder, Christa-Maria. Teleshopping - elektronisches Versandhaus und Theorieentwurf. In: Media Perspektiven. Nr. 9/1995. S. 414-427.
 58. Schatz, Heribert (Hrsg.). Fernsehen als Objekt und Moment des sozialen Wandels. Faktoren und Folgen der aktuellen Veränderungen des Fernsehens. Opladen 1996.
 59. Schatz, Heribert. Zusammenfassung der Ergebnisse und Schlußfolgerungen für die Theoriebildung und die weitere Forschung. In: Schatz (Hrsg.). Fernsehen. S. 371-382.
 60. Schierl, Thomas. Veränderungen in der Fernsehwerbung. In: Schatz (Hrsg.). Fernsehen. S. 287-331.
 61. Schneck, Ernst Peter u.a. (Hrsg.). Hyperkultur. Zur Fiktion des Computerzeitalters. Berlin 1995.
 62. Schneider, Wolf/Paul-Josef Raue. Handbuch des Journalismus. Reinbek bei Hamburg 1996.
 63. Schulze, Hans Herbert. PC-Lexikon. Fachbegriffe schlüssig erklärt. Reinbek bei Hamburg 1993.
 64. Steinmetz, R. Multimedia-Technologie. Einführung und Grundlagen. Heidelberg 1993.
 65. Virilio, Paul. Fluchtgeschwindigkeit. Essay. München, Wien 1996.
 66. Weizenbaum, Joseph. Wer erfindet die Computermythen. Freiburg 1993.
 67. Wersig, Gernot. Die Komplexität der Informationsgesellschaft. Konstanz 1996.
 68. Wetzstein, Thomas A. u.a. Datenreisende. Die Kultur der Computernetze. Opladen 1995.
 69. Wieske, Annette (Red.). Kleines Multimedia-ABC. Die gebräuchlichsten Begriffe aus der Multimedia-Welt. Bonn 1996.
 70. Wilke, Jürgen/Christiane Imhof (Hrsg.). Multimedia. Voraussetzungen, Anwendungen, Probleme. Berlin 1996.

- II. Technische und ökonomische Aspekte
71. Alpar, Paul. Kommerzielle Nutzung des Internet. Berlin 1995.
 72. Aronson, Larry. HTML. Wie kommen die bunten Bilder ins Internet? München 1996.
 73. Bauer, Helmut G./Stephan Ory (Hrsg.). Inhalt gestalten - Technik nutzen. Beiträge zur Medienentwicklung im vereinten Deutschland. Berlin 1996.
 74. Berghaus, Werner/Frank Bitzer. Megamarkt. Wie sich deutsche Mittelständler im Internet präsentieren [Video]. Neunkirchen-Seelscheid 1996.
 75. Berres, A. Marketing und Vertrieb mit dem Internet. Berlin 1997.
 76. Clev, Bastian. Film-, Fernseh- und Multimedia-Finanzierungen. Ein Leitbuch. Gerlingen 1996.
 77. DBP/Telekom. Das Geschäftsjahr 1993. Ein Unternehmen im Wandel. Bonn 1994.
 78. DBP/Telekom. Das Geschäftsjahr 1994. Die Deutsche Telekom im globalen Wettbewerb. Bonn 1995.
 79. Engel, Christoph. Kabelfernsehen. Baden-Baden 1996.
 80. Flechsig, Norbert P. Speicherung von Printmedien in betriebseigene Datenbankarchive und die Grenze ihrer betrieblichen Nutzung. In: Zeitschrift für Urheber- und Medienrecht. Nr. 11/1996. S. 833-846.
 81. Gerpott, Torsten J. Wettbewerbsstrategien im Telekommunikationsmarkt. Stuttgart 1996.
 82. Hendriksen, Paul. Sport7 - gelingt die Sportvermarktung als Pay-TV? Neuer Sportkanal in den Niederlanden. In: Media Perspektiven. Nr. 10/1996. S. 521-525.
 83. Jürgens, Christian. Elektronische Metamorphosen. Überlegungen zum digitalen Geld. In: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte. Nr. 4/1997. S. 329-335.
 84. Kopper, Gerd G. (Hrsg.). Europäische Öffentlichkeit. Berlin 1997.
 85. Landesanstalt für Rundfunk. Digital, Interaktiv, Multimedial. Literaturdokumentation. Düsseldorf 1996.
 86. Lehmann, Rolf G. Coporate Media. Handbuch der audiovisuellen und multimedialen Lösungen und Instrumente. Landsberg 1993.
 87. Matzen, Christiane. Chronik der Rundfunkentwicklung 1996. In: Rundfunk und Fernsehen. Nr. 1/1997. S. 117-128.
 88. Meyer-Arndt, Guido. Der Zutritt der neuen Wettbewerber zu den lokalen Märkten der Telekommunikation. In: Zeitschrift für Urheber- und Medienrecht. Nr. 10/1996. S. 757-776.
 89. Müller-Michaelis, Wolfgang. Die Informationsgesellschaft im Aufbruch. Perspektiven für Wachstum, Beschäftigung und Kommunikation. Frankfurt am Main 1996.
 90. Oenicke, Jens. Online-Marketing. Kommerzielle Kommunikation im interaktiven Zeitalter. Stuttgart 1996.
 91. Ory, Stephan/Helmut G. Bauer (Hrsg.). Hör-Funk-Jahrbuch 1995. Berlin 1996.
 92. Ory, Stephan/Helmut G. Bauer (Hrsg.). Hör-Funk-Jahrbuch 1996/97. Berlin 1997.
 93. Oßwald, A. Dokumentlieferung im Zeitalter elektronischen Publizierens. Konstanz 1992.
 94. Pagenstedt, Georg. Strategische Planung für Anbieter von Abonnentenfernsehen. Wiesbaden 1996.
 95. Pickshaus, Klaus. Klassenziel global player. Die Rolle des Medienkapitals im Multimedia-Geschäft. In: van Haaren/Hensche (Hrsg.). Multimedia. S. 43-52.
 96. Prümmer, Klaus von. Neue Zeitungstechniken. In: Bauer/Ory (Hrsg.). Inhalt gestalten - Technik nutzen. S. 57-69.
 97. Riefler, Katja. Zeitungen online - Chance oder Risiko? Onlineaktivitäten der Zeitungsverleger. In: Media Perspektiven. Nr. 10/1996. S. 537-549.
 98. Röper, Horst. Formationen deutscher Medientexte 1994/95. In: Media Perspektiven. Nr. 7/1995. S. 310-330.
 99. Röper, Horst. Formationen deutscher Medientexte 1996. In: Media Perspektiven. Nr. 5/1997. S. 226-255.
 100. Schenk, Michael/Bruno Neibecker (Hrsg.). Innovationen im Kommunikationssystem. Eine empirische Studie zur Diffusion von Datenfernübertragung und Mobilfunk. Markt, Kommunikation, Innovation. Münster 1996.
 101. Schröter, Christian/Karl Ewald. Onlineangebote von Rundfunkveranstaltern in Deutschland. Öffentlich-rechtliche und private Initiativen im neuen Medium. In: Media Perspektiven. Nr. 9/1996. S. 478-486.
 102. Schwarz-Schilling, Christian. Wachstumsmarkt Telekommunikation. In: Bauer/Ory (Hrsg.). Inhalt gestalten - Technik nutzen. S. 151-169.
 103. Schwemmler, Michael. Das größte Geschäft des 21. Jahrhunderts. In: van Haaren/Hensche (Hrsg.). Multimedia. S. 17-28.
 104. Seufert, Wolfgang. Beschäftigungswachstum in der Informationsgesellschaft? Forschungsbefunde zu den Arbeitsmarkteffekten digitaler Informationstechniken. In: Media Perspektiven. Nr. 9/1996. S. 499-506.
 105. Die Telekommunikation im Wettbewerb. Sondergutachten der Monopolkommission gemäß

- Paragraph 24 b Abs. 5 Satz 4 GWB. Baden-Baden 1996.
106. Verband Privater Rundfunk und Telekommunikation e.V. (VPRt). Das private Fernsehen. Die Rahmenbedingungen und Perspektiven einer Wachstumsindustrie. Bonn 1995.
107. Vogel, Andreas. Fachverlage. Behutsame Schritte zum Electronic Publishing: Multimediaaktivitäten von Fach- und Fachzeitschriftenverlagen. In: Media Perspektiven. Nr. 10/1996. S. 526-536.
108. Wilke, Jürgen. Multimedia. Strukturwandel durch neue Kommunikationstechnologien. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Nr. 32/1996. S. 3-15.
109. Wirtz, Bernd W. Neue Medien, Unternehmensstrategien und Wettbewerb im Medienmarkt. Frankfurt am Main u.a. 1994.
110. Zimmer, Jochen. Profile und Potentiale der Onlinenutzung. Ergebnisse erster Onlinemarktstudien in Deutschland. In: Media Perspektiven. Nr. 9/1996. S. 487-492.
111. Zimmer, Jochen. Vom Informations- zum Werbemedium. Neuere Entwicklungen im Videotext. In: Media Perspektiven. Nr. 1/1995. S. 30-39.
- ### III. Politische und juristische Aspekte
112. Bethge, Herbert. Die verfassungsrechtliche Position des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in der dualen Rundfunkordnung. Rechtsgutachten erstattet im Auftrag von ARD und ZDF. Baden-Baden 1996.
113. Bullinger, Martin. Multimediale Kommunikation in Wirtschaft und Gesellschaft. In: Zeitschrift für Urheber- und Medienrecht. Nr. 10/1996. S. 749-756.
114. Dörr, Dieter u.a. Die Rechtsstellung der Landesmedienanstalten in grenzüberschreitenden Angelegenheiten. Berlin 1996.
115. Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (Hrsg.). Jugendschutz in den Medien. Gesetz, Kommentare, Forschung, Medienpädagogik. CD-ROM. München 1997.
116. German, Ch. Politische (Irr-)Wege in die globale Informationsgesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Nr. 32/1996. S. 16-25.
117. Gernsdorf, Hubertus. Digitale Kabelnetze. Regelungskompetenzen. Berlin 1996.
118. Haratsch, Andreas (Hrsg.). Herausforderungen an das Recht der Informationsgesellschaft. Stuttgart 1996.
119. Hoffmann-Riem, Wolfgang. Pay-TV im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Eine verfassungsrechtliche Analyse auf der Grundlage der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts. Rechtsgutachten, vorgelegt im Auftrag der Landesregierungen der Bundesländer Hessen, Nordrhein-Westfalen, Schleswig-Holstein und Rheinland-Pfalz. Baden-Baden 1996.
120. Hoffmann-Riem, Wolfgang. Rundfunkrecht im Wandel. Überlegungen zur Aufgabe des Rundfunkrechts und zur Rolle des öffentlich-rechtlichen Rundfunks im Multimediazeitalter. In: Fünfgeld/Mast (Hrsg.). Massenkommunikation. S. 269-280.
121. Holznagel, Bernd. Regulierungsprobleme bei Online-Diensten und im Internet. In: Zeitschrift für Urheber- und Medienrecht. Nr. 11/1996. S. 864-866.
122. Jarren, Otfried/Patrick Donges. Ende der Massenkommunikation - Ende der Medienpolitik? In: Fünfgeld/Mast (Hrsg.). Massenkommunikation. S. 231-252.
123. Jarren, Otfried (Hrsg.). Medien und politischer Prozeß. Politische Öffentlichkeit und massenmediale Politikvermittlung im Wandel. Opladen 1996.
124. Kleinsteuber, H.J. u.a. (Hrsg.). EG-Medienpolitik. Fernsehen zwischen Kultur und Kommerz. Berlin 1990.
125. Kreile, Reinhold. Herausforderungen von Multimedia an die kollektive Rechtswahrnehmung. In: Bauer/Ory (Hrsg.). Inhalt nutzen - Technik gestalten. S. 179-192.
126. Die Macht der Medien. Dokumentation. München 1996.
127. Prinz, Matthias (Hrsg.). Medienrecht im Wandel. Baden-Baden 1996.
128. Prognos. Digitales Fernsehen. Marktchancen und ordnungspolitischer Regelungsbedarf. München 1995.
129. Ring, Wolf-Dieter. Aufgaben der Landesmedienanstalten im Telekommunikationsmarkt. In: Bauer/Ory (Hrsg.). Inhalt nutzen - Technik gestalten. S. 207-219.
130. Ring, Wolf-Dieter. Ausgewählte Rechtsfragen der aktuellen Rundfunkpolitik. In: Fünfgeld/Mast (Hrsg.). Massenkommunikation. S. 253-267.
131. Röper, Horst. Medienkonzentration. Gefahr für die pluralistische Demokratie? In: Meyer (Hrsg.). Medien, Politik, politische Bildung. S. 72-85.
132. Schaper, Stefan. Das Braune Netz. Rechtsradikale und die neuen Medien. Braunschweig 1996.
133. Schleyer, Hanns-Eberhard. Medienpolitik vor den Herausforderungen einer »Medienlandschaft 2000«. In: Bauer/Ory (Hrsg.). Inhalt gestalten - Technik nutzen. S. 201-206.
134. Schröder, Burkhard. Neonazis und Computernetze. Wie Rechtsradikale neue Kommunikationsformen nutzen. Reinbek bei Hamburg 1995.

135. Stoiber, Manfred/Kurt Biedenkopf. Thesen zur Strukturreform des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. In: Media Perspektiven. Nr. 3/1995. S. 103-107.
136. Telekommunikation - Ein Thema für Kommunalpolitik. Kommunalpolitische Texte; 13. Bonn 1996.
137. Telematik im Verkehr - Probleme und Perspektiven. Reihe Wirtschaftspolitische Diskurse; 88. Bonn 1996.
138. Tonnemacher, Jan. Kommunikationspolitik in Deutschland. Eine Einführung. Konstanz 1996.
139. Tonnemacher, Jan. Grundzüge des Medienrechts. In: Tonnemacher. Kommunikationspolitik. S. 43-60.
140. Tonnemacher, Jan. Telekommunikationspolitik. In: Tonnemacher. Kommunikationspolitik. S. 173-196.
141. Vogel, Bernhard. Grenzen der Medien - Medien ohne Grenzen? In: Bauer/Ory (Hrsg.). Inhalt gestalten - Technik nutzen. S. 11-22
142. Wagener, Christoph. Rechtsfragen digitalen Kabelfernsehens. Gutachterliche Untersuchung im Zusammenhang mit der Einführung von Digital Video Broadcasting in Berlin-Brandenburg. Berlin 1996.
143. Wettbewerb und Regulierung in der Telekommunikation. Tübingen 1995.
144. Wettbewerbspolitik in Zeiten des Umbruchs. Hauptgutachten 1994/1995. Baden-Baden 1996.
- IV. Soziokulturelle und pädagogische Aspekte
145. Aktion Jugendschutz (Hrsg.). Computerspiele - Spielespaß ohne Risiko. Köln 1992.
146. Angerer, Marie-Luise/Johanna Doderer (Hrsg.). Gender und Medien. Wien 1994.
147. Aufenanger, Stefan (Hrsg.). Multimedia - eine Herausforderung an Erziehung und Unterricht. Leverkusen 1997.
148. Baacke, Dieter/Franz Josef Röhl (Hrsg.). Weltbilder, Wahrnehmung, Wirklichkeit. Der ästhetisch organisierte Lernprozeß. Opladen 1995.
149. Bannert, Olaf. Digitalisierung von Funk und Fernsehen. Ein Horrorszenario? In: van Haaren/Hensche (Hrsg.). Multimedia. S. 79-86.
150. Bayerische Landeszentrale für neue Medien. Medienkompetenz im Informationszeitalter. 1. Fachtagung des Forums Medienpädagogik der BLM. München 1996.
151. Behrens, Inge. Neue Berufe in den neuen Medien. Düsseldorf 1996.
152. Bente, Gary/Ingolf Otto. Virtuelle Realität und parasoziale Interaktion. Zur Analyse sozioemotionaler Wirkungen computersimulierten non-verbalen Kommunikationsverhaltens. In: Medienpsychologie. Nr. 3/1996. S. 217-242.
153. Bertelsmann Stiftung (Hrsg.). Medienkompetenz als Herausforderung an Schule und Bildung. Ein deutsch-amerikanischer Dialog. Compendium zu einer Konferenz der Bertelsmann Stiftung vom 18. bis 20. März 1992 in Gütersloh. Gütersloh 1992.
154. Bertelsmann Stiftung (Hrsg.). Die Informationsgesellschaft von morgen. Herausforderungen an die Schule von heute. Vierter Deutsch-Amerikanischer Dialog zur Medienkompetenz als Herausforderung an Schule und Bildung. Gütersloh 1996.
155. Bertelsmann Stiftung/Heinz Nixdorf Stiftung (Hrsg.). Neue Medien in den Schulen. Projekte - Konzepte - Kompetenzen. Gütersloh 1996.
156. Beste, Dieter u.a. (Hrsg.). Bildung im Netz. Auf dem Weg zum virtuellen Lernen. Düsseldorf 1996.
157. Biermann, Rudolf. Bildschirmmedien im Alltag von Kindern und Jugendlichen. Medienpädagogische Forschung in der Schule, Projekt »Medienerziehung in der Schule«, Teil 1. Frankfurt am Main u.a. 1996.
158. Blittkowsky, Ralf. Online-Recherche für Journalisten. Konstanz 1997.
159. Bock, Matthias. Neue Medien im Bildungswesen. Erfahrungen mit Regulierung und Selbstkontrolle in den USA. Eine Bestandsaufnahme. Gütersloh 1996.
160. Böcker, Dirk/Johannes Schiller (Hrsg.). Computer in der Jugendarbeit. München 1995.
161. Braun, Alfred. Solidarität der Generationen - Perspektiven des Älterwerdens der Gesellschaft in Deutschland und Europa. In: Meyer (Hrsg.). Teilnehmerforschung im Überblick. S. 77-80.
162. Brauner, Josef/Roland Bickmann. Cyber Society. Düsseldorf 1996.
163. Brems, Jorgen. Teilnahme an der Erwachsenenbildung 1982-1992. In: Meyer (Hrsg.). Teilnehmerforschung im Überblick. S. 20-24.
164. Brödel, Rainer. Teilnehmerforschung im Überblick - Deutschland als Fallbeispiel. In: Meyer (Hrsg.). Teilnehmerforschung im Überblick. S. 7-19.
165. Bullinga, Marcel. »Teledemokratie« und politische Bildung am Beispiel von »Besliswijzer/Teledemokratie« aus den Niederlanden. In: Meyer (Hrsg.). Medien, Politik, politische Bildung. S. 135-140.
166. Bullinger, Hans-Jörg (Hrsg.). Technikfolgenabschätzung. Stuttgart 1994.

167. Dickel, Helga. Computervermittelte Kommunikation. Online-Erfahrungen und neue Möglichkeiten der Vernetzung für Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Nr. 40/1995. S. 105-118.
168. Dorer, Johanna. Gendered Net. Ein Forschungsüberblick über den geschlechtsspezifischen Umgang mit neuen Kommunikationstechnologien. In: Rundfunk und Fernsehen. Nr. 1/1997. S. 19-29.
169. Dreis, Gabriele. Benutzerverhalten an einem Online-Publikumskatalog für wissenschaftliche Bibliotheken. Erkenntnisse und Erfahrungen aus dem OPAC-Projekt der Universitätsbibliothek Düsseldorf. Frankfurt am Main 1994.
170. Ebbert, Birgit/Klaus-Peter Lilienfein (Hrsg.). Schöne neue Welt? Multimedia - ein Thema für Jugendschutz und Pädagogik. Stuttgart 1996.
171. Erlinger, Hans-Dieter (Hrsg.). Neue Medien - Edutainment - Medienkompetenz. Deutschunterricht im Wandel. München 1996.
172. Fangmann, Helmut/Michael Schwemmler. Multimedia - Von der Telematik zur elektronischen Medienintegration. In: Blätter für deutsche und internationale Politik. Nr. 2/1995. S. 203ff.
173. Filk, Christian. Neue Bildungsmedien - neue Medienbildung. Auswahlbibliographie. Freudenberg/Westf. 1997.
174. Flaig, Bodo/Thomas Meyer/Jörg Ueltzhöffer. Alltagsästhetik und politische Kultur. Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation. Bonn 1993.
175. Flecha, Ramón. Die empirische Arbeit von CREA im Bereich Teilnahmeforschung der Erwachsenenbildung unter Berücksichtigung der gesamten empirischen Forschung in Spanien. In: Meyer (Hrsg.). Teilnehmerforschung im Überblick. S. 36-39.
176. Fleissner, Peter u.a. Der Mensch lebt nicht vom Bit allein. Frankfurt am Main u.a. 1996.
177. Forester, Tom. Die High-Tech-Gesellschaft. Stuttgart 1990.
178. FORSA. Zusätzliche TV-Programme. Interessen der Deutschen. Dortmund, Berlin 1994.
179. FORSA. »Multimedia«. Bekanntheiten, Vorstellungen, Akzeptanz, Potentiale, aktuelle Ausstattung, Anwendungen und Anschaffungsabsichten. Dortmund, Berlin 1995.
180. FORSA. Neue Medien-Technologien. Nutzung und Einschätzung. Dortmund, Berlin 1995.
181. Fricke, Werner/Volker Oetzel (Hrsg.). Zukunft der Industriegesellschaft. Beiträge zum vierten Internationalen Ingenieurskongress der Friedrich-Ebert-Stiftung, gemeinsam mit dem VDI - Verein Deutscher Ingenieure am 7. und 8. Mai 1996 in Köln. Bonn 1996.
182. Fuchs, Max. Kommunikative Kompetenz und kulturelle Bildung. In: Lauffer/Volkmer (Hrsg.). Kommunikative Kompetenz. S. 40-47.
183. Gattermann, Günter (Hrsg.). Der Online-Publikumskatalog der Universitätsbibliothek der Universität Düsseldorf. Methodische Erkenntnisse und Erfahrungen. Frankfurt am Main 1991.
184. GEW-Stadtverband Köln. MULTImedia. Themenheft der »forum«-Redaktion. Köln 1996.
185. Glotz, Peter/Kathleen Fulton/Katharina Kopp. Lehrerfortbildung. Schlüsselqualifikation für erfolgreiche Medienerziehung. Ein deutsch-amerikanischer Dialog. Gütersloh 1996.
186. Grieser, Harald G./Christine McCready. Lernorte im Internet. Hilfreiche Adressen für Schule und Unterricht. Mülheim 1996.
187. Grubauer, Franz (Hrsg.). Schlüsselqualifikation für die Mediengesellschaft. Lernprojekte und Simulationssoftware zur Konfliktbewältigung in modernen Gesellschaften. Leverkusen 1997.
188. Grüne, Heinz/Stephan Urlings. Motive der Onlinenutzung. In: Media Perspektiven. Nr. 9/1996. S. 493-498.
189. Haaren, Kurt van/Detlef Hensche (Hrsg.). Multimedia. Die schöne neue Welt auf dem Prüfstand. Hamburg 1995.
190. Hackl, Christiane u.a. (Hrsg.). Models und Machos? Frauen- und Männerbilder in den Medien. Konstanz 1996.
191. Hamm, Ingrid. Bildungszukunft heißt Medienorientierung. In: Lauffer/Volkmer (Hrsg.). Kommunikative Kompetenz. S. 109-119.
192. Helf, Klaus Ludwig. Offene Kanäle als soziale Kommunikationsorte - Chancen für die politische Bildung. In: Meyer (Hrsg.). Medien, Politik, politische Bildung. S. 122-134.
193. Hilmar, Peter/Kandel Johannes. Qualität und Qualitätssicherung in der politischen Jugend- und Erwachsenenbildung. In: Meyer (Hrsg.). Teilnehmerforschung im Überblick. S. 61-71.
194. Hooffacker, Gabriele/Peter Lökk. Internet, Online-Dienste, Bürgernetze. Eine Chance zur Demokratisierung? Ein Plädoyer für den Einsatz Neuer Medien für die politische Bildung. In: Meyer (Hrsg.). Medien, Politik, politische Bildung. S. 86-95.
195. Hüther, Jürgen/Bernd Schorb/Christiane Brehm-Klotz (Hrsg.). Grundbegriffe der Medienpädagogik. Ein Wörterbuch für Studium und Praxis. Neuausgabe. München 1997.
196. Issing, Ludwig J./Paul Klimsa (Hrsg.). Information und Lernen mit Multimedia. Weinheim 1995.
197. Jamet, Joel. »Warum Erwachsene lernen...« - Aus französischer Sicht. In: Meyer (Hrsg.). Teilnehmerforschung im Überblick. S. 30-35.

198. Kandel, Johannes. It's only Rock'n Roll. Zehn Jahre Rock/Pop-Seminare in der Gustav-Heinemann-Akademie der Friedrich-Ebert-Stiftung. Freudenberg/Westf. 1993.
199. Kandel, Johannes. Teilnahme und Teilnehmer in der politischen Erwachsenenbildung in Deutschland unter Berücksichtigung der empirischen Ergebnisse einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung. In: Meyer (Hrsg.). Teilnehmerforschung im Überblick. S. 55-60.
200. Kandel, Johannes. »Video Killed the Radio Star«. Populäre Musik und Videoclips in der politischen Bildungsarbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung. In: Meyer (Hrsg.). Medien, Politik, politische Bildung. S. 111-121.
201. Klimsa, Paul/Michael Maruschke. ISDN. Das schnelle Netz für alle Dienste. Reinbek bei Hamburg 1996.
202. Klügler, Karsten. Die inversale Aktion oder die soziale Plastik als Ergebnis multimedialer Inszenierungen. In: Baacke/Röll (Hrsg.). Weltbilder, Wahrnehmung, Wirklichkeit. S. 233-247.
203. Kohrt, Lutz. Reader. Gewalt in Computerspielen. Braunschweig 1995.
204. Kubicek, Herbert u.a. (Hrsg.). Jahrbuch Telekommunikation und Gesellschaft 1995. Heidelberg 1995.
205. Kübler, Hans-Dieter. Politische Bildung und Medien. In: Außerschulische Bildung. Nr. 2/1991. S. 169-176.
206. Kummer, R. Computersimulation in der Berufsschule. Frankfurt am Main u.a. 1991.
207. Kunczik, Michael/Astrid Zipfel. Medienwirkungsforschung - diskutiert am Thema der Gewalt. In: Meyer (Hrsg.). Medien, Politik, politische Bildung. S. 56-71.
208. Landesinstitut für Schule und Weiterbildung, AG »NRW Bildungsserver« (Hrsg.). Vorschlag für die pädagogische Konzeption des NRW-Bildungsservers. Soest 1996.
209. Landesinstitut für Schule und Weiterbildung (Hrsg.). Gestaltung von Hypermedia-Arbeitsumgebungen. Interaktive Medien im Unterricht. Soest 1994.
210. Lauffer, Jürgen/Ingrid Volkmer (Hrsg.). Kommunikative Kompetenz in einer sich ändernden Medienwelt. Opladen 1995.
211. Lepsky, Klaus. Maschinelle Indexierung von Titelaufnahmen zur Verbesserung der sachlichen Erschließung in Online-Publikationskatalogen. Köln 1994.
212. Lima, Lincinio C. Politische Bildung und die Politik der Erwachsenenbildung. In: Meyer (Hrsg.). Teilnehmerforschung im Überblick. S. 40-45.
213. Maier, Rebecca/Claudia Mikat/Ernst Zeitter (Hrsg.). Medienerziehung im Kindergarten und der Grundschule. 490 Anregungen und Beispiele für die praktische Arbeit. München 1997.
214. Maier-Rabler, Ursula u.a. Netz ohne Eigenschaften. Nationale und internationale Netzkommunikation im Spannungsfeld von Meinungsfreiheit, informationeller Selbstbestimmung und staatlicher Reglementierung. Salzburg 1995.
215. McGivney, Veronica. Teilnehmerforschung und Erwachsenenbildung in Großbritannien. In: Meyer (Hrsg.). Teilnehmerforschung im Überblick. S. 25-29.
216. Meder, Norbert. Didaktische Überlegungen zu einem veränderten Unterricht durch den Einsatz neuer Technologien. In: Lauffer/Volkmer (Hrsg.). Kommunikative Kompetenz. S. 48-63.
217. Meyer, Thomas (Hrsg.). Teilnehmerforschung im Überblick. Jahrbuch der Akademie der politischen Bildung der Friedrich-Ebert-Stiftung e.V. 1995. Bonn 1995.
218. Meyer, Thomas. Politik, Medien und politische Bildung. In: Meyer (Hrsg.). Medien, Politik, politische Bildung. S. 7-11.
219. Michel, Lutz P. Aus- und Fortbildung für Programmberufe in den audiovisuellen Medien. Aktuelle Trends der Bedarfs- und Angebotsentwicklung. In: Walter Hömberg/Heinz Pürer (Hrsg.). Medien-Transformation. Zehn Jahre dualer Rundfunk in Deutschland. Konstanz 1996. S. 305-315
220. Oßwald, A./T. Koch. Internet und Bibliotheken - Ein einführender Überblick. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie. Nr. 41/1994. S. 1-31.
221. Rheingold, Howard. Virtuelle Gemeinschaften. Soziale Beziehungen im Zeitalter des Computers. Bonn 1994.
222. Roller, K.H. Medienpädagogischer Atlas Baden-Württemberg. Schriftenreihe der Landesanstalt für Kommunikation; 1. Villingen-Schwenningen 1995.
223. Rüttgers, Jürgen. Neue Rahmenbedingungen für Medienerziehung. In: Medien + Erziehung. Nr. 4/1996. S. 214ff.
224. Sarcinelli, Ulrich/Manfred Wissel. »Internetisierung« von Öffentlichkeit und Demokratie? Trends, Chancen und Probleme für Politikvermittlung und politische Bildung im Online-Zeitalter. In: Meyer (Hrsg.). Medien, Politik, politische Bildung. S. 31-44.
225. Schlüter, Joachim. Demokratie durch Regionalisierung. In: Meyer (Hrsg.). Teilnehmerforschung im Überblick. S. 72-76.
226. Scholl, Wolfgang. Computervermittelte Kommunikation in der Wissenschaft. München 1996.

227. Schorb, Bernd. Medienentwicklung und Jugend-Bildung. In: Meyer (Hrsg.): Medien, Politik, politische Bildung. S. 45-55.
228. Schorb, Bernd. Multi-Media-Pädagogik?! In: Medien + Erziehung. Nr. 4/1996. S. 199ff.
229. Schröder, Michael. Bayerische Journalistenakademie in Kochel. Seminarangebote für journalistische Weiterbildung im Rahmen des Akademiekonzepts der Friedrich-Ebert-Stiftung. In: Meyer (Hrsg.): Medien, Politik, politische Bildung. S. 154-159.
230. Schweiger, Wolfgang. Gebrauchstexte im Hypertext- und Papierformat. Ein Vergleich der Nutzerfreundlichkeit. In: Publizistik. Nr. 3/1996. S. 327-345.
231. Seeger, Peter. Die ISDN-Strategie. Probleme einer Technikfolgenabschätzung. Berlin 1990.
232. Siegmund Mosdorf erläuterte im Gespräch die Arbeit der Enquete-Kommission »Zukunft der Medien in Wirtschaft und Gesellschaft: Deutschlands Weg in die Informationsgesellschaft« und die Funktion des wissenschaftlichen Beirates bei der Friedrich-Ebert-Stiftung. In: Friedrich-Ebert-Stiftung-Info. Nr. 3/1996. S. 38f.
233. SPoKK (Hrsg.). Kursbuch JugendKultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. Mannheim 1997.
234. Steurer, Siegfried. Schöne neue Wirklichkeiten. Die Herausforderung der virtuellen Realität. Wien 1996.
235. Stolte, Dieter. Multi-Medien-Pädagogik. In: Medien + Erziehung. Nr. 4/1996. S. 216-219.
236. Tapscott, Don. Die digitale Revolution. Wiesbaden 1996.
237. Tulodziecki, Gerhard u.a. Handlungsorientierte Medienpädagogik in Beispielen. Projekte und Unterrichtseinheiten für Grundschulen und weiterführende Schulen. Bad Heilbrunn 1995.
238. Veldhuis, Ruud. Politische Partizipation in der »Zivilen Gesellschaft« und die politische Erwachsenenbildung in den Niederlanden. In: Meyer (Hrsg.): Teilnehmerforschung im Überblick. S. 46-54.
239. Verein »Schulen ans Netz« e.V. Schulen ans Netz. Bonn 1996.
240. Volkmer, Ingrid. Von der Medienpädagogik zur Media-Literacy. Kommunikative Kompetenz in einer internationalen Medienwelt. In: Lauffer/Volkmer (Hrsg.): Kommunikative Kompetenz. S. 179-185.
241. Welsch, Johann. Arbeiten in der Informationsgesellschaft. Bonn 1997.
242. Wiedemann, Dieter. Medienkompetenz im Multimedia-Zeitalter. In: Lauffer/Volkmer (Hrsg.): Kommunikative Kompetenz. S. 186-196.
243. Zehetmair, Hans. Zur Entwicklung der Medienpädagogik. In: Medien + Erziehung. Nr. 4/1996. S. 220f.
244. Ziemer, Albrecht. Digitales Fernsehen. Eine neue Dimension der Medienvielfalt. Heidelberg 1994.
245. Zintl, Harald. Auf dem Weg in die Informationsgesellschaft. Medienpädagogische Arbeit im FES-Regionalbüro Regensburg. In: Meyer (Hrsg.): Medien, Politik, politische Bildung. S. 160-165.

V. Ethische und ästhetische Aspekte

246. Bachmair, Ben. Bewegte Bilder. Von der Mechanisierung zur Digitalisierung. In: Ben Bachmair. Fernsehkultur. Subjektivität in einer Welt bewegter Bilder. Opladen 1996. S. 309-340.
247. Boom, Holger van den. Digitale Ästhetik. Zu einer Bildungstheorie des Computers. Stuttgart 1987.
248. Boom, Holger van den. Die Welt - ein Theater. Über digitale Spektakel. In: Baacke/Röll (Hrsg.): Weltbilder, Wahrnehmung, Wirklichkeit. S. 106-118.
249. Briggs, John. Chaos. Neue Expeditionen in fraktale Welten. München 1993.
250. Bubmann, Peter/Petra Müller (Hrsg.). Die Zukunft des Fernsehens. Beiträge zur Ethik der Fernsehkultur. Stuttgart 1996.
251. Glaser, Hermann. Künstliche Paradiese. Exorbitanz und die Normalität der Grenzüberschreitung. In: Baacke/Röll. (Hrsg.). Weltbilder, Wahrnehmung, Wirklichkeit. S. 96-105.
252. Hammel, Eckhard (Hrsg.). Synthetische Welten. Kunst, Künstlichkeit und Kommunikationsmedien. Essen 1996.
253. Hartwagner, Georg u.a. (Hrsg.). Künstliche Spiele. München 1993.
254. Kehoe, Brendan P. Zen und die Kunst des Internet. Kursbuch für Informationssüchtige. München 1994.
255. Koerber-Stiftung. Medien - Macht - Politik. Verantwortung in der Demokratie. Hamburg 1996.
256. Röll, Franz Josef. Perspektivenwandel durch Cyberspace - Zum Wandel unserer Weltanschauung durch Virtual Reality. In: medien praktisch. Nr. 3/1993. S. 53-58.
257. Rötzer, Florian. Vom Paradigma der Ästhetik zum Paradigma des Spiels. In: Baacke/Röll (Hrsg.). Weltbilder, Wahrnehmung, Wirklichkeit. S. 119-141.
258. Rötzer, Florian/Peter Weibel (Hrsg.). Cyberspace - Zum medialen Gesamtkunstwerk. München 1993.

259. Welsch, Wolfgang. Künstliche Paradiese? Betrachtungen zur Welt der elektronischen Medien - und zu anderen Welten. In: Baacke/Röll (Hrsg.). Weltbilder, Wahrnehmung, Wirklichkeit. S. 71-95.

260. Woolley, Benjamin. Die Wirklichkeit der virtuellen Welten. Basel 1994.

Christian Filk, Köln

Zeitschriftenlese 73 (1.2. - 30.4.1997)

Bachmair, Ben: Qualitätsfernsehen für Kinder. Argumente in einer kulturellen Übergangssituation. In: Medien praktisch. Jg. 21. 1997. H. 2 (82). S. 48-52.

»Versuch einer systematischen Besinnung und Rückbesinnung.«

Bartosch, Günter: Rückblick im Überblick. Wieviel Fernsehgeschichte bringt das neue Jahr [1997]?. In: ZDF-Kontakt. 1997. H. 1/2. S. 16-17.

Bauer, Helmut G.: Hörfunkentwicklung 1996. In: Stephan Ory, Helmut G. Bauer (Hrsg.): Hörfunk-Jahrbuch 96/97. Berlin 1997. S. 11-37.

Bruns, Thomas, Frank Marcinkowski: Konvergenz revisited. Neue Befunde zu einer älteren Diskussion. In: Rundfunk und Fernsehen. Jg. 44. 1996. H. 4. S. 461-478.

Inhaltsanalyse von Nachrichtensendungen (ARD, ZDF, RTL, SAT.1) aus den Jahren 1986 und 1994.

Chronik [des privaten Rundfunks in Deutschland] 1995 / 1996. In: Jahrbuch der Landesmedienanstalten. Privater Rundfunk in Deutschland. 1995/1996. München 1996. S. 9-26.

Donnelly, David F., Kristina Ross: The Internet: historical media research on the virtual archives. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 17. 1997. Nr.1. S. 129-136.

Aus dem Inhalt: Media history Internet resources; The Media History Project; The Internet and media historiography.

Entwicklung des privaten Rundfunks und Tätigkeit der Landesmedienanstalten 1994 bis 1996. In: Jahrbuch der Landesmedienanstalten. Privater Rundfunk in Deutschland. 1995/1996. München 1996. S. 27-59.

Erinnerungen an Erwin Leiser. [3 Beiträge]. In: Film und Fernsehen. 1997. H. 1. S. 4-19.

»... und dann soll man nicht so penibel sein.« Mit Erwin Leiser sprach Wolfgang M. Hamdorf.

Gute Kunst ist zeitlos - über Dsiga Wertow. Mit Erwin Leiser sprach Stefan Amzoll.

Gerd Conradi: Du König, Revolutionärer Film - ein Tisch. Ein Treffen mit Erwin Leiser.

Gourd, Andrea: Neue Technik, neue Vielfalt? : Entwicklung und Perspektive des dualen Rundfunksystems in der Bundesrepublik Deutschland. In: Hans Karl Rupp (Hrsg.): Auf dem Weg zur Telekratie? Konstanz 1997. S. 20-69.

Gourd, Andrea: Politik und Fernsehen in Italien zwischen partitocrazia und tangentopoli. In: Hans Karl Rupp (Hrsg.): Auf dem Weg zur Telekratie? Konstanz 1997. S. 95-128.

Hagen, Lutz M.: The transformation of the media system of the former German Democratic Republic after the reunification and its effects on the political content of newspapers. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 12. 1997. Nr.1. S. 5-26.

Hell-Berlin, Katja Kristina: Das Land der unbegrenzten kommerziellen Möglichkeiten : zur Entwicklung der Medien in den USA. In: Hans Karl Rupp (Hrsg.): Auf dem Weg zur Telekratie? Konstanz 1997. S. 70-94.

Hoover, Stewart M., Douglas K. Wagner: History and policy in American broadcast treatment of religion. In: Media, culture and society. Vol. 19. 1997. Nr.1. S. 7-27.

Hultén, Olof, Göran Sellgren: Neuere Entwicklungen im dualen Rundfunksystem Schwedens. Schwedische Medienkonzerne und die öffentliche SVT vor der digitalen Ära. In: Media Perspektiven. 1997. H. 3. S. 150-156.

Jauert, Per, Ole Prehn: Local television and local news. In: Communications. The European journal of communication research. Vol. 22. 1997. Nr.1. S. 31-56.

Zur Geschichte und Konzeption des lokalen Rundfunks (Fernsehens) in Dänemark am Beispiel und im Vergleich der Entwicklung und Struktur der Sender TV Aalborg und TV-Aarhus.

Jenke, Manfred: Vom »Abend für junge Hörer« zum Aktionsradio. Vier Jahrzehnte Radio für eine schwierige Zielgruppe. In: Agenda. Nr. 27. 1997. S. 6-11.

Jenke, Manfred: Vom Sendespiel zum Frühstyxradio. Stationen der Hörspielgeschichte in Deutschland. In: Stephan Ory, Helmut G. Bauer (Hrsg.): Hörfunk-Jahrbuch 96/97. Berlin 1997. S. 103-115.

Johnston, Russell: The emergence of broadcast advertising in Canada, 1919 - 1932. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 17. 1997. Nr.1. S. 29-47.

Kamp, Uli: ... und kein bißchen leise: Offene Kanäle im Hörfunk. In: Stephan Ory, Helmut G. Bauer (Hrsg.): Hörfunk-Jahrbuch 96/97. Berlin 1997. S. 89-102.

Mit einer Übersicht: Sendestarts Offener Kanäle im Hörfunk in Deutschland (in chronologischer Reihenfolge).

Lutz-Saal, Bärbel: Rappelkiste. Ein Klassiker im Kinderkanal. In: ZDF. Monatsjournal. Jg. 13. 1997. Juniorjournal. Nr. 3. S. III.

McDowell, Stephen D.: Globalization and policy choice: television and audiovisual services policies in India. In: Media, culture and society. Vol. 19. 1997. Nr. 2. S. 151-172.

Der Beitrag behandelt die siebziger bis neunziger Jahre.

Matzen, Christiane: Chronik der Rundfunkentwicklung 1996. In: Rundfunk und Fernsehen. Jg. 45. 1997. H. 1. S. 117-128.

Obuch, Hans Heinrich: Geisterbahn. Ein persönlicher Rückblick auf das Fernsehjahr '96. In: Agenda. Nr. 27. 1997. S. 37-40.

Pfetsch, Barbara: Konvergente Fernsehformate in der Politikberichterstattung? Eine vergleichende Analyse öffentlich-rechtlicher und privater Programme 1985/86 und 1993. In: Rundfunk und Fernsehen. Jg. 44. 1996. H. 4. S. 479-498.

Prehn, Ole: Vom Public Service zum dualen System. Die dänische Fernsehlandschaft. In: Media Perspektiven. 1997. H. 3. S. 141-149.

Ridder, Christa-Maria: US-Kinderfernsehen zwischen Kommerz und Regelungsversuchen im öffentlichen Interesse. Geschichte, Strukturen und Inhalte amerikanischer Kinderprogramme. In: Media Perspektiven. 1997. H. 1. S. 31-42.

Salwen, Michael B.: Broadcasting to Latin America: reconciling industry-government functions in the pre-Voice of America era. In: Historical Journal of film, radio and television. Vol. 17. 1997. Nr. 1. S. 67-89.

Über den Auslandsrundfunk für Lateinamerika (vor allem aus den USA) in der Zeit bis 1945.

Shulman, Holly Cowan: The Voice of America, US propaganda and the Holocaust: »I would have remembered«. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 17. 1997. Nr. 1. S. 91-103.

Über die Ursachen für das Verschweigen der nationalsozialistischen Judenverfolgung in den Sendungen des amerikanischen Auslandssenders während des Zweiten Weltkriegs.

Spielvogel, Klaus: Ein Rundfunksender an der Grenze zu drei Staaten und vier Kulturen. Der Belgische Rundfunk in Eupen. In: Weltweit hören. 1997. H. 2. S. 6-9.

Technau, Claudius: Das finnische Rundfunksystem im Wandel. Verstärkter Wettbewerb nach Strukturreform. In: Media Perspektiven. 1997. H. 3. S. 157-164.

Aus dem Inhalt: Hintergründe zur Entwicklung des finnischen Rundfunkmarktes; Rundfunk seit den 70er Jahren; Die Strukturreform von 1993.

Trampe, Gustav, Reinhard Grindel: »Ich war ein Berliner.« »Ich bin ein Berliner«. In: ZDF-Kontakt. 1997. H. 4. S. 22-24.

Die Interviews mit dem ehemaligen und dem neuen ZDF-Studiodirektor in Berlin führte Peter Hill.

Warschauer, Frank: Filmfunk. In: Medienwissenschaft: Rezensionen, Reviews. Jg. 14. 1997. H. 1. S. 119-122.

Früher theoretischer und prognostischer Beitrag zum Fernsehen (Der Auftakt. Prag 1930). Mit einer Einführung von Karl Prümm.

Rudolf Lang, Köln

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

28. Jahrestagung des Studienkreises in Potsdam (18. - 20. September 1997)

Die 28. Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte, veranstaltet in Verbindung mit dem Ostdeutschen Rundfunk Brandenburg (ORB), findet vom 18. bis 20. September 1997 in Potsdam statt. Sie befaßt sich mit deutschen Medienstandorten in Geschichte und Gegenwart.

Programm der Jahrestagung

Donnerstag 18. September 1997

Fachgruppensitzungen

14.00 Uhr **Archive und Dokumentation**

Ort: ORB, August-Bebel-Str. 26-53, Haus 31A, Konferenzraum

AV-Überlieferung und
Geschichtswissenschaft: Welchen
Quellenwert haben Hörfunk- und
Fernsehdokumente?

Prof. Dr. Irmgard Wilharm, Hannover

Moderation: Dr. Edgar Lersch,
Süddeutscher Rundfunk, Stuttgart

16.00 Uhr **Literatur**

Ort: ORB, August-Bebel-Str. 26-53,
Konferenzraum Sendezentrum

Reinhold Viehoff und Mitglieder der
Fachgruppe im Gespräch mit einem
Vertreter der Berliner Literaturszene

Moderation: Prof. Dr. Reinhold Viehoff,
Universität Halle-Wittenberg

16.00 Uhr **Musik**

Ort: ORB, August-Bebel-Str. 26-53
Konferenzraum Sendezentrum

Paul Hindemith und die
Rundfunkversuchsstelle in der Berliner
Musikhochschule

Dr. Dietmar Schenk, Berlin

Von der Hauskapelle zur
Jazzformation. Aus der Frühgeschichte
der Big-Band beim Frankfurter
Rundfunk

Michael Stapper M.A., Würzburg

Moderation: Dr. Wolfgang Sieber,
Hessischer Rundfunk, Frankfurt am
Main

16.00 Uhr

Technik

Ort:

ORB, Dianapark, Haus W, Zimmer 401

Die Entwicklung des Stereo-Tonbandes
als Aufzeichnungsmedium für den
Hörfunk im Berliner Funkhaus an der
Masurenallee

Dipl.-Ing. Werner Hinz, Bergisch-
Gladbach

Moderation: Dipl.-Ing. Peter Pfirstinger,
Bayerischer Rundfunk, München

Kaminabend

Ort:

Filmmuseum Potsdam, Marstall,
Schloßstraße

19.00 Uhr

Film- und Fernseh Museen in Potsdam und Berlin:

- »Schnupperführung« durch das
Filmmuseum

Dr. Bärbel Dalichow, Direktorin des
Filmmuseums Potsdam

- Kurzdarstellung und Diskussion

Hans-Helmut Prinzler, Vorstand der
Stiftung Deutsche Kinemathek, Berlin

Dr. Heide Riedel, Leiterin des
Deutschen Rundfunkmuseums, Berlin

Dr. Helmut Drück,
Gründungsbeauftragter der Deutschen
Mediathek, Berlin

- Filmvorführung: »Das historische
Potsdam« (Stummfilm, Begleitung mit
Kinoorgel)

20.45 Uhr

Zusammensein im Café des Filmmuseums

Freitag

19. September 1997

Ort:

Kultursaal der Studio Babelsberg
GmbH (beim ORB-Gelände)

9.15 Uhr

Die Stellung Berlins im System der
deutschen Medienstandorte von der
Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum
Ausbruch des Zweiten Weltkriegs

Dr. Detlev Briesen, Overath

10.00 Uhr

Die Entwicklung der Standorte des
deutschen Rundfunks in seiner
Gründungsphase: Wechselspiel
zwischen zentraler Steuerung und
kommunalen sowie regionalen
Interessen

Dr. Ansgar Diller, Deutsches
Rundfunkarchiv, Frankfurt am Main

- Kaffeepause -
- 11.00 Uhr Filmstandort Berlin: Frühes Kino der Produzenten
Dr. Klaus Kreimeier, Pulheim
- 11.30 Uhr Diskussion mit den Referenten
Moderation des Vormittags: Prof. Dr. Reinhold Viehoff, Universität Halle-Wittenberg
- Fallbeispiele
- 12.00 Uhr »Medienplatz Hamburg zwischen Kultur, Kommerz und Standortpolitik«
Dipl. Soz. Hermann D. Schröder, Hans-Bredow-Institut, Hamburg
- 13.00 Uhr Mittagessen
- 14.30 Uhr »Zwischen Gestern und Morgen«. Medienstadt München
Dr. Michael Schaudig, München
- 15.00 Uhr »Buchstadt auf dem Daten-Highway«. Leipzig kommt wieder - als Medienstadt
Prof. Dr. Rüdiger Steinmetz, Universität Leipzig
- 15.30 Uhr Diskussion mit den Referenten
Moderation: Prof. Dr. Helmut Schanze, Universität GH Siegen
- Kaffeepause -
- 16.30 Uhr **Forschungsfenster**
Die Entwicklung der Hörfunkwerbung in Deutschland von 1923 bis 1956
Christian Maatje, Münster
Werbefernsehen der DDR von 1959 bis 1976. Lebensstilmuster der 60er Jahre
Simone Tippach-Schneider, Berlin
Moderation: Dr. Marianne Ravenstein, Universität Münster
- 18.00 Uhr Mitgliederversammlung mit Vorstandswahlen
- Samstag 20. September 1997**
- Ort: Kultursaal der Studio Babelsberg GmbH (beim ORB-Gelände)
- 9.30 Uhr »Weiche« Faktoren und ihre Bedeutung für die Entwicklung von Medienstandorten
Dr. Busso Grabow, Deutsches Institut für Urbanistik, Berlin
- Kaffeepause -

11.00 Uhr **Podiumsgespräch**

Belebt Konkurrenz das Geschäft? Der Medienstandort Potsdam in der Nachbarschaft zu Berlin

Teilnehmer:

Dr. Bussow Grabow, Deutsches Institut für Urbanistik, Berlin

Dr. Hans Hege, Medienanstalt Berlin und Brandenburg, Berlin

Dipl. Vw. Adalbert Roloff, Repräsentant von Bertelsmann/Ufa, Potsdam

Staatssekretär Erhard Thomas, Potsdam

Moderation: Prof. Dr. Otfried Jarren, Hans-Bredow-Institut, Hamburg

13.00 Uhr Ende der Tagung

14.00 Uhr Studioführung Babelsberg

25. Grünberger Doktoranden-Kolloquium 1997

Vom 6. bis 8. Juni 1997 fand das Doktoranden-Kolloquium des Studienkreises Rundfunk und Geschichte in Grünberg statt. Während dieser Veranstaltung wurde einmal mehr unter Beweis gestellt, daß rundfunkbezogene Forschung an den Hochschulen zum klassischen Gegenstandsbereich der Geistes- und Sozialwissenschaften gehört. Am 6. Juni diskutierten die Teilnehmer mit Michael Radtke (Touch Medien Company) über Medienkonzentration in Deutschland am Beispiel von Leo Kirch, wobei der Autor des Bestsellers »Außer Kontrolle. Die Medienmacht des Leo Kirch« (Bern/München: Edition Hans Erpf 1994) sehr interessante Einblicke in seine Art des investigativen Journalismus (»deep research«) gab. In der Regel wird das Imperium des deutschen Medienmoguls Leo Kirch auch für Insider völlig abgeschottet. Noch nie wurde eine Bilanz veröffentlicht; seit Jahren gibt es keine Interviews. Das bestärkt die Mutmaßungen über Kirch, über das Netzwerk seiner Macht. Radtke trug nicht zu Spekulationen bei, sondern informierte über Strategien Kirchs und über »Hintermänner« aus der Industrie und über Finanziere, die Kirch aushalten.

Am 8. Juni stellte Melanie Thielges (Universität Münster) im Plenum ihr Promotionsvorhaben zum Thema »Global Village oder Lokales Idyll? Zum Kommunikationsraum von Rezipienten« vor, während Simone Tippach-Schneider (Hochschule der Künste, Berlin) erste Forschungsergebnisse ihrer geplanten Dissertation zum Thema »Werbefernsehen der DDR von 1959 bis 1976. Lebensstilmuster der 60er Jahre« referier-

te. Im Mittelpunkt des Doktoranden-Kolloquiums standen die Arbeitsgruppen, in denen sowohl wissenschaftliche Abschlußarbeiten zu unterschiedlichen rundfunkhistorischen Fragestellungen als auch zur Programmgeschichte einer kritischen Überprüfung unterzogen wurden. Die folgenden Berichte aus vier Arbeitsgruppen dokumentieren Anspruch und Zielsetzung der Nachwuchswissenschaftler.

MR

Arbeitsgruppe DDR-Rundfunk

Sieben Jahre nach dem Fall der Mauer ist das Interesse an der wissenschaftlichen Aufarbeitung der DDR-Geschichte größer denn je. Studierende, die unter Honecker aufgewachsen sind, wollen sich ihrer eigenen Vergangenheit bemächtigen, die Kommilitonen aus dem Westen ein Land entdecken, das ihnen zu Schulzeiten fremder war als Frankreich oder Spanien. Insgesamt wurden in der Arbeitsgruppe fünf Promotions- und ein Magistervorhaben vorgestellt. Sie alle profitieren von der Möglichkeit, Archivalien auszuwerten, die erst durch den Zusammenbruch der DDR zugänglich geworden sind.

Die Mehrheit der Projekte konzentriert sich auf die Erforschung der Hörfunkgeschichte. Wie gut sich die einzelnen Arbeiten ergänzen, zeigt sich bei Petra Galle (Humboldt Universität, Berlin), die die Programmentwicklung des Berliner Rundfunks der des RIAS gegenüberstellt. Petra Galle beschränkt sich in ihrem Ost-West-Vergleich auf den Zeitraum von 1945 bis 1949. Ihre Kommilitonin Maral Herbst (Humboldt Universität, Berlin) bearbeitet die Jahre von der Gründung der DDR bis zum Mauerbau 1961. Sie wählt den Sender Freies Berlin als Pendant zum Berliner Rundfunk; zwei Sender mit dem Alleinvertretungsanspruch in der Zeit des Kalten Krieges.

Die anderen Projekte verzichten auf einen Ost-West-Vergleich und beschränken sich auf die DDR. Christoph Classen (Zentrum für Zeit-historische Forschung, Potsdam) stellt im Rahmen eines DFG-Projekts Faschismus und Antifaschismus im Spiegel der Radioberichterstattung in der Ära Ulbricht dar. Die Selbstzuschreibung als erster antifaschistischer Staat auf deutschem Boden bezeichnet Christoph Classen als »Gründungsmythos«, der für das Verständnis von Partei und Staat grundlegend ist. Für die Ära Ulbricht hat er sich entschieden, weil zu dieser Zeit das Radio noch die Funktion eines Leitmediums inne hatte. Nicht unter einem thematischen, sondern unter einem gattungsspezifischen Gesichtspunkt arbeitet Patrick Conley (Humboldt Universität, Berlin) die im Deutschen Rundfunkarchiv Berlin erhaltenen Tonquellen

und Akten des Rundfunks der DDR für seine Arbeit über das Feature auf. Ursprünglich von der Hörspielabteilung produziert, wird diese Funkgattung ab Januar 1963 von einer eigenen Abteilung betreut, die bis zur Schließung des Funkhauses Berlin im Dezember 1991 eine eigene Traditionslinie beibehält.

Simone Tippach-Schneider (Hochschule der Künste, Berlin) verfolgt als einzige in der Gruppe ein Projekt, das sich ausschließlich auf das Fernsehen bezieht. Anhand von Werbefilmen und den darin vorgeführten Gebrauchsgegenständen will sie Lebensstilmuster der 60er Jahre herausarbeiten. Dabei ist es ihr gelungen, zahlreiche Filme zu sichern, die noch in keinem Archiv erfaßt sind.

Durch die enge thematische Verbindung zwischen den einzelnen Projekten verlief die Diskussion in der Arbeitsgruppe besonders intensiv. Statt allgemein gehaltener Ratschlägen kam es in vielen Fällen zu konkreten Fragen und Vorschlägen: Wie kommt man an bestimmte sowjetische Akten? Welche Aufgabenfelder fiel den einzelnen DDR-Sendern in der Berichterstattung zu? Lassen sich direkte Auswirkungen des VI. Parteitages (auf ihm wurde das sogenannte »Neue Ökonomische System« verabschiedet) auf den Rundfunk nachweisen? Da die Mehrzahl der Projekte noch in einem frühen Stadium steckt, wird das Treffen in Grünberg vermutlich bei allen Teilnehmern konkrete Auswirkungen auf ihre Arbeit haben.

Patrick Conley, Berlin

Arbeitsgruppe Organisationsgeschichte / Biographie

Die Zahl der eigentlich rundfunkgeschichtlichen Arbeiten nimmt - bis auf das nach wie vor aktuelle Thema »DDR« der Rundfunk-Zeitgeschichte - mit jedem Kolloquium ab: auch das ein Zeichen des Generationenwechsels im Studienkreis.

Rechnet man die erste in der Arbeitsgruppe besprochene Arbeit »Der Kinderkanal« wegen dessen Vorläufer (bei RTL2) und Vorbereitungsphase noch zur Programmgeschichte, dann hat die Autorin dieser Diplomarbeit ein Thema direkt im Übergang zur aktuellen Programmanalyse gewählt. Simone Kienzle (Universität Eichstätt) legte ein 6-Punkte-Exposé mit einer Fülle von Gesichtspunkten vor, deren Stoff für mehrere wissenschaftliche Arbeiten reichen würde. Bei aller Berechtigung einer Würdigung »des ersten öffentlich-rechtlichen Spartenprogramms von ARD und ZDF« ist dessen »Entwicklung« noch zu sehr im Fluß, als daß man jetzt (ein halbes Jahr nach Sendebeginn) schon zu endgültiger Analyse und Wertung kommen könnte. Die Diplomandin wollte sich aber auf die Gegenvor-

schläge der Berater (thematische Reduzierung, Beschränkung auf eine Literaturexpertise oder ein Vergleich mit den Kinderprogrammen der letzten Jahrzehnte) nicht einlassen und hielt bedingt an ihrem Konzept und den Wünschen ihres betreuenden Professors fest.

Bis zu den Anfängen des Rundfunks in Deutschland greift die zweite in der Arbeitsgruppe diskutierte Arbeit von Christian Maatje (Universität Münster) zurück. Der Doktorand legte für sein im Vorjahr erstmals vorgestelltes Dissertationsprojekt »Die Entwicklung der Hörfunkwerbung in Deutschland von 1923 bis 1956« jetzt einen sorgfältig durchdachten, gut gegliederten und auch äußerlich überzeugenden Arbeitsentwurf vor. Er geht bei seinen Fragestellungen partiell von der Systemtheorie aus. Mit der zentralen Forschungsthese »Ein neu eingeführtes Massenmedium entwickelt sich zwangsläufig kommerziell« will er die Rezipienten-Orientierung des Rundfunks in der Verbindung von Unterhaltung und Werbung, d.h. die Einflußnahme der Wirtschaft, von Anfang an aufzeigen. In der Parallelität von Beginn und Wiederbeginn (1923 und 1948) sei die Kommerzialisierung als immanentes Prinzip der Rundfunkentwicklung nachweisbar. Zur Abstützung dieser - nach Meinung der Berater - »gewagten These« ist die bisherige Quellenbasis noch zu schmal; die beigebrachten Beispiele (gerade auch für die Weimarer Zeit) überzeugten noch nicht. Dies weiß auch der kritische Forscher (»Hat Lerg alles komplett aufgearbeitet?«). Er will durch seine Wertung der Hörfunkwerbung als »kleines Rädchen« - aber die Entwicklung dann doch wesentlich mitbestimmendes Phänomen - letztlich zu einem Neuverständnis der deutschen Rundfunkgeschichte beitragen.

Wolfgang Degenhardt M.A. (Universität GH Siegen) stellt in seiner Dissertation »Zur Geschichte des europäischen Fernsehsystems« dessen »Entstehung und Frühzeit« (1950-1970) dar. Nach eigenem Verständnis behandelt er sein Thema chronologisch-narrativ, als Institutions- bzw. Rezeptionsgeschichte. Sie erweist die Fähigkeit der UER/EBU zur pragmatischen Integration der national unterschiedlichen Entwicklung des Fernsehens in Europa. Eine stärkere Strukturierung und etwas mehr Theorie - lautete die Empfehlung in der Arbeitsgruppe. Die Komplexität einer internationalen Darstellung mit der Vielzahl der Sprachen bei den an sich reichlich fließenden Quellen stellt das Hauptproblem dar.

Das Dissertationsprojekt zum Thema »Hans Fritzsche«, das Max G. Bonacker (Universität Hamburg) auf dem Kolloquium 1997 erneut vorstellte, schien zunächst eine klassische Biographie zu werden. Doch Umfang und Bedeutung der erhaltenen Text- und Tonquellen bedingten

eine sprachlich-inhaltsanalytische Ausrichtung der Arbeit. Die biographische Komponente wird mit dem Grundthema »Bruch und Kontinuität« der Frage nachgehen, inwieweit ein bürgerlicher Journalist aus dem Umkreis der »Konservativen Revolution« als Chef der Rundfunkabteilung im Propagandaministerium und regelmäßiger Kommentator des Großdeutschen Rundfunks mit sich identisch bleiben konnte.

Hans Rink, Mainz

Arbeitsgruppe Programmforschung

Um die mit sieben Teilnehmern diesjährig größte Arbeitsgruppe zu organisieren, wurde eine Aufteilung in drei Untergruppen vorgenommen. Die Magisterthemen der ersten Gruppe beschäftigten sich im weitesten Sinne mit der Analyse von Nachrichten: Bernd Bischofs (Universität Münster) plant, mit Hilfe einer Strukturanalyse Unterschiede zwischen öffentlich-rechtlichen und privaten Nachrichtenmagazinen zu untersuchen, um seine Ergebnisse dann in Bezug zur Konvergenzhypothese zu setzen. Annette Krüger-Spitta (Universität Münster) befaßt sich mit demselben Produktfeld, untersucht hier aber die Sprachebene im Hinblick auf die Verständlichkeit unterschiedlicher Sprachstile. Das Forschungsvorhaben von Volker Stephan (Universität Münster) zeichnet mittels einer Programmstrukturanalyse die Entwicklung des privaten Fernsehprogramms VOX vom ursprünglich geplanten Informations- zum Unterhaltungskanal nach. Die Arbeiten der zweiten Gruppe fanden ihre Gemeinsamkeit in der Auseinandersetzung mit Themen, die sich im weitesten Sinn mit Kindern beschäftigen: Annett Uebel (Universität Leipzig) plant eine Untersuchung zur Entwicklung des DDR-Abendgrußes »Das Sandmännchen« und Katja Chrupalla (Universität Münster) nimmt eine Inhaltsanalyse zur Darstellung von Kindern in Werbespots vor. Die Magisterthemen der dritten und letzten Gruppe schließlich untersuchen beide Produkte öffentlich-rechtlicher Rundfunkanstalten. Wolfgang Gushurst (Universität Heidelberg) analysiert aus musikwissenschaftlicher Perspektive das Popmusikangebot von SWF 3 von 1975 bis 1995, während Annette Spies (Universität Münster) die Regionalisierung der Berichterstattung des WDR-Fernsehens betrachtet.

Bei der ausführlichen Präsentation und anschließenden Diskussion der doch sehr unterschiedlichen Themen wurden folgende Problembereiche herausgearbeitet: Die Operationalisierung von Fragestellungen in strukturierte, überprüfbare Hypothesen, die kommunikationswissenschaftliche Einbindung der Themen sowie die Anwendung und Durchführung der Methode. In bezug auf den letztgenannten Punkt liegt eine

Schwierigkeit darin, aus dem gewählten Untersuchungsmaterial eine geeignete und begründbare Stichprobe zu ziehen. Dabei sollte beachtet werden, daß Magisterarbeiten aufgrund ihres vergleichbar geringen Umfanges immer nur exemplarischen Charakter haben können. Außerdem wurden Validitäts- und Reliabilitätsprobleme thematisiert.

Annette Spies, Münster

Arbeitsgruppe Rezeptionsforschung

Im Rahmen seiner Diplomarbeit »Gesuchte und erhaltene Gratifikationen von Fernsehzuschauern mit Präferenz für öffentlich-rechtliche versus private Fernsehnachrichten« hat Dieter Ott (Universität Saarbrücken) in einem Laborversuch 38 Versuchspersonen (Schüler einer Gesamtschule) je eine Nachrichtensendung von »RTL Aktuell« und der »Tagesschau« schauen lassen. Seine hypothetische Vermutung war, daß sich die Erwartungen und gesuchten Gratifikationen bei Zuschauern der jeweiligen Nachrichtensendungen unterscheiden und auch entsprechend unterschiedlich von beiden Sendungen befriedigt werden. (RTL = mehr Unterhaltungsanteil, Human Interest-Schwerpunkte; Tagesschau = seriöse Information, Distanz zum Berichterstattungsgegenstand). Dazu wurden in einem Pre-Test Gratifikationen ermittelt und im Laborversuch überprüft. Vor und nach dem Versuch wurden die Probanden zu ihren Erwartungen bzw. gesuchten und erhaltenen Gratifikationen in bezug auf Nachrichtensendungen befragt. Nach der Auswertung des Materials blieben die erwarteten Ergebnisse aus, d.h. statistisch waren nur vier Sendungsvergleiche signifikant.

In der Diskussion wurde deutlich, daß der Schwerpunkt der Arbeit, auch im Hinblick auf den Charakter als Fallstudie, nicht so sehr auf die statistische Evaluierung, sondern auf die Konzeption und die methodisch einwandfreie Durchführung der Studie zu legen ist. Dies gilt unter qualitativen Gesichtspunkten für alle Fallstudien. Die Dokumentation des wissenschaftlichen Weges mit Problemstellung, Entwicklung des Fragebogens, Aufstellen eines Kataloges von relevanten Gratifikationen etc. steht im Vordergrund, ein Datenproblem stellt sich so gar nicht.

Bei der geplanten Magisterarbeit von Enrico Lübke (Universität Leipzig) zum Thema »Jugend und Medien in der DDR. Eine Untersuchung zur Nutzung der tagesaktuellen Medien durch DDR-Jugendliche von 1968 bis 1990« ist der Entdeckungszusammenhang des Vorhabens das lückenhafte Fundament einer Geschichte der DDR-Jugendmedien, das mit Fokussierung auf jugendliche Rezipienten ausgebessert und ergänzt

werden soll. Die Anlage der Arbeit soll einen Forschungszeitraum von 1969 bis 1990 umfassen, ist aber inhaltlich viel zu breit angelegt, da Mediennutzung, Medienausstattung, Institutionengeschichte, politischer und sozioökonomischer Hintergrund und die spezifische Jugendkultur der DDR in die Fragestellung mit einfließen sollen. Der Quellenzugang konnte noch nicht für alle Medienbereiche geklärt werden.

In der geplanten Dissertation von Melanie Thieltges (Universität Münster) »Global Village oder lokales Idyll? Zum Kommunikationsraum von Rezipienten« sollen systematisch die empirischen wie theoretischen Forschungsergebnisse der Kommunikationsraumforschung in der Bundesrepublik Deutschland mit Blick auf die Rezipienten darstellt werden. Dies geschieht im Hauptteil durch eine Literaturexpertise, in der interdisziplinär vorgegangen und der Bogen von der Nahraumkommunikation über regionale, nationale hin zu globalen Kommunikationsräumen gespannt wird. Den empirischen Teil bildet eine bereits durchgeführte Fallstudie zu kommunikationsräumlich geprägten Erwartungen von Lokalradiohörern. Probleme gibt es mit der Gliederung der Arbeit innerhalb der Literaturexpertise. Sollen die Forschungsergebnisse aus anderen Disziplinen getrennt von der Entwicklung in der Kommunikationswissenschaft behandelt werden? Welche Strukturierung bietet sich an: Trennung Theorie / Empirie, Mikro-/ Makrostudien oder Chronologie der raumorientierten Kommunikationsforschung in der Bundesrepublik? Hier sind zwei maßgebliche Strukturachsen denkbar: In einem ersten Kapitel werden verwandte Ansätze aus relevanten Disziplinen dargestellt. Im zweiten Kapitel werden medienorientiert (Print, Hörfunk, Fernsehen, Multimedia) die Ergebnisse und Ansätze der Raumforschung zur Nahraumkommunikation, Regionalisierung, Kabelpilotprojekte bis hin zu global anwendbaren Raumkonzepten diskutiert. Dabei besteht die Möglichkeit, auf dargestellten Ansätzen anderer Fachbereiche zu rekurrieren, um so beispielsweise bewerten zu können, welche Ansätze aus der Stadtsoziologie für Nahraumforschung im Printbereich der Publizistikwissenschaft wichtig sind.

In der Magisterarbeit von Iris Huth (Universität Münster) zum Thema »Domian. Das Eins Live Talk Radio. Eine qualitative Untersuchung zur Motivation der Rezipienten« ist eine Untersuchung in Form einer Gruppendiskussion über die Nutzungsmotivation von Hörern des Talkradios Domian geplant. Probleme bereiten noch die Rekrutierung der Probanden (geplant war ein Aufruf in der Sendung) sowie die methodische Konzeption der Gruppendiskussion. So ist unklar, ob z.B. Ausschnitte der Sendung als Stimulus vorausgeschickt werden müssen und ob der

Leitfragebogen den Forschungsfragen angemessen ist. Da die Sendung Domian in Fernsehen und Hörfunk zugleich übertragen wird, stellte sich auch die Frage, ob hier die unterschiedliche Nutzergruppen getrennt voneinander zu behandelt sind. Zur Lösung des Rekrutierungsproblems empfahlen die Berater eine persönliche Ansprache von Versuchspersonen an ausgewählten Orten, z. B. Mensa, Schule, Institut, um den erheblichen Organisationsaufwand gering zu halten. So könnten auch vorab getrennte Gruppen von Fernsehzuschauern, Radiohörern bzw. »Gemischtnutzern« gebildet und mögliche Verzerrungen verringert werden. Zur Überprüfung ihrer inhaltlichen Konzeption wurde Iris Huth ein Gespräch mit Experten vom Südwestfunk vermittelt, wo auch die Gelegenheit besteht, eine Gruppendiskussion live mitzuerleben.

In ihrer Diplomarbeit »Medien und Behinderte. Bestandsaufnahme und Analyse der Medienangebote für und der Mediennutzung von Menschen mit Behinderung« möchte Tanja Nagel (Universität Eichstätt) untersuchen, welche Chancen und Möglichkeiten Behinderte in der Bundesrepublik haben, sich am Kommunikationsprozeß zu beteiligen. Dabei soll beschrieben werden, welche Medien speziell für Behinderte existieren, wie sie in Rundfunkräten und Gremien vertreten sind, wer Behindertenprogramme anbietet und deren Bestandteile selektiert, welche Medien Behinderte selbst wollen, ob Behinderte an der rechtlichen und politischen Diskussion beteiligt sind und wie die Kommunikatoren ihr Publikum sehen. Dazu hat Tanja Nagel 300 Fragebögen an Hörfunk- und Fernsehanbieter in Bayern, sowie an bundesweite Clubs und Verbände, die Medien für Behinderte publizieren, verschickt. Als Problem bei dieser Konzeption wurde die zu breite Anlage des Forschungsrahmens bewertet. Die Untersuchung muß sich auf einen Aspekt des Verhältnisses »Menschen mit Behinderung und Medien« beschränken. Im Rahmen einer Diplomarbeit und im Hinblick auf den zu erwartenden Rücklauf der Fragebögen ist es deshalb sinnvoll, die Anbieterseite der Medien deskriptiv anzugehen. Hier wurden zwei Lösungsmöglichkeiten diskutiert: 1. Spezielle Sendungen für Menschen mit Behinderungen im Fernsehen. Eine Bestandsaufnahme 1997. 2. Je nach Rücklauf eine Beschreibung ausgewählter, aussagekräftiger Institutionen und deren Angebote für behinderte Rezipienten, Mitbestimmungsmöglichkeiten etc. auf der Basis der ausführlichen Fragebogenergebnisse.

Melanie Thielges, Münster

»Fernsehpioniere in Österreich« Tagung beim ORF in Wien

Unter dem Titel »Fernsehpioniere in Österreich« wird am 14./15. November 1997 eine Tagung der Österreich-Gruppe des Studienkreises Rundfunk und Geschichte im ORF-Zentrum, 1136 Wien, Würzburggasse 30, stattfinden.

Mitarbeiter der ersten Stunde werden im Mittelpunkt der Tagung stehen, die sich mit Fragen der Programmgeschichte sowie Organisationsstrukturen beschäftigen wird. Als Augenzeugen dieser »Pionierjahre« ab 1954 werden u.a. Wolf Neuber, Walter Davy und Paul Angerer, die sich später in vielerlei Funktionen im Rundfunk und im Fernsehen zu Publikumsliebblingen entwickelt haben, erwartet.

Eingeladen sind auch Examenskandidaten, die sich mit Fernsehgeschichte in Österreich beschäftigen. Ziel der Tagung ist nicht nur ein Dialog zwischen Zeitzeugen und Rundfunkhistorikern, sondern auch die Erstellung eines Forschungsplans für Österreich, der versucht, Programm- und Organisationsgeschichte zu koordinieren. Die wissenschaftliche Kompetenz bringen das Institut für Publizistik Wien - Wolfgang Duchkowitsch, Fritz Hausjell - und das Institut für Publizistik Salzburg - Thomas Steinmaurer - ein.

Auskünfte erteilt das ORF-Sekretariat: Tel. 01 - 87878 2380.

»Rezeptionsgeschichte nach 1945« Eine Tagung im Südwestfunk

Die Abteilung Medienforschung des Südwestfunks veranstaltet in Kooperation mit dem Studienkreis Rundfunk und Geschichte, der Stiftung Lesen, dem Deutschen Rundfunkarchiv und der Historischen Kommission der ARD am 24. und 25. Oktober 1997 beim Südwestfunk in Baden-Baden eine Fachtagung zur »Rezeptionsgeschichte nach 1945«. Die Tagung will Wissenschaftler zusammenbringen, die sich mit den »Veränderungen von Medienrezeption« befassen, und ihnen ein Forum für die Vorstellung von Forschungsarbeiten bieten. Berücksichtigt werden sollen alle Medien - Hörfunk, Fernsehen, Film, Zeitung, Zeitschrift und Buch. Ergänzt wird das breit angelegte Programm, das in Fachvorträgen und Podiumsdiskussionen präsentiert wird, durch eine Abendveranstaltung zum Thema »Die Rolle der Literatur und der Schriftsteller im Wandel seit 1945«.

Tagungsunterlagen können beim Südwestfunk, Unternehmensplanung/ Medienforschung, Hans-Bredow-Str., 76522 Baden-Baden, angefordert werden.

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Programmgeschichte des Rundfunks in der Weimarer Republik erschienen

Im Deutschen Taschenbuch Verlag (dtv) München sind, herausgegeben von Joachim-Felix Leonhard, die Ergebnisse jahrelanger Forschungsarbeiten der Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv (DRA) Frankfurt am Main - Berlin, Standort Frankfurt am Main, in zwei Bänden erschienen: die »Programmgeschichte des Hörfunks in der Weimarer Republik«. Auf nahezu 1 300 Seiten, illustriert durch zahlreiche Fotos, Faksimiles, Tabellen und Grafiken, haben fünf Mitarbeiter des DRA sich eines bislang - im Vergleich zur Organisations- und politischen Geschichte - kaum wahrgenommenen Forschungsgegenstandes angenommen. Die zweibändige Darstellung ergänzt somit den schon 1980 in der dtv-Reihe »Rundfunk in Deutschland« erschienenen und von Winfried B. Lerg geschriebenen Band »Rundfunkpolitik in der Weimarer Republik« um die programmrelevante Seite.

In den beiden Bänden entsteht erstmals ein für die wichtigsten Programmbereiche Zeitgeschehen, Musik und Literatur, zu denen ein einleitender umfangreicher Überblick über die organisatorischen Komponenten des Programms hinführt, umfassendes Panorama der Frühgeschichte des Rundfunks in Deutschland von 1923 bis 1933. Dabei wird deutlich, daß das bisherige Bild des Weimarer Rundfunks - geprägt von einer relativ genauen Kenntnis der Rundfunkordnung und bestenfalls fragmentarischen Informationen über das Programm - in manchem unzutreffend, vor allem aber unvollständig ist. Obwohl politisch und finanziell von staatlichen Instanzen beherrscht, haben sich die neun regionalen Sendegesellschaften und die überregionale Deutsche Welle erheblich mehr Freiräume zu verschaffen vermocht als bisher angenommen. So ist beispielsweise der konkrete Einfluß von Intendanten und leitenden Mitarbeitern bei weitem größer gewesen als der von Überwachungsgremien und zentraler Reichs-Rundfunk-Gesellschaft. Es konnte eine regional stark differenzierte Rundfunklandschaft entstehen, in der sich einzelne Sendegesellschaften mit ganz unterschiedlichen Programmen profilierten, die Hamburger Norddeutsche Rundfunk AG etwa als Vorreiterin im Aktuellen, die Frankfurter Südwestdeutsche Rundfunk AG als Hort der musikalischen Moderne und die Schlesische Funkstunde in Breslau im rundfunk genuinen Hörspiel.

In ihren zeitgeschichtlichen Kontext gestellt, läßt die Frühgeschichte des ersten elektronischen Massenmediums exemplarisch erkennen, wie sich ein neues Medium in eine formal demokratische Gesellschaft integrierte. Es wird deutlich, wie sich Politik und Gesellschaft des Rundfunks bemächtigten, er aber durchaus auch selbständig gesellschaftlich relevante Themen und Entwicklungen aufgriff, auf seine Weise einem breiten Publikum vermittelte und damit zu einem Faktor des gesellschaftlichen und politischen Lebens wurde.

Joachim-Felix-Leonhard (Hrsg.): Programmgeschichte des Hörfunks in der Weimarer Republik. 2 Bde. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1997, 1 298 Seiten. ISBN: 3-423-04702-X.

DRA

CDs zu Stalin-Kult und Zeppelin

Das Deutsche Rundfunkarchiv hat in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Museum in Berlin zwei neue CDs innerhalb der Serie »Stimmen des 20. Jahrhunderts« herausgegeben. Anlässlich der von Mai bis August 1997 zu sehenden Ausstellung »Aufbau West - Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt in der Nachkriegszeit« im Berliner Zeughaus erschien die CD »Stalinallee - Stalinstadt«. Neun Tondokumente des Rundfunks der DDR aus den Jahren von 1951 bis 1955 vermitteln noch einmal akustisch den Aufbau einer »sozialistischen Stadt« bzw. einer »sozialistischen Straße«, beginnend mit dem Anblasen des ersten Hochofens des Eisenhüttenkombinats Ost (1951), der »Taufrede« von Walter Ulbricht (1953) - mit der die Geschichte von Stalinstadt offiziell beginnt -, dem Richtfest an der Weberwiese bis zum Einzug in die neuen Wohnungen und Gesprächen mit den Mietern (1953) bzw. der Sendung zum zweijährigen Bestehen von Stalinstadt (1955), die als Folge der Entstalinisierung seit 1961 Eisenhüttenstadt heißt. Zwischendurch sind zwei Tonaufnahmen zu hören, die sich mit dem Tod Stalins beschäftigen: die Reportage von der eindrucksvollen Beerdigungszereemonie auf dem Roten Platz in Moskau sowie ein Ausschnitt vom Staatsakt der DDR-Führung in der Berliner Staatsoper (1953).

Die zweite CD »Der Zeppelin in Deutschland 1900 bis 1937«, bei der das Zeppelin-Museum in

Friedrichshafen zusätzlich Mitherausgeber ist, erinnert an die wechselvolle Geschichte des Zeppelins in Deutschland. Die CD dokumentiert den Start des ersten Luftschiffs (1900), die Dankesrede »an das deutsche Volk« von Graf Zeppelin (1908), die Schilderungen der Atlantiküberquerung von Eckener (1924) und die aufsehenerregende Arktisfahrt der LZ 127 (1931) sowie die berühmte Reportage vom Lakehurst-Unglück (1937). Nicht unerwähnt bleibt auch die Funktion des Zeppelins als Propagandainstrument der Nationalsozialisten, so bei der Deutschlandfahrt der beiden Zeppeline »Hindenburg« und »Graf Zeppelin« anlässlich der sogenannten Reichstagswahl (1936).

Die CDs, die beide ein illustriertes Begleitheft enthalten, sind beim Deutschen Historischen Museum bzw. beim Deutschen Rundfunkarchiv für je DM 9,95 zu erwerben.

WR